OSMANISCHE GESCHICHTSSCHREIBER

DER GEFANGENE DER GIAUREN

STYRIA

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000001

Osmanische Geschichtsschreiber
Herausgegeben von Richard F. Kreutel

Band IV

DER GEFANGENE DER GIAUREN

Die abenteuerlichen Schicksale des Dolmetschers 'Osman Ağa aus Temeschwar

Selbstbiographien gehören zu den Seltenheiten der osmanischen Literatur. Unter ihnen nehmen die Memoiren des Dolmetschers 'Osman Ağa eine besondere Stellung ein, weil sie ein höchst lebendiges Kultur- und Sittenbild des vielumkämpften Raumes zwischen Wien und Temeschwar aus der Zeit von 1688 bis 1717 (Eroberung Belgrads durch Prinz Eugen) vermitteln.

Als junger Kavallerieoffizier gerät 'Osman Ağa in die Kriegsgefangenschaft der Kaiserlichen. Schon die Besorgung des Lösegeldes verläuft abenteuerlich genug; er wird aber trotzdem nicht freigelassen, sondern widerrechtlich eingekerkert und soll auf eine italienische Galeere verkauft werden. Auf einem Fluchtversuch kommt er in Gewahrsam des aus der Steiermark stammenden Generals Graf Stubenberg. Er verbringt die folgende Zeit auf der Burg seines neuen Herrn in Kapfenberg, wo ihm dessen Pferde anvertraut werden, und läßt sich dort verwöhnen — bis es ihm zu langweilig wird. Nach vielen Bitten gelingt es ihm, den Dienst zu wechseln, und er landet in Wien bei dem Hofkriegsratsmitglied General von Schallenberg in der gleichen Verwendung.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000002

DER GEFANGENE DER GIAUREN

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000003

OSMANISCHE GESCHICHTSSCHREIBER

Herausgegeben von

DR. RICHARD F. KREUTEL

Band 4

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000004

1720

DER GEFANGENE DER GIAUREN

Die abenteuerlichen Schicksale des Dolmetschers
ʿOsman Aǧa aus Temeschwar,
von ihm selbst erzählt

Übersetzt, eingeleitet und erklärt von

RICHARD F. KREUTEL
und
OTTO SPIES

VERLAG STYRIA · GRAZ · WIEN · KÖLN

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000005

1720

A Fri 1720

Erste Auflage
Copyright 1962 by Verlag Styria
Graz Wien Köln
Alle Rechte vorbehalten Printed in Austria
Gesamtherstellung:
Universitäts-Buchdruckerei Styria
Graz

Inhalt

Zur Aussprache türkischer Wörter 7
Einleitung 9
Text 17
Anmerkung 213
Register:
Personennamen 220
Ortsnamen 225
Fachausdrücke und Titel 230
Übersichtskarte . . . . . am Ende des Bandes

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000007

Zur Aussprache türkischer Wörter

Die türkischen, arabischen und persischen Wörter und Namen werden — soweit sie nicht (wie etwa „Wesir", „Pascha", „Tatarenchan", „Tschausch", „Giaur") bereits zu unserem festen Bestand an Lehnwörtern zählen — in der modernen türkischen Lateinschrift wiedergegeben, die gegenüber dem deutschen Alphabet folgende Aussprachebesonderheiten aufweist:

c = stimmhaftes dsch (wie engl. j in „Jim")
ç = stimmloses tsch, wie in „Tschako" (engl. ch in „church")
e = nur vor y geschlossen, wie in „See" (z. B. „Bey"), sonst immer offen, wie „ä" in „Kälte"
ğ = nach e, i, ö, ü wie deutsches j; nach a, ı, o, u unhörbar, bewirkt aber Dehnung des vorangegangenen Vokals
ı = dumpfes i, im Deutschen nicht vorhanden, wie russ. y in „ryba"
h = am Silbenende immer deutlich hörbar, fast wie deutsches ch
j = wie franz. j in „journal"
s = immer stimmlos, wie deutsches ss und ß
ş = stimmloses deutsches sch, wie in „Schatten"
v = wie deutsches w
y = wie deutsches j in „ja"
z = stimmhaftes s, wie in „Wiese"
' = deutlicher Stimmabsatz vor und zwischen Vo-

kalen, wie vor ei bei überkorrekter Aussprache des Wortes „Ver-ein".

Vokale mit übergesetztem Zirkumflex (â usw.) sind lang auszusprechen. Diese Längenbezeichnung wird von uns jedoch nur dort angeführt, wo sie heute noch phonetisch wichtig ist oder aus anderen Gründen wünschenswert erscheint.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000010

Ebenso wie in den Literaturen der beiden anderen Islamsprachen, des Arabischen und des Persischen, zählen auch im türkischen Schrifttum umfangreichere Darstellungen des eigenen Lebens zu den großen Seltenheiten. Die osmanische Geschichtsschreibung, wie wir sie heute überblicken, weist solche Autobiographien und Memoirenwerke erst vom 17. Jahrhundert an auf: Ein türkischer Kadı namens *Mustafa Efendi* schilderte in einer kleinen Schrift seine Kriegsgefangenschaft auf Malta*, der berühmte Polyhistor *Kâtib Çelebi*** nahm in die Sammlung seiner Werke auch die Geschichte seines eigenen Lebens auf, und das „Fahrtenbuch" des *Evliya Çelebi*, aus dem der zweite Band der vorliegenden Reihe*** eine Probe bietet, enthält auch die Lebenserinnerungen des großen türkischen Reiseschilderers.

Unter diesen und den ebenso selten aufscheinenden osmanischen Autobiographien der Folgezeit ragt das Selbstleben des Dolmetschers *'Osman Ağa* aus Temeschwar weder durch hohe Stellung oder tiefe Geistesbildung seines Verfassers noch durch besondere Bedeutung seines Inhaltes für die eigentliche Geschichtsforschung hervor. Was den Memoiren 'Osmans, die er als

* İsmet Parmaksızoğlu, *Bir türk kadısının esaret hatıraları*, in *Tarih Dergisi*, Bd. V (1953), S. 77 ff.

** Auch *Hacı Halife* genannt, eigentlich *Mustafa ibn Abdullah*, 1609—1657.

*** Osmanische Geschichtsschreiber, Bd. II: „Im Reiche des Goldenen Apfels" (1957).

etwa Vierundfünfzigjähriger in Stambul, fern seiner alten Heimat, niederschrieb, ihren eigentlichen Reiz für den abendländischen Leser von heute verleiht, ist das lebendige Sittenbild rund um die abenteuerlichen Schicksale, die der Verfasser, eine eher der Sphäre des „kleinen Mannes" zugehörende Durchschnittspersönlichkeit aus dem Mittelstand der türkischen Grenzbevölkerung, als junger Mann teils mitten im Sog und teils am Rande der österreichischen Türkenkriege des ausgehenden 17. und frühen 18. Jahrhunderts erlebt hat und nun in diesem Buche erzählt.

'Osman wurde etwa um 1671 im damals türkischen Temeschwar als zweiter der drei Söhne des Milizhauptmannes *Ahmed Ağa* geboren und erhielt dort, kaum noch zum Jüngling herangewachsen, dank der Protektion eines Vatersfreundes die Stelle eines Wachtmeisters in der Festungskavallerie, so daß er künftig den Offizierstitel eines *Ağa* führte. Mit Sonderauftrag in die nahe Festung Lipova abkommandiert, geriet der blutjunge Reiteroffizier bei deren Eroberung durch die Kaiserlichen, die nach der Abwehr der Belagerung Wiens unter dem Großwesir *Kara Mustafa* nunmehr im Gegenstoß bereits in das Banat eingedrungen waren, am 11. Juni 1688 in Kriegsgefangenschaft und fiel einem Badenser Auditorleutnant als willkommene Beute zu. Sein Lösegeld, zu dessen Beibringung 'Osman gegen Bürgschaft nach Temeschwar beurlaubt worden war, wurde ihm auf dem beschwerlichen Rückweg zur Truppe von ungarischen Heiducken geraubt, und er selbst entging dem unabwendbar scheinenden Tode erst im allerletzten Augenblick. Mit List und Ausdauer schlug er sich, dem gegebene Worten getreu, wieder zu seinem „Herrn" durch und konnte dank einem glücklichen Zufall auch das geraubte Lösegeld wieder zustande bringen. Obwohl

damit die „Ranzionierung“ von seiner Seite erfüllt war, erhielt er nun doch nicht die Freiheit, sondern bekam nur immer drückender das harte Los des Gefangenen zu spüren, mit monatelanger Kerkerhaft und der mit knapper Not abgewendeten Gefahr, von seinem ehrvergessenen „Herrn“ auf eine italienische Galeere verkauft zu werden. Die unmenschliche Behandlung der Maroden in der deutschen Truppe — der eigenen Soldaten wie der Gefangenen —, deren ʿOsman so oft Zeuge geworden war, erfuhr er auch am eigenen Leibe, als er, fiebernd und bewußtlos, von den Wachmannschaften einfach auf einen Misthaufen geworfen wurde und dort tagelang für tot liegenblieb. Trotzdem wieder zum Leben erwacht, machte er eine neue Leidenszeit durch, hungernd und frierend, mit sinnlosen Prügelstrafen und der endgültigen Gewißheit, die Freilassung nie mehr erhoffen zu können. Ein mißlungener Fluchtversuch brachte ihn in den Gewahrsam des Festungshauptmanns von Ivanić, General *Graf Stubenberg*. Nach einem Jahr im Kerker konnte der ehemalige Kavallerist dank seiner Sachkunde in der Pferdewartung zwar eine gewisse Erleichterung seines Gefangenendaseins erreichen, aber der Beschluß des Grafen, den anstelligen Burschen nun in die Steiermark mitzunehmen, raubte ʿOsman jede weitere Aussicht auf eine Möglichkeit, in das türkische Gebiet zu entweichen. Rund um die Stubenbergische Burg in Kapfenberg lernte er jetzt eine neue Welt kennen, in der er sich sein Los bald recht erträglich zu gestalten verstand; die Gräfin bezeigte ihrem muslimischen Roßknecht herzliches Wohlwollen, und ʿOsman war bald so verwöhnt, daß er nach dem Tode des Grafen es sich leisten konnte, auf seine Versetzung von Kapfenberg — wo es ihm zu langweilig war! — an einen anderen Dienstort zu drängen. Als auch die Ver-

führungskünste, die die schöne Kammerzofe — offenbar auf Anweisung ihrer Herrin — nun auf einmal dem scheuen Türken gegenüber ganz rückhaltlos spielen ließ, ʿOsmans Fernweh nicht verdrängen konnten, ließ ihn die Gräfin denn endlich ziehen, zwar nicht in die Freiheit, aber doch nach Wien, in die Dienste ihres Schwagers, der aber seinen neuen Diener gleich an einen anderen Grafen, den kaiserlichen Hofkriegsrat General *von Schallenberg*, abtrat. In dessen Gefolge verbrachte ʿOsman nun sieben lange Jahre mit immer neuen Erlebnissen und Abenteuern, von der prunkvollen Hochzeit seines Herrn mit einer kaiserlichen Hofdame bis zu lebensgefährlichen Wirtshausraufereien mit Wiener Wachesoldaten, von der ihm ermöglichten Ausbildung zum perfekten Zuckerbäcker bis zu der — von der menschenfreundlichen Gräfin *Schallenberg* gemeinsam mit dem Kirchenfürsten *Kollonitsch* ausgeheckten — gewaltsamen Befreiung eines türkischen Mitgefangenen aus den Händen eines hartherzigen schwedischen Diplomaten, von Liebeshändeln und leichtsinnigen Bravourstückchen im Dienstbotenmilieu bis zur Teilnahme an den großen Reisen seines gräflichen Herrn nach Bayern, Italien und Ungarn. Das wohlmeinende Ansinnen der Gräfin, ʿOsman möge sich durch Übertritt zum christlichen Glauben eine behagliche Zukunft als Schützling ihres Gemahls sichern und damit für immer in ihren Diensten bleiben, schlug er standhaft aus, und endlich bot ihm eine glückliche Fügung die Möglichkeit zur Flucht in die Heimat. Im Mai 1699, als nach dem Frieden von Karlowitz die habsburgisch-osmanische Grenze für die zahlreichen Rückwanderer von hüben und drüben geöffnet worden war, entlief ʿOsman seiner Herrschaft und trat, als kaiserlicher Offizier verkleidet und mit gefälschten Pässen versehen, mit drei muslimischen Schicksals-

genossen die Reise von Wien donauabwärts an. Allen unvorhergesehenen, bis zur letzten Minute immer neu auftauchenden Gefahren zum Trotz bewerkstelligte er die an dramatischen Wendungen reiche Flucht und gelangte schließlich glücklich nach Belgrad und Temeschwar. Dort wurde er auf Grund seiner Deutschkenntnisse bald zum Dolmetscher der Statthalterschaftskanzlei bestellt, diente in der osmanisch-habsburgischen Grenzziehungskommission des Jahres 1700 und reiste als Sonderbeauftragter seines Paschas 1704 zum Fürsten Rákóczy und 1709 in besonders vertraulicher und verantwortungsvoller Sendung zu General Nehem, dem kaiserlichen Befehlshaber im Grenzgebiet. Diese schöne Zeit im Leben ʿOsmans, der inzwischen Familienvater und Grundbesitzer geworden war, nahm mit der Eroberung von Temeschwar (1716) und Belgrad (1717) ein bitteres Ende. Er scheint dann eine Zeitlang als Kanzleidolmetscher in Vidin gearbeitet zu haben, bevor er 1724 mit seinen noch lebenden Familienangehörigen nach Stambul zog. Dort dürfte er, nach Anhaltspunkten in seinen anderen Schriften zu schließen, als Dolmetscher im Dienste der kaiserlichen Residenten an der Hohen Pforte sein „kärgliches Dasein" gefristet haben. Sein letztes Lebenszeichen datiert vom Mai 1725; über sein weiteres Schicksal und die Zeit seines Todes ist nichts bekannt.

Neben seiner Autobiographie hat ʿOsman Ağa noch einige andere Schriften verfaßt, die uns ebenfalls nur in je einem Manuskript erhalten sind. Seine „Deutsche Geschichte" *(Nemçe Tarihi)* von Karl dem Großen bis Karl VI. ist unvollendet geblieben und reicht nur bis zum Jahre 1662. In einem Werk ohne Titel (Österr. Nationalbibliothek, Mxt. 657) schildert der Temeschwarer Dolmetscher seine Gesandtschaftsreise zum Für-

sten Rákóczy, die ihn über Munkács und Ungvár nach Siebenbürgen führte, und schließt daran die eingehende und teilweise protokollmäßige Darstellung der auch in der Autobiographie (siehe S. 207 ff.) erwähnten Verhandlungen zwischen den kaiserlichen und türkischen Kommissären über die Streitfälle von Kecskemét und Durazzo sowie den aufschlußreichen, in die Praktiken des türkischen Statthalters interessante Einblicke gewährenden Bericht über die Beilegung dieses Zwistes, an der er selbst, als Intimus des Paschas von Belgrad, hervorragenden Anteil hatte*. Sein „Buch der Diplomatik" *(Kitâb-ı İnşâ)* ist eine Sammlung von diplomatischen Notenwechseln samt Berichten über die von ʿOsman im jeweiligen Gegenstand durchgeführten Missionen zu verschiedenen kaiserlichen Generälen und enthält ferner nach einer kurzen Schilderung der Kriegsereignisse 1716 (Schlacht bei Peterwardein und Einnahme von Temeschwar) die Wiedergabe von Unterredungen aus der diplomatischen Praxis des Stambuler Residenten des deutschen Kaisers mit verschiedenen Würdenträgern der Hohen Pforte. Ein zweites „Buch der Diplomatik" (Ö.N.B., Mxt. 175) behandelt ähnliche Themen wie der erste Teil des obengenannten. Eine weitere Briefsammlung (Ö.N.B., Mxt. 147) dürfte, wenn sie nicht von ʿOsman selbst zusammengestellt worden ist, doch wenigstens in seinem Besitz gewesen sein, wie sich aus einer Namenseintragung auf dem letzten Vorsatzblatt schließen läßt. Während das Manuskript der „Deutschen Geschichte" in einer İstanbuler Bibliothek liegt, befinden sich die vier letztgenannten

* Die erstmalige Übersetzung dieses Berichtes über die Höhepunkte der Amtstätigkeit des Dolmetschers ʿOsman Ağa erscheint unter dem Titel „Zwischen Paschas und Generälen" als Band V der Reihe „Osmanische Geschichtsschreiber".

Werke in Wiener Sammlungen und könnten von ʿOsman wohl im Auftrage von damaligen österreichischen Diplomaten in der Türkei abgefaßt worden sein.

Auch die Handschrift mit der hier in Übersetzung vorgelegten Autobiographie des schreibfreudigen Dolmetschers ist von einem Wiener Orientalisten, *Alfred Kremer*, ins Abendland gebracht worden; heute gehört sie dem British Museum zu London. Sie trägt keinen Titel und ist — offenbar von ʿOsmans eigener Hand — in einem sehr kurrenten Kanzlistenduktus geschrieben, dessen Entzifferung den Übersetzern oft nicht minder große Schwierigkeiten bereitet hat als die Interpretation so mancher dunklen Stelle des Textes, dessen Sprache häufig gegen die Regeln der osmanisch-türkischen Grammatik verstößt. Die Übersetzung läßt solche Mängel nicht sichtbar werden, dürfte aber ansonsten ein getreues Bild von der schlichten und um so fesselnderen Erzählung geben, in der ʿOsman Ağa seine wechselvollen Schicksale nochmals vor seinem geistigen Auge vorbeiziehen ließ. Daß wir Heutigen ihm auf seinen dornenreichen Wegen durch bittere Kriegsnot und lange Gefangenschaft im fremden Land folgen, aber auch seine kleinen Freuden und seinen großen Triumph nachempfinden und geradezu miterleben können, wie dieser türkische Simplicius Simplicissimus, zwischen zielbewußtem Tatendrang und geduldiger Ergebung in den unerforschlichen Willen Allahs nach Bedarf wechselnd, auch aus der hoffnungslosesten Bedrängnis doch immer wieder einen Ausweg findet und mit unbeirrbarer Zähigkeit sich schließlich die Rückkehr in seine geliebte Heimat erkämpft — das macht seinen Lebensroman für den abendländischen Leser unserer Tage zu einem aufschlußreichen Zeugnis von der geistigen und seelischen Gestalt eines Türken aus der Zeit des Prinzen Eugen.

Die hier vorgelegte Übertragung ist eine teilweise Neufassung der von den gleichen Übersetzern schon früher veröffentlichten Arbeit, die als „Leben und Abenteuer des Dolmetschers Osman Aga“ 1954 mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft in den Bonner Orientalistischen Studien (Neue Serie, Band 2, im Selbstverlag des Orientalischen Seminars der Universität Bonn) herausgegeben worden ist. Wer sich über die philologischen Probleme des Textes, über Möglichkeiten seiner sachlichen Auswertung und über den geschichtlichen Hintergrund des Werkes und seines Autors eingehender zu unterrichten wünscht, möge zu diesem Buch greifen.

Hier aber wurde die Übersetzung von allen linguistischen und den entbehrlichen sachlichen Erläuterungen und Erörterungen befreit, und der Anmerkungsteil enthält nur das zum unmittelbaren Verständnis des Textes unbedingt Nötige. Kurze Hinweise zu den vorkommenden Personen und Örtlichkeiten finden sich in den Registern am Ende des Bandes, denen auch ein Verzeichnis der Fachausdrücke und Titel mit deren Erklärung sowie eine Übersichtskarte vom Schauplatz der Handlung beigegeben ist.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000018

Allah der Allerhabene, der Seine Knechte aus dem Nichts erschafft, bestimmt in Seiner Allmacht jedem sein Leben und sein Schicksal voraus. Was also dem Menschen auch immer widerfährt an Gutem wie an Bösem, er muß sich allezeit bewußt sein, daß es von Allah dem Allgewaltigen kommt.

So habe etwa ich Geringer, der ich aus der Festung Temeschwar stamme, bei unseren Feinden in hoffnungsloser Gefangenschaft geschmachtet und gar abenteuerliche Schicksale erduldet.

Einen kleinen Teil davon will ich nun in diesem Buche erzählen.

—

Mein seliger Vater, Ahmed Ağa ibn Mahmud — um mit ihm zu beginnen —, war vor hundert Jahren mit seinen drei Geschwistern aus Belgrad nach Temeschwar gekommen, wo er sich ansässig machte und heiratete. Zehn Jahre vor seinem Tode, da er noch als Kethüda im Ersten Korps der Festungsmiliz von Temeschwar diente, war die Stelle eines Ağa der Infanterie bei der Temeschwarer Landestruppe frei geworden und er hatte sie bekommen, so daß er fortan in recht guten Verhältnissen lebte. Vor der Ehe mit meiner Mutter war er bereits ein- oder zweimal verheiratet gewesen und hatte auch Kinder gehabt, die aber nach dem Ratschlusse Allahs des Allerhabenen alle gestorben waren, bevor ich

zur Welt kam. Nun also heiratete er meine Mutter, eine Jungfrau aus Slankamen, die er sich nach Temeschwar geholt hatte. Sie schenkte ihm im Laufe von fünfundzwanzig Jahren neun Kinder, und zwar fünf Jungen und vier Mädchen. Von diesen waren noch drei Jungen und zwei Mädchen am Leben, als meine Mutter im Jahre 1077 nach der Hidschra des Gesegneten Propheten starb; zwei Monate darauf folgte ihr mein Vater ins Grab — Allahs Erbarmen sei über ihm, der aus dieser Welt geschieden und in die Ewigkeit eingegangen ist! Unsere Toten wurden sämtlich zu Temeschwar vor der heiligen Moschee bestattet, zu der die ehemalige Jesuitenkirche im Inselviertel umgestaltet worden war.

Beim Tode unseres Vaters stand mein älterer Bruder Bektaş Ağa im Alter von sechzehn Jahren; nach ihm kamen meine beiden Schwestern, ʿAtiye Kadın mit vierzehn und Vasıfhân Kadın mit zehn Jahren, während ich selbst neun und mein kleiner Bruder Süleyman erst zwei Jahre zählte. Für uns Minderjährige, also für uns zwei Brüder und die eine Schwester, wurde von Rechts wegen ein Vormund bestellt. Und zwar hatte mein seliger Vater auf dem Sterbebett folgendes als seinen letzten Willen verfügt: Mein älterer Bruder sollte die Ağa-Stelle übernehmen; meine Schwester ʿAtiye sollte man dem Kethüda und Schützling meines Vaters, Zülfikar Kethüda, zur Frau geben, und dieser sollte auch die Vormundschaft für uns unmündige Kinder führen, zusammen mit meinem Bruder bei uns wohnen und für uns alle bestens sorgen.

Demnach wurden die Erbanteile, die sowohl von der Mutter als auch vom Vater her auf jeden von uns entfielen, rechtmäßig aufgeteilt; den Großjährigen wurden ihre Anteile ausgehändigt, während das Vermögen der Minderjährigen zu treuen Händen verwahrt wurde. Es

war ziemlich viel Geld auf uns gekommen, und unter diesen Umständen heiratete mein älterer Bruder; ich wohnte bis zu meiner Volljährigkeit bei ihm und lernte bei verschiedenen Lehrern Lesen und Schreiben.

Dann aber kam es zur Belagerung von Wien, schlimme Zeiten brachen an und es gab Kampf und Krieg. Mein älterer Bruder rückte für ein oder zwei Jahre zum Feldheer ein und nahm mit seiner Truppe an den Kämpfen um Szatmár und Kaschau teil. In dieser Zeit starben auch meine beiden Schwestern; das Erbe, das sie hinterließen, wurde gleichfalls aufgeteilt und mir mein Anteil ausgefolgt. Da mein Bruder und unser Schwager immer vorzügliche Pferde hielten, hatte auch ich schon von Kindesbeinen an einen Hang zum Reiten und zum Waffenhandwerk. Ich kaufte mir nun, sobald ich mein Erbteil in Händen hatte, ein mir entsprechendes Pferd sowie Waffen und die anderen Ausrüstungsgegenstände und zog mit der übrigen wehrhaften Mannschaft auf Raubzüge und Streifjagden aus. Bei verschiedenen Treffen und Gefechten durch meine Kampfbegeisterung auf mich aufmerksam geworden, erzeigte mir Piri Ağa, der Ağa der Ersten Schwadron von Temeschwar und ein alter Freund meines Vaters, sein besonderes Wohlwollen und bot mir die Stelle eines Odabaşı an, die in seinem Korps frei geworden war. Mein Bruder und mein Schwager gaben ihre Zustimmung, und so wurde ich Odabaşı bei dieser Truppe, mit der ich dann zwei oder drei Jahre lang im Dienste des Padischahs stand.

In dieser Zeit zog der General Heißler gegen die Festungen Szolnok und Szarvas und nahm sie ein; die Einwohner flohen in die Festung Temeschwar. Ferner überfiel der General die Festung Arad und tötete den Großteil ihrer Einwohner und der rumelischen Truppen, die dort in Garnison lagen, oder führte sie gefangen ab.

Nachdem er diese Plätze eingeäschert hatte, zog er weiter, belagerte die Festung Csanád und plünderte die umliegenden Dörfer und Gemeinden. Da er indessen kein schweres Geschütz bei sich hatte, rückte er, nachdem er einige Tage vor Csanád liegengeblieben war und die Vorstadt in Brand gesteckt hatte, wieder nach Szarvas ab.

Bereits vorher hatte es eine Niederlage vor Szegedin gegeben und General Wallis hatte die Festung erobert, so daß nunmehr die Ufer der Theiß und der Maros gänzlich ungeschützt waren. Die serbischen Ra'âyâ, die aus ihren Landgauen geflohen waren, hatten sich allesamt als Heiducken und Hussaren auf die Seite der Deutschen geschlagen und in den obgenannten Gebieten festgesetzt. Von dort aus unternahmen sie bewaffnete Kriegszüge gegen die Temeschwarer Bevölkerung, kamen jeden Tag in die Nachbarschaft unserer Festung und auch unmittelbar vor sie, raubten und plünderten, griffen Reisende, Gärtner und andere Erwerbstätige auf, wo sie sie fanden, erschlugen sie oder schleppten sie in ihre Festungen und warfen sie dort in den Kerker, um sie erst gegen Lösegeld wieder freizulassen; wir hinwiederum streiften ebenfalls mit unseren Raubscharen zu Pferde und zu Fuß bis vor ihre Festungen, fingen zusammen, was wir erwischten, und zogen also kämpfend hin und her.

So gingen etliche Jahre dahin, während deren ich viele Feldzüge mitmachen und an zahlreichen Gefechten und Kämpfen teilnehmen konnte. Im Jahre 1098 der Hidschra schließlich, als der selige Koca Ca'fer Pascha Statthalter in Temeschwar war, kamen zu Anfang des Monats Ṣa'bân von der Hohen Pforte die Löhnungen für die in der Festung Arad garnisonierten Janitscharen, Waffenschmiede und Artilleristen des Großherrn in

Temeschwar an, um von dort nach Arad gebracht zu werden. Da wir aber ringsum von Feindesland umgeben und somit die Wege unsicher waren, kommandierte der selige Pascha hierzu meine Einheit, also die Erste Schwadron, ab und gab mir den Auftrag, mit meinen Leuten das Geld nächtlicherweile nach Lipova zu bringen. Befehlsgemäß ritt ich also mit meiner Fahne und meinen Leuten auf das Feld von Baba Hüseyin hinaus, und eine Stunde vor Abend, als ich mit meinen achtzig Mann angetreten war, kam Seine Exzellenz Ca'fer Pascha in eigener Person und inspizierte uns; dann übergab er uns das Geld und schickte uns mit Segenswünschen auf den Weg. Wir ritten also los und ließen, da die Entfernung von Temeschwar bis zur Festung Lipova zehn Wegstunden beträgt, nur zwei- oder dreimal unsere Tiere harnen, saßen aber ansonsten nicht ab. Am Morgen trafen wir beim Temeschwarer Tor der Festung Lipova ein und lieferten das Geld wohlbehalten in der Festung ab. Wir selbst fanden alle in den Häusern der Ağa und Lehensträger von Lipova Unterkunft und gastliche Aufnahme.

Nun ist Lipova für seine Weinberge und Obstgärten berühmt, und es war damals gerade die Kirschenzeit, wo es dort die prachtvollsten und köstlichsten Kirschen in Hülle und Fülle gibt; das Okka kostet dann kaum ein Akçe, aber niemand kümmert sich darum und die Kirschen liegen haufenweise auf dem Markt herum. Wir beschlossen also einhellig, einen Tag hierzubleiben und uns an den Kirschen gütlich zu tun.

An jenem Tage, kurz vor Abendanbruch, als wir alle in unseren Quartieren es uns wohl sein ließen, kamen ungarische Hussaren längs des Marosufers von Siebenbürgen her gegen die Festung herangeprescht, feuerten ein paar Flintenschüsse ab und stoben wieder davon. In

der Innenfestung wurde sofort ein Alarmschuß gelöst, und jedermann in der Festung, der ein Pferd hatte, saß auf und setzte dem Feinde in wilder Jagd nach. Als wir bei dieser Verfolgung die Höhe der Festung Solymos erreichten, die auf dem anderen Ufer der Maros oberhalb von Lipova auf einem hohen Berge liegt, da riefen die Leute dieser Festung, die von ihrem hochgelegenen Standort aus einen feindlichen Hinterhalt ausgemacht hatten, zu uns herüber, wir sollten nicht weiterreiten, weil der Feind uns eine Falle stellen wolle. Auf diese Warnung hin und weil auch schon die Dämmerung hereinbrach und wir also ohnehin keine Gefangenen mehr hätten machen können, kehrten wir wieder in unsere Festung zurück und begaben uns in unsere Quartiere.

Wir Auswärtigen, die wir als Gäste hier waren, ahnten nicht, was inzwischen um Lipova im Gange war, aber der Beğ von Lipova und die Ortsbehörden müssen davon Nachricht gehabt haben; indessen sagten sie niemandem etwas und hielten alles geheim, denn die wehrfähige Mannschaft der Festung war an sich schon nicht stark gewesen und in verschiedenen Gefechten waren noch jeweils hundert und mehr Leute gefallen oder in Gefangenschaft geraten, so daß nun insgesamt keine dreihundert Mann mehr übrig waren. Außer uns Temeschwarern war in Lipova noch ein Ağa mit siebzig oder achtzig Mann Festungsreiterei aus Yanova eingetroffen, um die bewußte Geldsendung dorthin zu bringen. Somit ergab sich, Einheimische und Auswärtige zusammengenommen, eine Kampfstärke von fünfhundert Mann.

Nun, am Morgen des nächsten Tages ertönte plötzlich vom Tänzerberg, auf dem die Weingärten von Lipova liegen, der Schall deutscher Trompeten herüber und ließ alles Volk in der Festung auffahren. Jeder warf sich

auf sein Pferd und wollte ins Freie, aber da waren die Festungstore schon fest verriegelt und niemand konnte mehr hinaus.

Es war aber der General Caraffa, der da mit seinen deutschen Soldaten angerückt war. Er hatte im vergangenen Winter mit den ihm unterstellten achtzehn Regimentern deutscher Infanterie und Kavallerie in Siebenbürgen im Winterquartier gelegen, von wo er in den ersten Frühlingstagen aufgebrochen und am Maros-Ufer entlang bis vor Lipova gezogen war; den nötigen Troß, Munition und Geschütze hatte er auf der Maros herunterbringen lassen.

Während also in der Morgenfrühe jenes Tages in Lipova die Einheimischen aufgeregt durcheinanderliefen und einer vom andern wissen wollte, was da los sei, faßten wir Auswärtigen den Plan, über die Maros nach Radna und Yanova hinüberzureiten. Als wir aber an die Marosbrücke kamen, mußten wir feststellen, daß sowohl von Solymos als auch von der Marosenge her tausend bis zweitausend oder noch mehr Heiducken und Hussaren angerückt kamen und die Straßen sperrten. Damit war uns jeder Ausweg abgeschnitten, und wir mußten nunmehr wohl oder übel in der Festung bleiben.

Die Marosbrücke brannten wir ab, weil die äußere Festung gegen den Fluß hin ungeschützt war, während die eigentliche Zitadelle, also die innere Befestigungsanlage, aus Palisaden errichtet und von geringem Umfang war, umgeben von einem Wassergraben und mit drei oder vier kleinen Basteien versehen, auf denen je vier bis fünf Geschütze standen. Die äußere Befestigung hingegen war eine recht weitläufige Anlage und bestand in einem einfachen Mauerzug mit etlichen Türmen und Verbindungswällen. Dieser Raum, auf dem vielleicht tausend oder zweitausend Häuser standen, lag zur Maros

hin offen; die Mauer führte von der Maros aus um ihn herum und wieder bis zum Fluß zurück.

Nun hatte also der General, wie schon erwähnt, mit seinen Soldaten die Festung von allen Seiten eingeschlossen und nahm die Belagerung auf, ohne jedoch an diesem Tage auch nur einen einzigen Kanonen- oder Gewehrschuß abgeben zu lassen, während aus der Innenfestung bis zum Abend ununterbrochen aus Geschützen und Gewehren gefeuert wurde. Mehrere Schützentrupps rückten aus, pirschten sich durch das Gartengelände an die deutschen Vorposten an und beschossen sie. So verging der Tag.

Im Laufe dieses Tages und in der folgenden Nacht hatte aber der General aus dem deutschen Heerlager neun schwere Geschütze und vier Mörser herbeischaffen und fünfhundert Schritt von der Mauer der Außenfestung entfernt im Gartengelände aufstellen lassen. Mit diesen neun Kanonen und den Mörsern begannen die Deutschen nun im Morgengrauen des zweiten Tages die Festung zu beschießen, und bis zur Zeit des Nachmittagsgebetes hatten sie bereits eine richtige Sturmbresche in die Mauer der Außenfestung gelegt. Diese Bresche wurde von innen unter dem Schutze mehrerer Fähnlein mit Erde, Kissen und Matratzen ausgefüllt, jedoch mit einer neuen Geschützsalve bald wieder freigeschossen.

So ging der Kampf hin und her, und nach dem Nachmittagsgebet erfolgte von draußen ein Sturmangriff. Als da die deutschen Truppen an der Bresche waren, eilten die meisten unserer Leute dorthin und verteidigten die Bresche mit Gewehrfeuer und Handgranaten. Dadurch blieben aber die anderen Stellungen unbesetzt, und schon kam auch die Meldung, daß beim Großen Tor und beim Temeschwarer Tor ungarische und serbische Hussaren

und Heiducken mit Leitern eingestiegen waren, die Tore aufgebrochen hatten und weiter vorgedrungen waren. Wir mußten also den Kampf um die Bresche wohl oder übel aufgeben und wollten uns nun in die innere Festung zurückziehen, aber als wir uns ihr näherten, sahen wir, daß uns die ungarischen und serbischen Soldaten bereits den Weg abgeschnitten und die Gassen schon besetzt hatten. Unter diesen Umständen blieb uns nichts anderes übrig, als uns mitten durch die Feinde durchzuschlagen. So bahnten wir uns mit den Waffen einen Weg in die Innenfestung und erreichten sie glücklich, hatten aber große Verluste an Gefallenen und Verwundeten.

An diesem Tage wurde bis zum Abend heftig gekämpft, und die Deutschen besetzten die äußere Festung. Indessen flammten, teils von den Osmanischen und teils von außen her gelegt, allenthalben Brände auf, und die ganze Stadt brannte den Rest des Tages und die ganze Nacht hindurch. Da Festung und Stadt nur durch den Graben voneinander getrennt waren, fingen der Torturm und mehrere Häuser in der Innenfestung Feuer, und so griff nun der lodernde Brand auch auf diese über. Bei der Enge in der Festung und angesichts der Straßen, die mit lauter Tieren, Pferden und Menschen vollgestopft waren, fürchteten wir nun, in den Flammen umzukommen. So schickte man Leute auf den brennenden Turm und auf die Häuser zum Löschen, aber diese boten den Büchsen der deutschen Infanteristen draußen auf den Minâres und Dachböden ein gutes Ziel und wurden einer nach dem anderen abgeschossen, so daß wir uns in ärgster Bedrängnis sahen.

Übrigens stand jenseits des Grabens in der Nachbarschaft der Festung ein steinernes Kervansaray, dessen Obergeschoß abgebrannt war, so daß nur noch die vier

Steinmauern standen. Dorthin brachten die Deutschen ihre Mörser und begannen nun, ihre Granaten hereinzuschießen, während sie von den Dächern der Häuser aus, bloß über den Graben herüber, uns ununterbrochen mit heftigem Gewehrfeuer eindeckten.

So kam binnen drei Tagen und Nächten eine große Zahl von Menschen und Tieren um. — Mir wies man eine eigene Bastei zu, und zwar die gefährlichste und am hitzigsten umkämpfte Stellung der Festung. Dort habe ich damals selbst die Geschütze geladen und abgefeuert oder auch mit dem Gewehr in den Kampf eingreifen müssen.

—

Die Ortsbehörden von Lipova sahen nun selbst, wie die Dinge standen, und beratschlagten schließlich, ob man die Festung übergeben solle. Das wurde gutgeheißen, und so hißte man auf den Zinnen der Festung die weiße Kapitulationsfahne. Als man das draußen bemerkt und den Offizieren gemeldet hatte, wurde der Kampf eingestellt und von den Deutschen ein Unterhändler vorgeschickt. Auf seine Frage, was man wolle, wurde ihm aus der Festung geantwortet: „Wir wollen die Festung übergeben. Stellt uns geeignete Geiseln, und auch wir wollen Leute hinausschicken, damit die Kapitulation abgehandelt wird."

Daraufhin wurden sogleich zwei von den deutschen Offizieren — zwei Kapitäne — in die Festung abkommandiert. Bei ihrem Eintreffen wurden aus der Festung zwei Ağa von Lipova hinausgeschickt, denen der Beğ von Lipova aus seinem Privatstall einen Rappen, mit Sattel und silbernem Zaumzeug geschmückt, als Geschenk für den General Caraffa mitgab.

Vor diesem angelangt, wurden die beiden Ağa nach

ihrem Begehr gefragt und antworteten: „Da Ihr mit dem kaiserlichen Heere vor unsere Festung gekommen seid, um sie zu belagern und zu erobern, und da wir zu weiterem Widerstande nicht mehr fähig sind, so wollen wir die Festung unter der Bedingung übergeben, daß Ihr uns mit unseren Angehörigen sowie mit unserer Habe und unseren Lebensmittelvorräten freies Geleit nach Temeschwar gewährt."

Darauf entgegnete der General: „Eine solche Übergabe, wie ihr sie da wollt, kommt nicht in Frage. Ich will euch aber eine Kapitulation unter der Bedingung gewähren, daß ihr ohne Waffen und Gepäck mit euren Angehörigen abzieht und daß es ganz unserem Ermessen überlassen bleibt, ob wir euch freilassen oder als Gefangene behalten."

Unsere Vertreter waren damit nicht einverstanden und wandten ein, daß eine solche Kapitulation doch unmöglich sei. Alle ihre Bemühungen und Versuche blieben jedoch erfolglos; der General schickte die abgesandten Unterhändler mitsamt dem Pferd wieder zurück und meinte: „Dann geht eben und kämpft weiter!"

Unsere Unterhändler kamen also in die Festung zurück, die von den Deutschen gestellten Geiseln begaben sich wieder hinaus und der Kampf mußte von neuem aufgenommen werden.

Während der Waffenruhe waren die deutschen Offiziere und Soldaten aus ihren Schanzgräben herausgekommen und hatten sich nahe beim Festungsgraben zum Essen und Trinken niedergelassen. Schlau wie sie waren, warfen sie Steine und Holzstücke in den Graben und ließen sie von ihren Hunden apportieren, und einige prüften mit Spießen die Tiefe des Grabens. Sie wollten auf diese Art ihre Vorkehrungen für einen etwa notwendigen Sturmangriff treffen und schätzten, mit derlei

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000029

Kriegslisten die Festung binnen kurzem in die Hand zu bekommen.

—

Als der Kampf schließlich wieder im Gange war, wurde die Innenfestung einen Tag und eine Nacht lang mit schwerstem Feuer belegt und es entstanden hohe Verluste an Tieren und Menschen. Aus Rücksicht auf ihre Frauen und Kinder und sonstigen Verwandten und Angehörigen entschlossen sich nun die Ortsbehörden einstimmig, wieder die Kapitulationsfahne zu hissen und Waffenstillstand zu verlangen. Es wurden Leute hinaus entsandt und die Kapitulation unter den vom General gestellten Bedingungen abgeschlossen.

Noch in der gleichen Nacht besetzten also die deutschen Truppen das Festungstor an der Außenseite, während die Innenseite den Osmanischen verblieb. Zufolge den Kapitulationsbedingungen unbewaffnet, begann nun der Abzug der Männer und Frauen aus der Festung, wobei ich von meiner Bastei aus zusah.

Die deutschen Soldaten hatten sich von ihrem Feldlager bis zur Festung hin in zwei Reihen aufgestellt, so daß sie zwischen Lager und Festung eine Gasse über eine Strecke von mehr als einer Viertelstunde Weges bildeten. Aus der Festung wurden die Männer mit ihren Frauen und Kindern zu viert oder fünft — fallweise auch mehr oder weniger — herausgelassen und ihnen alle Waffen, die sie etwa mithatten, am Tore abgenommen. Während sie dann waffenlos draußen weitergingen, wurden sie von den Soldaten, die den Weg entlang standen, da und dort, einzeln oder zu zweien — ganz gleich, ob Mann oder Frau oder Kind — mit brutaler Gewalt auf die Seite gezerrt und an Ort und Stelle ausgeraubt. Widersetzte oder wehrte sich einer, so erschlugen sie

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000030

ihn und raubten alles, was sie an ihm fanden. Solche Beispiele wurden von den übrigen Deutschen bald nachgeahmt, und so brachten sie draußen auf dem Wege zum Lager eine große Zahl von Männern und Frauen um und plünderten sie aus; manchen schlitzten sie sogar den Leib auf und suchten nach, ob sie nicht Geld verschluckt hätten. Die nackten Leichen blieben auf dem Weg liegen.

Die deutschen Offiziere wollten zwar diese Gewalttaten verhindern, konnten sich jedoch nicht durchsetzen. Wie ich selbst gesehen habe, schossen die Generale hoch zu Roß sogar etliche Männer nieder, die einen Muslim ausgeraubt und umgebracht hatten. Trotzdem kehrten sich die anderen nicht daran und plünderten weiter.

Als schließlich auch ich zusammen mit dem Beğ, dem Kadı und den Honoratioren von Lipova — im ganzen sechzig Mann — abzog, wurden wir von Generalen und Offizieren hoch zu Roß vor uns und hinter uns bewacht und geleitet. Trotzdem zerrten links und rechts die Soldaten einige von uns an den Kleidern und wollten sie bestehlen. Als wir zum Zelt des Generals Caraffa kamen, war außer uns niemand mehr dort, so daß wir keine Ahnung hatten, was mit denen geschehen sein mochte, die vor uns hergekommen waren. Uns ließ man dort an diesem Tag sowie in der Nacht von den Soldaten umstellen und bewachen. Am nächsten Morgen kam dann ein General, der uns genau abzählte und darauf jeweils zwei, drei oder auch fünf Mann mit einigen Soldaten fortschickte.

Die Generale und Obersten sowie auch die anderen Offiziere bis zum Leutnant herunter wurden alle in die Gefangenschaft abgeführt. Überhaupt ließ der General Caraffa keinen einzigen von den Muslims frei, die in der

Festung Lipova gewesen waren — Offiziere, Reiche oder junge Männer ebensowenig wie Arme, Mädchen oder andere Frauenspersonen. Nur etwa hundert arme Leute, alte Männer und Weiber ließ er auf eine Anzahl Wagen laden und schickte sie nach Temeschwar.

Ich wurde zusammen mit einem Muslim aus Yanova einem Deutschen übergeben und zu den Offizieren des Infanterieregiments des Generals Prinz Luis geschickt. In dem Zelt, in das wir gebracht wurden, saßen zwei Offiziere, beide im Range eines Leutnants. Sie verhandelten miteinander, wer von ihnen wen von uns bekommen sollte, konnten sich aber nicht einig werden; schließlich holten sie ihre Würfel hervor und knobelten die Sache aus.

Da der Festung Lipova die Kapitulation nur zu so schmählichen Bedingungen gewährt worden war, hatte da jeder in seiner Verzweiflung so viel an Sachen zusammengerafft, wie er eben mit sich tragen konnte, und alles übrige war in der Festung zurückgeblieben. Alles war in heillosem Wirrwarr gewesen, niemand hatte sich mehr um seine Habe und um seine Lebensmittelvorräte gekümmert, sondern jeder nur getrachtet, das nackte Leben zu retten. Alle hatten sich auf und davon gemacht und Kammern und Truhen offen zurückgelassen. Wahrhaftig, ich habe es mit eigenen Augen gesehen, wie da die kostbarsten Wertgegenstände — von anderen Dingen gar nicht zu reden — in Hülle und Fülle in den offenen Truhen unbeachtet herumlagen. Einige Leute freilich hatten dann in der Hoffnung, das alles behalten zu können, eine große Menge von derlei Sachen zusammengepackt und sich auf den Rücken geladen.

So hatte auch mein jetziger Gefährte, ein Gemeiner von der Festungsreiterei zu Yanova, in dem eitlen Wahne, hier leichte Beute machen zu können, eine Menge

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000032

Sachen an sich genommen und herausgebracht. Aber alles, was er da mithatte, nahm nun sein Herr zugleich mit ihm selbst in Besitz, und um zu sehen, ob er vielleicht sonst noch etwas bei sich habe, hieß er ihn die Kleider ausziehen und durchsuchte alles.

Ich jedoch hatte bereits vorausgesehen, wie alles kommen würde, und hatte also schon von vornherein meine Waffen und meine Tracht abgelegt und gewöhnliche Kleidung angezogen. Man mußte ja damit rechnen, daß die Hussaren und Heiducken in den Grenzfestungen ringsum jeden einzelnen von uns kannten, da sie doch, bevor sie übergelaufen waren, zu unseren eigenen Raʿâyâ gehört hatten; würde man von den Deutschen diesen ausgeliefert werden, so stand zu befürchten, daß sie einen endlos auf Lösegeld erpressen würden. Ich hatte also von meinen Sachen nichts behalten, sondern trug nun, wie alle Leute an der Grenze, eine dunkelgrüne Tuchjacke, enge Hosen aus scharlachfarbenem Tuch mit hellroten Streifen, eine Leibbinde aus karmesinfarbenen Schnüren und eine Fellmütze von der gleichen Farbe, die ich aber umgestülpt hatte; außerdem hatte ich mich in eine weiße Regenkutte gehüllt und mir Staub ins Gesicht und um die Augen geschmiert.

Der Mann, der also auf diese Weise mein Herr geworden war, hieß Leutnant Fischer und war Auditorleutnant (d. h. Regimentsrichter) im Infanterieregiment des Prinzen Luis. Er war von kleinem Wuchs und ein richtiges Scheusal — wahrhaftig genau so, wie es in dem weisen Sprichwort heißt: „Alle Langen sind Dummköpfe, und alle Kleinen Bösewichter.“ Er hatte ein Einmastzelt, aber keine richtige Dienerschaft, sondern nur ein Sachsenmädchen, das er sich aus Siebenbürgen mitgenommen hatte; dieses Mädchen, zwar von etwas zu dunkler Hautfarbe, aber sonst nicht übel, jung, mit

dichten, schwarzen Augenbrauen und gut gewachsen, versah einen Teil seiner persönlichen Bedienung. Von seinem Regiment erhielt der Leutnant Wagen und Zelt sowie einige Soldaten, die jeweils drei bis vier Tage bei ihm Dienst taten und dann wieder von anderen abgelöst wurden.

Als er mich in sein eigenes Zelt gebracht hatte, forderte er, da ich mich ja sonst nicht mit ihm verständigen konnte, durch Zeichen Geld von mir, und ich gab ihm auf die gleiche Weise zu verstehen, daß ich nichts hatte. Er gab sich aber damit nicht zufrieden und entkleidete mich, bis ich splitternackt dastand. Nicht genug damit, tastete er noch eigenhändig meine — salva venia! — Schamteile ab, um zu sehen, ob dort nicht vielleicht etwas angebunden sei. Als er kein Geld finden konnte, gab er mir meine Kleider wieder und ließ sich vom Profoß ein Eisen holen. Er schloß mir eine Hand und einen Fuß an eine Kette und wies mir dann vor dem Zelt unter dem Wagen einen Platz an. Als Tagesration gab er mir ein halbes Kommißbrot (d. i. das vom Staat gelieferte Militärbrot) und trug mir verschiedene Arbeiten auf, wie die Pferde striegeln und die Wagenfenster putzen. Am Abend schickte er mich immer zur Wache; dort schlief ich, und am nächsten Morgen ließ er mich dann wieder kommen und für sich arbeiten.

—

Die deutschen Truppen blieben mehr als zehn Tage vor Lipova. Als sie dann aufbrachen, um die Maros abwärts nach Szegedin zu ziehen, teilte mich der Leutnant den beiden vorderen Pferden in dem Vierergespann seines Wagens zu. Mit Eisen an Hand und Fuß saß ich also auf dem einen Gaul und hielt den anderen am Zügel.

Nun sollte ich mich nach den Befehlen des Kutschers richten, verstand aber doch die Sprache der Fuhrleute und ihre Zurufe an die Pferde nicht und hatte keine Ahnung, was Ausdrücke wie „Hott" bedeuten sollten, so daß ich meine liebe Not und Mühe hatte.

Auf diese Weise also ging es die Maros entlang in Richtung Csanád und Szegedin. Als jedoch die deutschen Truppen in Fönlak, flußabwärts von Arad, angekommen waren, ließ mich mein Herr vor sich holen und verlangte Lösegeld von mir. Er gab mir zu verstehen — teils durch sein Mädchen in walachischer Sprache und teils durch Zeichen —, daß er mich dann freilassen würde. Wir feilschten also eine Zeitlang um die Höhe des Lösegeldes; ich verriet meinen wahren Rang nicht, sondern gab vor, ich sei ein armer Mann, und so einigten wir uns schließlich auf sechzig Dukaten. Er wollte einen Bürgen haben, und ich fand hierfür einen Mann aus meiner Einheit, einen gewissen Muhzır-oğlu İbrahim, der einem anderen Offizier im gleichen Regiment als Gefangener zugeteilt worden war und nun die Bürgschaft für mich unter der Bedingung übernahm, daß ich auch sein Lösegeld — neun Dukaten — mitbringen müsse. Wir vereinbarten also, daß ich in sieben Tagen nach Szegedin nachkommen würde, und mein Herr gab mir ein entsprechendes, gesiegeltes Papier in lateinischer und deutscher Sprache. — Außer mir waren noch vier Muslims da, die so wie ich hier ein Abkommen wegen ihres Lösegeldes getroffen und einen Bürgen beigebracht hatten; so waren wir fünf Mann, die binnen der bewußten Frist nach Szegedin kommen sollten.

Wir brachen am 28. Şa'bân vom Lager der Deutschen auf und marschierten die Maros aufwärts nach Arad zurück. Nach etwa zwei Wegstunden wandten wir uns auf der Höhe von Arad rechts ab nach Süden. Auf unweg-

samem Gelände schlugen wir schätzungsweise die Richtung nach Temeschwar ein und marschierten bis zum Abend dieses Tages, so daß wir etwa sechs Stunden Weges zurücklegten. Ungefähr drei Stunden vor Temeschwar übernachteten wir in einem Wald, denn damals hatten sich bereits die meisten Ra'âyâ der Temeschwarer Provinz in alle Winde zerstreut und ihre Dörfer lagen verödet da, das ganze Gebiet war wie ausgestorben und somit höchst unsicher, so daß eine solche Fußreise sich überaus beschwerlich gestaltete.

Indessen traf ich mit meinen Gefährten am Vormittag des zweiten Tages glücklich in Temeschwar ein, wo jeder sich in sein Haus oder in seine Unterkunft begab. Als ich daheim ankam und nun endlich meine Brüder wiedersah, da übermannten uns die Tränen. Ich berichtete das Mißgeschick, das mich betroffen hatte, aber sie beruhigten mich, daß das mit dem Lösegeld eine Kleinigkeit sei, und so dankten wir dem Herrgott innigst, daß es uns vergönnt war, einander gesund wiederzusehen. Es kamen dann noch verschiedene Freunde und Verwandte, um mich zu sehen, und als sie erfuhren, wie es mir ergangen war, freuten sie sich herzlich, daß ich wieder heimgekommen war.

—

Ich hielt mich in Temeschwar nur vier Tage auf, in denen ich mein Lösegeld zusammenbrachte und einige kostbare Taschentücher und andere Geschenke einkaufte. Dann benachrichtigte ich meine Gefährten, und am 2. Ramazân trafen wir fünf wieder zusammen und brachen mit unseren Lösegeldern nach Csanád auf. Nach drei Tagen — es war genau der siebente Tag unserer Frist — erreichten wir Szegedin. Vor der Festung ange-

kommen, wurden wir von einem Mann der Wache an der Theißbrücke in Empfang genommen und zum General Caraffa geführt. Dieser fragte uns über verschiedene Dinge aus, sah sich unsere Papiere an und unterrichtete sich über unsere Umstände; dann schickte er uns in die Zitadelle, deren Kommandant damals der Obristleutnant Baron de Nehem war. Als wir zu ihm kamen, gab er uns folgenden Bescheid: „Eure Herren sind mit ihren Regimentern und Soldaten bereits von Szegedin aufgebrochen und an die Donau nach Erdut und Esseg marschiert. Wenn ihr euer Lösegeld hier habt, so übernehmen wir es und schicken es ihnen nach."

Damit übergab er uns in den Gewahrsam der Wache in der Zitadelle, wo er uns sieben Tage lang festhielt. Danach ließ uns der Kommandant wieder rufen, händigte uns einen Reisepaß ein und entließ uns mit den Worten: „Eure Herren sind nach Esseg marschiert; sucht sie dort auf und übergebt ihnen euer Lösegeld selbst!"

Wir kauften also Brot und Zukost für vier bis fünf Tage ein und zogen von Szegedin aus auf den Spuren der deutschen Truppen durch ödes und verwüstetes Land, quer durch die Felder der Batschka. Tagsüber herrschte jeweils eine mörderische Hitze, aber in dieser endlosen Ebene war nirgendwo eine schattige Stelle zu finden. Auch zu trinken hätten wir nichts gehabt, wenn nicht die deutschen Soldaten an ihren Lagerplätzen Brunnen gegraben hätten, in denen sich noch Wasser fand — manchmal viel, manchmal aber erst in größerer Tiefe. Dort banden wir dann unsere Gürtel aneinander, ließen daran unseren Krug hinab, zogen ihn mit Wasser gefüllt wieder hoch und tranken. So zogen wir also durch jene Einöde. Zum Schlafen kamen wir nicht, tags wegen der Hitze und der Fliegen und nachts wegen der unsagbar

vielen Stechmücken, deren man sich nicht einmal dann hätte erwehren können, wenn man gleich beidhändig mit einer ganzen Tischplatte um sich geschlagen hätte — ganz zu schweigen davon, daß wir nie sicher waren vor wilden Tieren und vor den Heiducken. Indessen trafen wir in diesen drei oder vier Tagen nur zweimal auf Heiducken; sie fragten uns zwar aus, taten uns aber weiter nichts.

Am fünften Tage erreichten wir in einer waldigen Gegend nicht weit von Sombor die Donau. Es war gerade die Jahreszeit der Überschwemmungen, der Strom war über die Ufer getreten und hatte die Wälder und einen Teil des Schilfgeländes unter Wasser gesetzt. Von dort hatten wir schätzungsweise noch anderthalb oder zwei Stunden Weges bis zu dem nunmehr menschenleeren Sombor, und das war auch die Richtung, die die deutschen Truppen genommen hatten. Der Spur der Soldaten folgend, erreichten wir den Rand des Waldes, wo wir beschlossen, uns im Schatten eines Baumes auszuruhen und ein wenig zu schlafen. Wir ließen uns also dort nieder, konnten aber dann doch nicht einschlafen, da unsere Mägen leer waren und wir kaum noch für einen Tag Reiseproviant übrig hatten.

Während wir so hin- und hersannen, was nun aus uns werden solle, erblickten wir ein Schiff, das in einiger Entfernung am Donauufer angelegt hatte. Wir überlegten, ob man vielleicht auf jenem Schiff für Geld Brot bekommen könnte, und beschlossen, daß einer von uns hingehen und fragen solle. Ausgerechnet ich wurde losgeschickt — aber es ahnte ja niemand, welches Unheil und Verhängnis des Schicksals mich dort treffen sollte!

Während meine Gefährten am Waldrand sitzen blieben und warteten, ging ich also auf das Schiff zu. Als ich näherkam, sah ich fünf bis zehn Heiducken, die hier ge-

landet waren und ihr Schiff festgebunden hatten. Sie hatten am Ufer ein Feuer angemacht und brieten Fische; einige hatten sich ausgezogen und lausten sich gerade.

Ich trat also näher, grüßte absichtlich auf serbisch und bat, ob sie mir nicht Brot verkaufen wollten. Einer von ihnen fragte mich auf serbisch, wer ich sei, und ich sagte: „Wir sind Gefangene."

„Was habt ihr dann als gefangene Muslims hier herumzulaufen?" fragte er weiter. „Wo seid ihr gefangen genommen worden?"

Ich antwortete: „Wir sind aus der Festung Lipova. Die deutschen Soldaten sind gekommen, haben die Festung erobert und uns gefangen genommen. Vor fünfzehn Tagen haben uns unsere Herren gegen Bürgschaft nach Temeschwar geschickt, damit wir unser Lösegeld holen; inzwischen sind sie mit dem deutschen Heer nach Erdut und Esseg weitermarschiert, und wir sind unterwegs, um unsere Verabredung einzuhalten."

Daraufhin berieten die Heiducken untereinander auf ungarisch, und ich hörte sie sagen: „Was sollen wir mit dem da machen? Laßt uns ihn festnehmen und ausrauben und dann umbringen! Hier in dieser einsamen Gegend sieht's ohnehin niemand. Und dann — was kann man schon auf das geben, was er uns erzählt? Wer weiß, was für ein Spion das ist! Und den sollen wir jetzt, wo er uns in die Hände gefallen ist, wieder laufen lassen?"

Und schon sprangen zwei von ihnen auf und packten mich am Hals, und ein anderer band mir die Hände auf den Rücken. Dann schleppten sie mich auf das Schiff, machten das Haltetau los und fuhren mit der Strömung donauabwärts. Auf dem Schiff zogen sie mich nackt aus und nahmen mir zuerst alles weg, was sie in meinem Schnappsack fanden, also die zu Geschenken bestimmten drei oder vier goldgestickten Tüchlein, Silbergeld im

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000039

Wert von vier bis fünf Piaster und meine Papiere. Die Papiere zerrissen sie und warfen sie in die Donau. Und dann fanden sie auch die dreiundsiebzig Goldstücke für mein und meines Bürgen Lösegeld, die ich in das Gürtelband meiner Hose eingenäht hatte. Auch die nahmen sie mir weg, und überhaupt mein ganzes Geld und meine Kleider bis auf Hemd und Unterhose.

Als ich so mit gefesselten Händen dasaß, sagten sie: „Wenn wir ihn hier auf dem Schiff erschlagen, macht er uns alles voll Blut." Also ließen sie das Schiff an einer einsamen Stelle am Ofener Ufer anlaufen und schleppten mich an Land. Und dann kam einer von ihnen mit einem blanken Säbel und stieß mich auf die Knie nieder, um mir den Kopf abzuschlagen.

Ich hatte damals schon alle Hoffnung aufgegeben und betete still für mich: „O Du Allerhabener Gott, Du Schöpfer und Erhalter des Himmels und der Erde! Unergründlich ist Dein Ratschluß! Warum muß ich, Dein Knecht, noch bevor ich mein junges Leben ausgekostet habe, hier so gänzlich unverhofft sterben? So vergib mir wenigstens in Huld und Gnade meine Sünden und laß mich mein Leben im rechten Glauben beschließen!"

Laut aber sprach ich:

„Ich Bezeuge: Es Gibt Keinen Gott Außer Allah, Dem Einen Und Alleinzigen! Und Ich Bezeuge: Muhammed Ist Sein Diener Und Sein Gesandter!"

So bereitete ich mich zum Tode und blickte auf das lange, gerade Schwert in der Hand des ungarischen Giauren. Würde es scharf genug sein, um meinen Nacken mit dem ersten Hieb zu durchtrennen, oder würde ich lange leiden müssen?

Inzwischen waren auch alle übrigen aus dem Schiff ans Ufer gekommen, um den Mord zu sehen und sich daran zu weiden, und alle drängten: „Schlag zu!"

Aber groß ist die Güte und Gnade Allahs des Erhabenen und Gepriesenen, und kein Mensch ist imstande, jemanden zu töten, dem nicht Er selbst den Tod bestimmt hat; denn Er schafft dann in Seiner Allmacht gewißlich irgendeinen Anlaß, durch den Er Seinen Diener errettet!

In diesem Augenblicke meiner höchsten Not fragte nun der Giaur, der mich erschlagen sollte, den einen Ungarn, der bisher den Dolmetscher gemacht hatte und nun stumm und mit unbehaglicher Miene vor sich hinstarrte: „Was bist du denn so still? Machst du dir etwa Gedanken?"

Da sagte der andere: „Freilich mache ich mir Gedanken! Angenommen, wir haben den da jetzt kaltgemacht — gut und schön! Aber es sind noch etliche Kameraden von ihm da, und die werden hingehen und den deutschen Truppen alles melden. Und es ist kein Zweifel, daß das dieselbe deutsche Truppe ist, zu der auch wir unterwegs sind. Die Sache wird untersucht werden, und was sagen wir dann, wenn es herauskommt, daß das ein Gefangener war?"

Als nun die anderen fragten, was sie also sonst tun sollten, meinte der nämliche Ungar: „Wenn es uns glückt, daß wir außer dem da auch seine übrigen Gefährten in die Hand bekommen, dann bringen wir sie alle zusammen um und nehmen ihnen ab, was sie bei sich haben. Wer soll dann schon in so einer menschenleeren Gegend herausfinden, wie sich das zugetragen hat?!"

Dieser Plan gefiel den übrigen, und sie sagten: „Frage ihn einmal, wo seine Kameraden jetzt sind, ob sie weitergegangen sind oder ob sie auf ihn warten. Und dann, ob sie Geld haben, und was das für ein Pferd ist, das sie bei sich haben, und wie viele sie überhaupt sind!"

Nach all diesem befragt, antwortete ich: „Ohne mich ziehen meine Gefährten nicht weiter; sie haben mich

ja nur fortgeschickt, um Brot zu kaufen. Jetzt lagern sie dort am Waldrand und schlafen, denn wir haben seit drei Tagen und drei Nächten kein Auge zugetan und sind sehr hungrig. Sie warten auf mich, daß ich ihnen Brot bringe. Es sind vier Mann, und jeder hat eigenes Geld oder sein Lösegeld bei sich. Und das Pferd ist das Lösegeld von einem, das bringt er seinem Herrn. Waffen oder dergleichen haben sie nicht. Wenn ihr hingeht, könnt ihr sie leicht finden."

Insgeheim freilich war ich überzeugt, daß meine Kameraden, als sie sahen, was mir zugestoßen war, sofort auf und davon gelaufen waren und man sie also nicht mehr finden würde. Ich aber würde nun unter diesem Vorwand noch ein paar Atemzüge länger auf dieser vergänglichen Erde leben können.

Die Heiducken berieten miteinander und fanden den ganzen Plan ausgezeichnet. Also griffen sie alle zu ihren Waffen und luden ihre Flinten. Das Schiff ließen sie an der Stelle, wo wir angelegt hatten, zurück und bestiegen dafür ein Ruderboot, das sie mithatten. Mich nahmen sie — nackt und gefesselt, wie ich war — bis zu der Stelle mit, wo sie mich festgenommen hatten; dort blieb ein Ungar zu meiner Bewachung mit mir im Boot, während die übrigen loszogen und das ganze Waldgebiet absuchten. Als sie aber niemanden finden konnten, kamen sie wieder zum Boot zurück und sagten zu mir: „Deine Kameraden sind nicht da; sie werden schon aufgebrochen sein."

„Nein", sagte ich, „die haben nur Angst vor euch und halten sich im Wald verborgen; sie wagen sich nicht heraus, weil sie glauben, ihr hättet mich getötet. Laßt mich einmal hinaus, daß ich sie rufe, und ihr werdet sehen, daß sie dann gleich kommen!"

Daraufhin holten sie mich aus dem Boot ans Land, und ich ging eine Strecke gegen den Wald hin, rief meine

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000042

Gefährten einzeln mit Namen und warnte sie: „He, Leute, auf, lauft fort! Höchste Gefahr!“ Ich schrie, so laut ich konnte, aber es ließ sich keine Antwort oder sonst ein Laut vernehmen.

So brachten wir etwa eine halbe oder auch eine ganze Stunde damit hin, daß abwechselnd einmal die Heiducken auf Suche gingen und dann wieder ich rief. Beim dritten Male kamen die Heiducken zurück und sagten: „Sie sind nicht mehr da. Jetzt machen wir aber den da kalt!“

Ich brachte alles mögliche vor, um sie noch einmal zu überzeugen, und drängte: „Sie werden eben schlafen oder sie haben sich versteckt; wenn ihr den Wald dort drüben nur einmal richtig durchsucht, dann findet ihr sie bestimmt!“

Wirklich zogen sie noch einmal los und nahmen die Suche auf. Nun überlegte ich mir: ‚Das ist meine allerletzte Gelegenheit zur Rettung; dieses Mal bringen sie mich auf jeden Fall um! Mit Gottes Hilfe will ich es jetzt wagen. Glückt es mir, mich aus den Händen dieses Ungarn da zu befreien, dann laufe ich in die weiten Felder hinaus, was ich nur laufen kann. Gelingt mir die Flucht, dann habe ich noch einmal Glück gehabt; wenn nicht, dann sterbe ich eben, und sterben muß ich so auch!‘

Mit einem plötzlichen Ruck riß ich mich aus dem Griff des Ungarn los und sprang auf. Nun, da ich mit Gottes Hilfe freigekommen war, rannte ich davon, während der Ungar laut schreiend und mit der Waffe in der Hand mir nachsetzte. Die anderen, die rechter Hand im Walde waren, hörten nun, was geschehen war, und liefen seitlich von rechts her hinter mir drein, der ich immerfort auf der Spur der deutschen Soldaten geradewegs auf Sombor zurannte. Die Ungarn liefen, was sie konnten, um mich einzuholen, und brüllten aus Leibeskräften: „Bleib stehen, du entkommst uns ja doch nicht!“

So hetzten sie mich, wie eine Meute Hunde einen Hasen hetzt, den sie auf dem Felde aufgescheucht hat, und feuerten etliche Schüsse hinter mir drein. Eine halbe Stunde Weges etwa jagten sie mich so dahin. Einer oder zweie kamen bis auf zehn Schritt an mich heran und schrien und brüllten, ich solle stehenbleiben, aber ich kehrte mich nicht daran und lief, was meine Beine hergaben, obwohl ich, durch die gefesselten Hände behindert, schon zu Tode erschöpft war.

Plötzlich sah ich mich vor einem Wasserlauf, den auch die deutschen Soldaten durchquert hatten und der rechter Hand mit Röhricht bestanden war. Ohne mich einen Augenblick zu besinnen, rannte ich nach rechts auf das Schilf zu und sprang dort in den Bach. Aber das Wasser ging mir über den Kopf, und da ich mit den gebundenen Händen nicht schwimmen konnte, sank ich immer wieder unter. Einige Ungarn sahen mich im Röhricht herumstrampeln, wagten sich aber nicht ins Wasser, weil es so tief war. Durch Allahs Fügung war indessen diese tiefe Stelle nicht sehr ausgedehnt und ich erreichte endlich etwas seichteren Grund, wo ich den Kopf über Wasser halten und Atem schöpfen konnte.

Die Ungarn hatten mich in dem dichten Schilf aus den Augen verloren und nahmen wohl an, daß ich ertrunken sein müsse, denn sie ließen von mir ab und entfernten sich wieder. Nun wollte ich aus dem Wasser hinaus, konnte aber zuerst über den steilen Uferhang nicht ins Freie gelangen. Indessen hatten sich meine Fesseln infolge der Nässe gelockert, so daß ich mit einem Kunstgriff meine Hände freibekam und nun besser laufen konnte.

Nun war ich den Händen dieser Schurken endlich entronnen und lief noch über eine Stunde lang, bis ich auf einen hohen Hügel kam, der etwa eine halbe Stunde von Sombor entfernt in der Ebene lag. Dort setzte ich mich

nieder und hielt nach allen Seiten Ausschau, aber es war keine Menschenseele zu sehen; bis Sonnenuntergang mochten es wohl noch ein bis zwei Stunden sein.

Wie ich dort so saß und nirgendwo ein lebendes Wesen erblicken konnte, überlegte ich mir: ‚Was nun? Ganz abgesehen davon, daß ich nichts zu essen habe — was soll denn aus mir werden, mutterseelenallein in dieser Einöde und nackt, wie ich bin? Schon jetzt, da es noch gar nicht Abend ist, kann man es hier vor lauter Mücken nicht aushalten; wenn aber erst die Sonne untergeht, dann stechen mich die Mücken ganz bestimmt tot. Was nützt es mir da, daß ich mich mit solchen Mühen und Beschwerden und mit so viel List aus den Händen der Ungarn befreit habe? Die hätten mich mit einem Schwertstreich schnell getötet, und dann wäre ich wenigstens von all diesem Jammer auf Erden erlöst! So aber... — wie es wohl sein muß, wenn die Mücken über einen herfallen und einen mit ihren giftigen Stacheln stechen, wenn man dann am ganzen Körper anschwillt und unter tausend Qualen und Schmerzen elend zugrunde geht?‘

So grübelte ich vor mich hin und bereute es schon, daß ich den Ungarn davongelaufen war; ich wünschte mir, sie hätten mich lieber umgebracht, und flehte zu Allah dem Erhabenen und Gepriesenen: „O Herr, bin ich Dir denn so ein ungehorsamer Diener gewesen? Was bedeutet Dein unergründlicher Ratschluß, daß Du mich in meinen jungen Jahren schon in solches Unglück stürzt?“

Als ich so klagte und dabei unversehens meine Augen nach Westen wandte, erblickte ich auf den wüsten Feldern, die früher die Weingärten von Sombor getragen hatten, unter einem Baum eine Gestalt, die wie ein Schatten auftauchte und gleich wieder verschwand. Ich überlegte, ob diese Erscheinung wohl ein Mensch oder ein Tier gewesen sei. Wenn es ein Mensch war, wer

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000045

konnte er dann sein? Aber wie hätte ich daran denken können, in dieser Gegend, an diesem Ort einen Freund zu finden? Es mußte auf jeden Fall ein Feind sein. Aber mochte es immerzu ein Feind sein! Ich hatte ja nichts, was er mir hätte rauben können; aber töten würde er mich wenigstens!

Ich erhob mich also und ging auf jenen Baum zu. Auf meinem Wege dorthin mußte ich durch mehrere Gräben und Hecken von Weingärten, so daß ich, barfüßig und nackt wie ich war, von den Disteln und Dornen ganz zerstochen wurde und heftig blutete; aber ich drang durch das Gestrüpp, indem ich es mit beiden Händen vor mir teilte, und als ich nun in die Nähe des Baumes kam, sah ich dort einige Männer, die aber bei meinem Anblick davonzulaufen begannen. Wie ich jedoch genauer hinschaute, da sah ich, daß es meine eigenen Gefährten waren, und rief sogleich hinter ihnen her. Als ich sie alle einzeln mit Namen rief, sahen sie sich um, konnten mich aber nicht gleich erkennen, weil ich ja nackt war. Ich rief noch einmal, und nun erkannten sie mich an der Stimme und blieben stehen, da sie sahen, daß ich ganz allein daherkam. Als ich sie eingeholt hatte, fragten sie mich, was mit mir geschehen sei, aber ich sagte nur: „Jetzt ist keine Zeit zum Reden! Kommt, wir müssen von hier fort, so schnell wir können, denn hier ist es nicht geheuer! Später erzähle ich euch alles."

Wir eilten davon, so schnell wir konnten, und unterwegs erzählte und berichtete ich ihnen alles vom Anfang bis zum Ende. Meine Gefährten waren sehr erstaunt und bedauerten mich lebhaft; ich aber dankte dem Herrgott, daß ich heil und gesund davongekommen war und mich hatte retten können, und klagte nicht. Denn ich sagte mir: ‚Solange man noch atmet, kann man auch hoffen. Nur am Leben muß man bleiben; Geld und Gut kann

man immer noch zurückgewinnen, das Leben aber nie mehr. Und niemand weiß, welche Weisheit Allahs des Erhabenen auch hier wieder waltet; so wollen wir sehen, was Er mir sonst noch alles vorbestimmt haben mag!'

—

An jenem Tage erreichten wir in der Abenddämmerung wieder einen Lagerplatz der deutschen Truppen, wo wir die Pflöcke zum Anbinden der Pferde und das Heu — erst einen oder zwei Tage alt — noch genau in derselben Ordnung fanden, wie die deutschen Reiter dort gelagert hatten. Wir sammelten an dieser Stelle eine Menge Heu auf, legten es in einem großen Kreis rings um uns aus und zündeten es an; so erzeugten wir einen Qualm, durch den wir uns die lästigen Mücken wenigstens teilweise vom Leib hielten. Wasser war an dieser Stelle reichlich vorhanden, und so konnten wir uns daran gütlich tun — aber eben nur an Wasser, denn was wir in jenen drei Tagen zu essen hatten, das waren die gelb und grün verschimmelten Brotstücke, die die deutschen Soldaten auf dem Marsch von ihren zehn und fünfzehn Tagen alten und angeschimmelten Kommißbroten weggeschnitten und ihren Weg entlang fortgeworfen hatten; sie schmeckten bitter und sauer und manchmal wie Gift, aber wir aßen alles.

Als wir an jenem Tag dort lagerten, lief uns auf einmal zur Zeit des Abendgebetes ein gesatteltes und aufgezäumtes hellbraunes Pferd zu und blieb in unserer Nähe stehen. Wir wußten, daß es zum deutschen Heer gehörte, und banden es an einem Pflock fest. Da sahen wir dann, daß es außer dem Sattel auch noch ein Paar Pistolen, einen Regenumhang aus bläulichem Stoff und einen schwarzen Mantelsack aufgeschnallt trug. Ich nahm mir

den Regenumhang, um ihn nachts anzuziehen, und untersuchte den Mantelsack, um festzustellen, was er enthielt. Es war aber nur etwas Wäsche, Pantoffeln und dergleichen darinnen. Wir nahmen nichts heraus, denn wir wollten nicht, daß der Eigentümer des Pferdes, der es wahrscheinlich schon suchte und dabei auf uns stoßen würde, etwas davon in unserem Besitz finden sollte.

Am nächsten Tag zogen wir weiter und stießen nach einem Marsch von ein bis zwei Stunden auf einen Vorposten der deutschen Kavallerie. Der Offizier bei dem Posten fragte uns, wer wir seien, und meine Gefährten wiesen ihre Papiere vor, aus denen er ersah, wessen Gefangene wir waren. Als die Ablösung kam, nahm der Offizier uns mit und brachte uns zu der Brücke, die man über die Donau geschlagen hatte. Weil aber der Strom jetzt noch von der Schneeschmelze im Frühjahr her starkes Hochwasser führte und hier bei Erdut das Ufer auf der Batschka-Seite sehr niedrig war, war die Donau aus ihrem Bett getreten und hatte eine Überschwemmung verursacht, daß es gar nicht zu beschreiben ist. Die Wagen und der Troß des deutschen Heeres mußten bis zur Donaubrücke hin eine Stunde weit ständig durch Wasser fahren, und fünf bis zehn Stellen konnten auch die Zugtiere nur schwimmend durchqueren, so daß eine Aufregung und ein Durcheinander herrschten wie am Jüngsten Tage. Als wir dorthin kamen und jeder selbst zusehen mußte, wie er durch das Wasser kam, verlor ich meine Gefährten aus den Augen, und es war mir nicht mehr beschieden, sie noch einmal wiederzusehen. Ich selbst hielt mich an einem deutschen Wagen fest; mein Hemd und einen schwarzen Regenumhang, den ich unterwegs noch gefunden hatte, sowie eine herrenlos herumliegende Lammfellmütze, von der aber der obere Teil fehlte, hatte ich auf den Wagen geworfen und schritt nun nackt

daneben im Wasser einher. Schwimmend und am Wagen hängend erreichte ich endlich die Donaubrücke und ging dann über diese hinüber, ohne daß mich jemand gefragt hätte, wer ich sei.

Ein Teil der deutschen Soldaten, die am anderen Ufer waren, zog gerade weiter, während die anderen noch in ihren Zelten lagerten. Ich ging durch das ganze Lager, aber nirgends fand ich meinen Herrn oder einen meiner Gefährten, und darüber war ich sehr beunruhigt. Als ich so voller Sorge umherstreifte, kam ich wieder ans Ufer der Donau, das hier sehr steil und hoch war. Oberhalb der Brücke über dem Strom lagen unzählige Kriegsfahrzeuge und Schiffe von Marketendern (also von Krämern) am Ufer. Während ich dort stand und schaute, kam gerade ein großes Schiff die Donau herunter und wollte zwischen den anderen anlegen. Und wie ich schärfer hinsah, erkannte ich, daß es das Schiff war, dessen Besatzung mich ausgeraubt hatte! Ich sah es mir genau an, prägte es mir gut ein und merkte mir, daß es das siebente Schiff oberhalb der Donaubrücke war. Dann machte ich mich eilends auf und durchstreifte noch einmal das ganze Lager in der Hoffnung, daß jetzt alles wieder in Ordnung kommen würde, wenn ich nur meinen Herrn oder meine Gefährten finden könnte.

Bis zum Abend lief ich suchend umher; doch vor welches Zelt ich auch kam, nirgends konnte ich mich verständlich machen, und da ich ja in meiner Nacktheit wie ein junger Landstreicher aussehen mußte, jagten mich alle davon, wenn ich nur in die Nähe ihrer Zelte kam, und wollten mich schlagen. Mein sogenannter Herr hatte ein Einmastzelt gehabt, und so ging ich jedesmal, wenn ich ein solches Zelt bemerkte, hin und schaute hinein, doch in keinem konnte ich ein bekanntes Gesicht erblicken.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000049

So irrte ich hungrig und elend in verzweifeltem Grübeln umher. Am Abend ließ ich mich an dem Wege, der nach Esseg führte, nieder und sah mir die Leute an, die aus beiden Richtungen vorüberkamen. Als ich so dalag und hin und her überlegte, erblickte ich durch eine Fügung Allahs des Allerhabenen etwa fünfzig Schritt rechts von mir einen Reiter mit einem Handpferd, der auf dem Wege nach Esseg eilig dahergeritten kam; die Pferde glichen denen meines Herrn, und der Reiter selbst sah ganz so aus wie mein Herr. Ich lief ihm sogleich entgegen, und als ich ihn erreichte, sah ich, daß es tatsächlich mein Herr war! Ich klammerte mich fest an seinen Rockschoß und rief „Pane! Pane!", aber er erkannte mich in meiner Nacktheit nicht und schlug mir die Peitsche über den Kopf, um mich davonzujagen. Schließlich erkannte er mich jedoch an der Stimme und rief: „'Osman!" Er deutete mit den Händen und machte allerlei Gesten, die so viel heißen sollten wie „Was ist denn mit dir los?" und „Wo ist das Geld?" Da ich nicht mit Worten antworten konnte, bemühte ich mich, wie ein Stummer ihm mit allerlei Zeichen zu erklären, was mir zugestoßen war. Aber es gelang mir nicht, und schließlich stieg mein Herr auf sein Handpferd um und ließ mich auf den Gaul seines Burschen aufsitzen.

Wir ritten in schnellem Tempo dahin und erreichten in etwa zwei bis drei Stunden Esseg. Im Lager angekommen, ließ mein Herr einen Dolmetscher kommen, der des Türkischen mächtig war, und fragte mich nach meinen Erlebnissen aus. Ich berichtete ihm alles ausführlich und genau so, wie es sich zugetragen hatte, und er fragte mich: „Hast du dir jene Ungarn und ihr Schiff gemerkt?"

Ich antwortete: „Ich kenne sie sowie ihr Schiff ganz genau."

Darauf ging mein Herr los, holte sich vom General Prinz Luis zehn deutsche Reiter und einen Dolmetscher, und dann ritten wir noch in der gleichen Nacht zurück nach Erdut, wo wir im Morgengrauen eintrafen.

Als die Sonne aufging, führte ich meine Begleiter zu dem bewußten Schiff und sagte: „Das sind die, die mich ausgeraubt haben!"

Auf dem Schiff lagen die Ungarn alle noch in tiefem Schlaf. Ich ging als erster an Bord und erblickte gleich den Giauren, der mich hatte umbringen wollen. Da wo er lag, gab ich ihm einen Fußtritt vor den Schädel und redete ihn in seiner eigenen Sprache an: „Kelj fel, ördög lelki!" (d. h. ‚Steh auf, du Satansbraten!').

Wie der Kerl den Kopf hob und mich erblickte, wich ihm das Blut aus dem Gesicht: „Édes barátom" (d. h. ‚Mein lieber Freund'), rief er auf ungarisch, „wir haben dir doch nichts zuleide tun wollen! Warum bist du davongelaufen? Wir wollten dich mit dem Schiff hierher bringen!"

Inzwischen waren mein Herr, der Dolmetscher und die deutschen Reiter von ihren Pferden gestiegen. Einer von den Soldaten hielt die Pferde und die anderen umstellten das Schiff, während mein Herr mit dem Dolmetscher und drei oder vier Mann an Bord kam und mich fragte: „Wer hat das Geld genommen, und was ist damit geschehen?"

Ich zeigte auf den Schurken zu meinen Füßen und sagte: „Der hat es genommen und dem Weib dort gegeben."

Sofort schlugen die deutschen Soldaten mit ihren Karabinern auf den Ungarn los — auf den Kopf und ins Gesicht und wo immer sie ihn trafen, so daß er bald aus zahlreichen Wunden zu bluten begann.

Um es kurz zu machen — die Ungarn hatten mein Geld untereinander geteilt, und als der Kerl am Boden nun

sah, wie man da mit ihm umsprang, kam er halb von Sinnen vor Angst und schickte sich an, das Geld aus dem Lederbeutel hervorzuholen, den er in seine Hose eingebunden trug — aber der Herrgott allein weiß, wie viele Hiebe er bis dahin schon abbekommen hatte! Kaum hatte er nach dem Geld gegriffen, da rissen ihm auch schon die Deutschen den ganzen Beutel ab und nahmen ihm alles weg. Ebenso verfuhren sie auch mit allen übrigen. Die Frau schlugen sie zu Boden, daß ihr die Röcke über den Kopf flogen und jeder sehen konnte, was sie darunter zu zeigen hatte; sie mußte gleichfalls ihren Anteil von den Goldstücken herausgeben, bezog eine gehörige Tracht Prügel, und dann wurde ihr noch obendrein ihr ganzes eigenes Geld weggenommen.

Weil mich die Ungarn so hinterlistig und schurkisch behandelt hatten, gab ich die Summe der mir geraubten Goldstücke absichtlich zu hoch an; als nun nicht so viel Geld zustande kam, wie ich gesagt hatte, da wurden sie noch ärger geprügelt und blutig geschlagen.

Angesichts der Gewißheit, hier um sein ganzes Geld zu kommen und noch dazu Hiebe zu beziehen, beschloß einer der Ungarn zu fliehen; gerade als die Reihe an ihn kommen sollte, stürzte er sich über Bord in die Donau, um zu einem anderen Schiff hinüberzuschwimmen. Aber mein „Herr" war auf der Hut, und kaum war jener in die Donau gesprungen, so schlug er auch schon die Pistole auf ihn an, um ihn zu erschießen. Nun tauchte der Ungar wie eine Ente immer wieder im Wasser unter, aber als er einmal beim Hochkommen ein gutes Ziel bot, drückte mein Herr ab und traf ihn genau in seinen nackten Schädel; sofort drehte sich der Ungar um sich selbst, den Kopf nach unten und die Beine nach oben. Die deutschen Reiter fischten ihn mit den Enterhaken des Schiffes auf, zogen ihn heraus und nahmen

ihm alles Geld ab, das er bei sich trug. Der Giaur gab kein Lebenszeichen mehr von sich; er hatte seine schwarze Seele ausgehaucht und war hinüber. Nachdem sie ihm sein Geld abgenommen hatten, warfen sie ihn also wieder in den Fluß, wo er mit der Strömung davontrieb.

Dieses morgendliche Abenteuer spielte sich vor den Augen von etlichen tausend Menschen ab, die von den übrigen Schiffen aus zusahen oder von anderswo herbeigelaufen waren und einander fragten, was hier los sei. Mein Herr hatte inzwischen einen Mann fortgeschickt, um den General oder Offizier am Brückenkopf um Leute für die Festnahme der Ungarn zu bitten, und nun kam also ein Offizier mit einigen Deutschen. Sie legten jedem der Ungarn einen Ring um den Hals und schlossen sie damit hintereinander an eine Kette. Als sie so mitsamt dem Frauenzimmer, blutbefleckt und schimpfbedeckt, abgeführt wurden, sagten diejenigen Zuschauer, die Bescheid wußten: „Recht so! Warum vergreifen sie sich auch an einem armen Gefangenen!“ Andere wieder meinten: „Geschieht ihnen ganz recht! Warum haben sie, wenn ihnen schon so eine leichte Beute in die Hände gefallen war, den Mann nicht gleich umgebracht, sondern ihn erst wieder entwischen lassen? Wenn sie ihn aus dem Wege geräumt hätten — wer hätte denn schon viel nach einem gefragt, der bei diesen Kriegsläuften in so einer Gegend erschlagen worden ist?“ So äußerte eben jeder seine eigene Meinung.

Die Ungarn wurden dem Offizier am Brückenkopf gefesselt übergeben. Alles Geld und alle Kleider, die sie mir geraubt hatten, waren zustande gebracht und sichergestellt worden. Meine Kleider erhielt ich zurück, und als ich sie angezogen hatte, sah ich wieder einigermaßen wie ein Mensch aus.

An diesem Tage speiste mein Herr bei dem Offizier am Brückenkopf und unterhielt sich mit ihm über mich. Er bot auch mir Weißbrot sowie andere Gerichte an, die ich aber nicht annahm, weil mir damals die Kost der Deutschen noch nicht recht geheuer war. So gab er mir also Weißbrot mit Käse und süßes Zimtwasser.

Nach dem Essen bestiegen wir unsere Pferde und ritten wieder nach Esseg, das wir nach acht Stunden erreichten. Dort war bereits ein großes Heer des deutschen Kaisers versammelt. In Esseg hatten sich nämlich der Bayerfürst und andere Herzoge und Generale getroffen, um vereint gegen Belgrad zu ziehen.

Hier wurde drei Tage lang Rast gehalten. Am zweiten Tage erklärte ich meinem Herrn durch Zeichen: „Ihr habt jetzt mein Lösegeld erhalten, in voller Höhe und sogar noch mehr. Gebt mir also nun den erforderlichen Freibrief und laßt mich ziehen!“

Er aber sann auf List und Trug; er ließ einen Dolmetscher holen und mir durch ihn folgendes sagen: „Dieser ‘Osman hier, mein Gefangener, hat mir zwar das vereinbarte Lösegeld vollzählig erstattet, und ich möchte ihm jetzt den Freibrief geben und ihn nach Temeschwar entlassen. Aber angenommen, ich folge ihm also den Freibrief aus und lasse ihn allein nach Erdut und von dort weiter nach Szegedin ziehen, so hat doch das ganze Landvolk hier inzwischen schon erfahren, wie schwer seinetwegen jene Ungarn in Erdut gezüchtigt worden sind. Sobald er dann von dort in die einsame Pußta hinauszieht, kommt er nie und nimmermehr heil durch, selbst wenn er tausend Leben und tausend Köpfe hätte. Die Einheimischen würden ihm bestimmt nachsetzen und ihn aus dem Wege räumen!“

Ich sah ein, daß es mir — so wie er gesagt hatte — tatsächlich kaum möglich sein würde, durch die Gegend,

durch die ich hergezogen war, allein und ohne Begleiter durchzukommen. Aber als ich daraufhin verlangte, er solle mich also nach Belgrad ziehen lassen, wollte er auch davon nichts hören und sagte: „Unsere Soldaten wollen nunmehr gegen Belgrad marschieren, und unser Feldherr wird sich nie darauf einlassen, daß du schon vorher dorthin gehst. Aber mein eigener General, der Prinz Luis, ist mit einem Teil der Truppen gegen Bosnien abkommandiert worden, und wir sind im Begriffe, uns hier von den übrigen zu trennen und in diese Gegend abzumarschieren. Wenn wir dort angekommen sind," — so versprach er — „gebe ich dir dann den gewünschten Freibrief und entlasse dich nach Bosnien. Laß dir aber nur ja nicht einfallen zu fliehen! Wenn du jetzt davonläufst, so ergreifen dich vielleicht andere Leute, nehmen dich wieder gefangen oder töten dich gar, und du hättest gar nichts davon, daß du dein Lösegeld bereits erstattet und dich freigekauft hast!"

Mit solcher List täuschte er mich, und ich dachte mir: ‚Meine Gefährten oder sonst einen Begleiter kann ich ohnehin nicht finden. Wohin sollte ich also so allein gehen, und wie sollte dann alles werden? Es bleibt mir nichts übrig, als Geduld zu haben. Wenn er sein Wort hält — nun, Bosnien ist ja auch islamisches Gebiet, und wenn er mich also dorthin ziehen läßt, bin ich's zufrieden.'

—

Über diesen Erwägungen verging die Zeit, und der Prinz Luis brach mit acht Regimentern Infanterie und Kavallerie von Esseg auf. Wir marschierten gegen die Save und Kroatien hin und erreichten nach drei oder vier Tagen Brod an der Save. Auf dem gegenüberliegenden Ufer standen muslimische Truppen; sie feuerten

von drüben mit Kanonen und Flinten herüber auf die deutschen Soldaten, die auf dieser Seite in die Nähe des Flußufers kamen, und so entspann sich ein Ferngefecht. — Für diese Nacht schlugen die deutschen Truppen hier Lager, und gegen das Saveufer hin wurde eine starke Abteilung in Bereitschaft gelegt. Am folgenden Tage ging der Marsch weiter.

In eben dieser Nacht wäre es mir möglich gewesen zu fliehen. Aber dieser Lügner, der da mein Herr war, tat abermals überaus freundlich zu mir und riet mir, nicht davonzulaufen. Ich ließ mich durch seine Reden täuschen und floh also nicht, sondern zog mit den Deutschen weiter nach Požega, Sirač und Pakrac, und von dort in einen riesigen Wald namens Garjevica, der Bosnien und Kroatien voneinander trennt und vor dessen Durchquerung drei Tage gerastet werden mußte. Unter den Kroaten aus der Umgebung wurden taugliche Leute ausgehoben, und dann durchzogen wir auf einem Fahrweg diesen Wald in einem zweitägigen Marsch, währenddessen wir von der Sonne und vom blauen Himmel auch nicht das kleinste Stückchen zu sehen bekamen.

Als wir Kroatien erreicht hatten, zogen wir zuerst nach der Palanke Božjakovina. Von dort ging es dann in einem Marsch von fünf oder zehn Tagen an der Festung Ivanić vorbei und zur Festung Sisak an der Einmündung der Kulpa in die Save, wo über die letztere eine Brücke errichtet wurde.

An diesem Ort wurde etwa eine Woche oder zehn Tage gelagert, um Kriegsrüstungen und ähnliche Vorbereitungen zu treffen. Der Ban von Kroatien, der Bischof von Zagreb oder Agram und die Generale der übrigen kroatischen Festungen hatten sich hier mit ihren Truppen eingefunden, so daß im ganzen eine Streitmacht von mehr als 20.000 Mann zusammenkam. —

Darauf wurde von dort über die Save zur jenseitigen Zrin-Ebene übergesetzt und dann weiter zur Festung Kostajnica an der Una marschiert.

An dem Tage, als von dort zum Weitermarsch aufgebrochen wurde, kamen frühmorgens von der deutschen Wachmannschaft mehrere Männer, holten sämtliche dreizehn Gefangenen aus Lipova und Yanova, die sich beim Regiment des Generals Prinz Luis befanden, zusammen und übergaben uns einem Leutnant, der mit vierzig bis fünfzig deutschen Infanteristen hier zur Beaufsichtigung des Trosses und der Kranken zurückblieb. Er steckte uns in eine Strohscheune im Ort und übertrug unsere Bewachung einem Kommandoführer mit zehn deutschen Füsilieren. Während wir also hier eingesperrt wurden, zogen unsere Herren mit der Truppe weiter. In den ungefähr zehn Tagen, die wir dort blieben, erhielt jeder von uns alle zwei Tage ein Kommißbrot.

Unterdessen berieten wir Gefangenen uns, wie wir fliehen könnten. Die Strohscheune, in der wir lagen, war aus Ziegeln und Holz gebaut, und es mußte möglich sein, ein Loch durchzubrechen und uns einen Weg in die Freiheit zu bahnen. Wir einigten uns auf einen gemeinsamen Fluchtplan, und sooft wir tagsüber oder bei Nacht Gelegenheit dazu fanden, arbeiteten wir daran, eine Lücke in den Dachboden und dann in das Dach zu brechen; von dort mußte man dann schätzungsweise etwas mehr als eine Manneslänge hinunterspringen, aber da die Gegend ringsum einsam war, sollte es ein leichtes sein hinauszugelangen.

Eines Nachts, als in der Wache alle im Schlafe lagen bis auf den Deutschen, der am Tor Posten stand, schickten wir uns gegen Mitternacht an, vorsichtig auf den Dachboden emporzuklimmen, indem wir einer auf die

Schultern des anderen stiegen. Nun waren aber unter uns zwei ältliche Männer, und die baten jetzt inständig: „Bringt uns zuerst hinaus, denn nachher kommen wir allein nicht hinauf und müssen zurückbleiben. Wenn ihr uns im Stich laßt, verraten wir euch den Deutschen!“

Wir schafften sie also zuerst hinaus und halfen ihnen hinunter. Es waren erst drei Mann draußen und wir standen noch auf dem Dachboden, da mußte einer von denen draußen plötzlich husten. Der deutsche Feldwebel hörte es und rief sofort: „Wer da?“ Da er keine Antwort bekam, ging er auf die drei Männer zu und fragte nochmals, wer da sei. Daraufhin rissen zwei von ihnen aus; den dritten, der stehengeblieben war, nahm der Offizier fest und sah zu seiner Verblüffung, daß das einer von seinen Gefangenen war. Er schlug Lärm, und sogleich waren alle Deutschen auf den Beinen, zündeten Kerzen an und sahen in der Scheune und auf dem Dachboden nach, auf dem wir standen. Als sie uns abzählten und drei von uns fehlten, erhoben sie ein gewaltiges Geschrei.

In dieser Nacht wachten sie alle zusammen mitten unter uns, bei Kerzenlicht und in voller Bewaffnung, und am nächsten Tag machten sie ihrem Leutnant Meldung. Auf dessen Veranlassung kamen noch am Vormittag des gleichen Tages andere Deutsche und führten uns alle elf ab. Sie setzten uns in ein Schiff und brachten uns in die Festung Sisak auf dem anderen Ufer der Save.

Diese Festung blieb stets versperrt und machte mehr den Eindruck eines Klosters. Als wir dort angekommen waren, brachte ein Kroate elf Eisen herbei und schloß uns damit die Füße fest. Dann wurden wir in den Kerker gebracht, in dem nur zwei Häftlinge aus Kostajnica eingesperrt waren. Mit uns lagen also nunmehr im ganzen dreizehn Mann im Kerker.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000058

Wenn ich hier eine Schilderung der Zustände in jenem Kerker geben soll, dann nur in aller Kürze, auf daß man mit Staunen sehe, was dem Menschen auf dieser Welt alles zustoßen kann!

Das Gefängnis lag also in einem Hof außerhalb der Zitadelle, der von einer Mauer umgeben war und auf dem sich sonst kein Gebäude befand. Von diesem Hof aus gelangte man über eine Leiter und durch eine Falltüre in die Zitadelle. Zur Bewachung der Festung, in der kroatische Priester wohnten, kam jede Woche von draußen eine Art kroatischer Soldaten von den Truppen des Bischofs, den sogenannten Harami und Gomli, die nach einer Woche Dienst jeweils wieder von anderen abgelöst wurden und von denen immer fünf bis zehn Mann am Kerker Wache hielten.

Das Gefängnis selbst war ein aus großen Holzbalken zusammengefügter Bau, auf den eine Art Verschlag aufgesetzt war; in diesem hielt sich die Wachmannschaft auf. Der Kerker hatte oben eine kleine, feste Türe oder besser Falltüre, die nur von zwei Mann gleichzeitig an einem Ring hochgehoben oder niedergelassen werden konnte. Drinnen konnte ein Mann nicht aufrecht stehen, so daß man sich tief bücken mußte, wenn man umhergehen wollte.

Über die ganze Länge des Kerkers hin lagen zwei Strafblöcke aus mächtigen Balken. In dem Block für die Füße waren Fußlöcher und in dem Block, in den der Kopf zu liegen kam, waren entsprechende Löcher ausgespart, in die ein Menschenkopf gerade hineinpaßte; wenn man seinen Kopf hineinlegte, blieb nur das Gesicht frei, und dort, wo der Hals lag, war jeweils eine starke Eisenklammer mit einem Schloß angebracht. Man steckte unsere Füße in die Löcher der erwähnten Fußblöcke und zog dann die Fußeisen auf die andere Seite

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000059

des Blockes hinüber; sobald nun unsere Füße so in den Löchern des Blockes lagen, ließ man den Block zuklappen und schloß ihn mit einem schweren Schloß ab. Durch den Ring der Fußeisen war eine starke, schwere Eisenkette gezogen, deren Enden durch Löcher in der Decke durchgeführt und auf der Außenseite mit mächtigen Schlössern verbunden wurden. Wenn wir so, Kopf und Füße in den großen Blöcken, auf dem Rücken dalagen, legte man uns auch noch an jede Hand eine Handschelle mit einem Schloß — kurzum, sie schlossen uns derartig eng, daß man auch nicht die geringste Bewegung mehr machen konnte. Gewöhnlich fesselten sie uns noch bei hellem Tage, jeweils zur Zeit des Nachmittagsgebetes, in der beschriebenen Art und Weise, und dann kamen sie am späten Vormittag des folgenden Tages wieder und schlossen uns auf. Die Kerkerschlüssel wurden nämlich jedesmal beim Abt in der Festung abgegeben, und wenn die Zeit zum Aufschließen gekommen war, mußten sie also immer erst die Schlüssel holen gehen.

So erduldete ich etwa sechs Monate lang in jenem Kerker grausame Pein und litt große Hungersqualen, denn unsere Tagesverpflegung bestand bloß aus hundert Drachmen Kleiebrot und bitterem Brunnenwasser, und sonst war von nirgendwoher etwas dazuzubekommen, denn das Tor der Festung war wie in einem Kloster ständig versperrt. Wenn einmal wer kam, so fragten ihn die Pförtner um sein Begehr und benachrichtigten dann die Priester, und nur wenn diese es gestatteten, wurde der Betreffende eingelassen. Sonst konnte niemand herein, und so war es auch den Gefangenen unmöglich, sich zusätzlich etwas Eßbares zu verschaffen.

—

Unter solchen Leiden und Qualen verstrich die Zeit. Da kamen eines Tages Sklavenaufkäufer aus Venedig und wiesen ein Schreiben und eine Kaufbestätigung vor, laut denen mich mein „Herr" in Bosnien an diese Sklavenhändler verkauft hatte! Diese hatten mich, ohne mich überhaupt gesehen zu haben, um zweiundzwanzig Goldstücke erworben und wollten mich nun auf Grund ihrer Kaufpapiere abholen.

Da kam mir jedoch ein glücklicher Zufall zu Hilfe:

Der früher erwähnte Leutnant, der mit der Aufsicht über die Kranken und über den Troß beauftragt worden war, war nämlich von seinem General nach Brod befohlen worden und gerade an diesem Tage bei den Priestern zum Essen eingeladen gewesen. Wie ihm nun die Priester nach dem Gastmahl das Geleit bis zum Tore gaben, wurde ich gerade von dem Italiener, der mich aus dem Kerker geholt hatte, abgeführt. Kaum hatte ich den Leutnant erblickt, da stürzte ich auch schon zu ihm hin, klammerte mich an seine Rockschöße und rief auf kroatisch: „ıst das so Sitte bei euch, daß man einem Gefangenen sein Lösegeld abnimmt und ihn dann doch noch so lange Zeit Drangsal und Qualen leiden läßt, daß man ihn im Kerker schmachten und dann noch immer nicht ziehen läßt, sondern ihn auf die Schiffe der Italiener verkauft? Und das läßt der allmächtige Herrgott zu?"

Der Leutnant, der etwas angeheitert war, erkannte mich zwar, konnte aber nicht verstehen, was ich gesagt hatte, und fragte also die Priester: „Was sagt der Gefangene da?"

Die Priester erklärten es ihm, und nun bestätigte er diesen auf lateinisch: „In der Tat, dieser Gefangene hat seinem Herrn sein Lösegeld in voller Höhe ausbezahlt; sein Herr aber ist ein ungerechter Mensch, und daß er

ihn danach nicht freigelassen, sondern ihn nach all diesen Drangsalen jetzt sogar noch an die Italiener verkauft hat, ist wider alles göttliche und menschliche Gesetz!"

Da hatten auch die Priester Mitleid mit mir und sagten zu dem Leutnant: „Dann helft ihm doch, wenn Ihr nur irgendwie könnt!"

Daraufhin entschloß er sich einzugreifen und erklärte dem Italiener: „Ich gebe den Muslim nicht heraus!"

„Was hast denn du schon mit diesem Muslim zu schaffen?" erwiderte der Italiener. „Sein Eigentümer hat ihn mir als seinen Gefangenen verkauft, ich habe ihm seinen Preis bezahlt und von ihm den Kaufschein ausgehändigt erhalten, und auf Grund dieses meines Kaufscheines nehme ich den Mann jetzt mit mir!"

Aber der Leutnant entgegnete ihm in festem Ton: „Der, der dir diesen Kaufvertrag gegeben hat, hat damit gegen das göttliche Recht verstoßen, und wenn unser General Prinz Luis davon wüßte, würde er ihn auspeitschen lassen. Jedenfalls gebe ich dir diesen Gefangenen nicht heraus!"

Damit faßte er mich an der Hand und wollte mich fortziehen, aber der Italiener ließ nicht los. Es entspann sich ein Streit, und erst als der Leutnant Miene machte, mit seinem Rohrstock dem Italiener auf den Kopf zu schlagen, ließ mich dieser los und machte sich aus dem Staub. Der Offizier nahm mich in seine Unterkunft mit und übergab mich dort der Obhut des Feldwebels der deutschen Wache, die sich gleich daneben befand.

—

Vom Prinzen Luis hatte der Leutnant den Befehl erhalten, sofort mit den gesunden und über hundertfünfzig kranken Leuten, die er bei sich hatte, nach Brod

aufzubrechen. Für die Krankenbetten hatte man aus den umliegenden Dörfern an die siebzig Wagen requiriert und die Kranken daraufgeladen. So wurde also aufgebrochen, und ich marschierte wie ein Häftling neben den Männern der Wache.

Da die Landesverwaltung dem Offizier kostenlose Verpflegung stellen mußte, hielt dieser ein recht gemächliches Marschtempo ein und ließ es sich mit Essen und Trinken wohl sein. Er legte jeweils eine Strecke von drei bis vier Wegstunden am Tage zurück, und dann ließ er gleich wieder Lager schlagen und Fourage eintreiben. Aber die armen Teufel von kranken Soldaten bekamen davon nicht das geringste ab; denen gab man nur ihre üblichen Rationen an trockenem Brot und Wasser, so daß die meisten von ihnen Durchfall bekamen. Und wenn dann so einer, völlig erschöpft und entkräftet von dieser Krankheit, unterwegs aus dem Wagen zu den gesunden Soldaten, die daneben marschierten, hinausschrie „Au weh, Scheißen!“ (d. h. „Oweh, ich muß hinaus!“), dann zogen diese — weil man ja, wie sie sagten, am Tage keine halbe Wegstunde weit gekommen wäre, wenn man unterwegs wegen jedes einzelnen immer wieder die Wagen hätte anhalten wollen, bis er sein Geschäft verrichtet hätte —, dann zogen sie also so einen Kranken einfach während der Fahrt vom Wagen herunter, und die armen Kerle hockten sich am Wegrand hin; bis sie ihre Notdurft verrichtet hatten, waren die Wagen ein gutes Stück weiter gefahren, und deswegen ließ der gesunde Soldat, der neben dem Kranken wartete, diesem keine Ruhe, sondern schalt auf ihn und trieb ihn an, er solle schneller machen, damit sie die Wagen wieder einholen könnten. Die armen Teufel hatten indessen kaum noch die Kraft, auch nur langsam zu gehen, geschweige denn zu laufen, aber die

Soldaten neben ihnen schlugen sie mit Knüppeln oder mit ihren Pallaschen so arg, daß die meisten Kranken, wenn sie ihren Wagen endlich erreicht hatten und mit Schlägen wieder hinaufgetrieben worden waren, kaum noch Leben in sich hatten und dann, bevor man noch den Rastplatz erreichte, gänzlich verreckten. Dann grub man kurzerhand ein etwa zwei Spannen tiefes Loch, nahm dem Toten seinen ärarischen Mantel und die Mütze weg, legte ihn nur mit seinem Hemd und seinen Hosen in die Erde und begrub ihn also.

Es kamen überhaupt nur ganz wenige von allen diesen Kranken in der Stadt Požega an. Auch die, die zuerst gesund gewesen waren, wurden nämlich vom unmäßigen Essen und Trinken bald krank und kamen also zu den übrigen Kranken. Inzwischen waren aber etliche von den früheren Kranken wieder genesen, und als sie nun wieder Dienst taten, rächten sie sich an den später Erkrankten in ihrer Hilflosigkeit, und es war höchst erstaunlich mitanzusehen, wie sie sich da gegenseitig zugrunde richteten.

Als wir so quer durch Kroatien zogen, ereignete sich übrigens folgende merkwürdige Geschichte:

Einer der Kranken war gänzlich von Kräften gekommen. Als man nun mit den Wagen auf dem Rastplatz angekommen war, packten sie ihn, weil er ja nicht selbst vom Wagen steigen konnte, an den Beinen und zogen ihn herunter. Dabei stürzte er vom Wagen und schlug mit dem Kopf auf dem harten Boden auf, so daß er das Bewußtsein verlor. Wie er nun ohnmächtig dalag, sahen sie ihn für tot an, gruben an Ort und Stelle ein Loch und bestatteten ihn in Hemd und Hose, worauf der Marsch wieder fortgesetzt wurde.

Hinter den Soldaten drein kamen die Kroaten, die immer auf den Lagerplätzen herumsuchten, ob nicht

vielleicht etwas liegengeblieben sei. Wer beschreibt ihre Überraschung, als sie hier plötzlich zu diesem Grab kamen: Da lag einer kaum eine Spanne tief unter der Erde begraben, aber seine Füße ragten heraus und bewegten sich noch! Um zu sehen, was da los sei, scharrten sie eilig das Erdreich weg und sahen, daß der Deutsche, der darunter begraben worden war, noch lebte und nur gänzlich erschöpft war. Sie zapften ihm also gleich ein wenig Blut ab, und als sie ihm dann noch eine Suppe sowie etwas Wein einflößten und einige kräftigende Speisen zu essen gaben, wurde der Deutsche wieder quicklebendig und stand sogar auf und fing an herumzugehen. So gaben sie ihm ein großes Brot und eine Kürbisflasche voll Wein, drückten ihm einen Stock in die Hand und schickten ihn hinter der Truppe her.

Wir hatten mittlerweile am zweiten Reisetag mit der Truppe am Rande des großen Waldes Garjevica an der Grenze des kroatischen Gebietes haltgemacht, als da auf dem Lagerplatz plötzlich der besagte Deutsche anmarschiert kam — im Hemd, barhäuptig und mit einem Stock in der Hand! Die Soldaten, die auf Wache waren, meldeten ihrem Offizier: „Gerade ist der Soundso gekommen, den wir auf dem letzten Rastplatz begraben haben! Er ist wieder lebendig geworden. Was sollen wir mit ihm tun?“

Der Offizier befahl, den Mann festzusetzen. Er wurde zu mir auf die Wache gesteckt und blieb noch viele Tage lang in Haft.

—

So zogen wir also durch Kroatien. In zwei Tagen durchquerten wir den Wald Garjevica und kamen in die Gegend von Podbor Doljani, von wo wir dann an der

Palanke Sirač vorbei nach der Festung Požega gelangten. Dort blieben wir etwa fünfzehn Tage.

Da inzwischen das Kommißbrot ausgegangen war, wurde nunmehr Mehl ausgegeben, und zwar mehrere Okka pro Kopf; auch ich bekam einen Anteil ab. Wir hatten seit mehr als zwei Tagen nichts mehr zu essen gehabt und waren alle sehr hungrig; aber die Soldaten wußten nun nicht, was sie mit dem Mehl anfangen sollten, so daß sie in arger Verlegenheit waren. Ich freilich hatte schon so mancherlei erlebt und erfahren und wußte auch mit dem Mehl Bescheid; zwar mangelte es mir an den notwendigen Geräten, aber ich behalf mich eben, so gut es ging:

Ich wohnte mit der Wache im Stall eines Hauses, das ehedem einem Muslim gehört hatte. Hier und dort fand ich noch etwas Brennholz, und damit machte ich mir ein tüchtiges Feuerchen an. Dann trieb ich mir ein einigermaßen flaches Brett auf, tat das Mehl darauf, knetete es mit Wasser durch und bekam so einen ungesalzenen Teig. Aus diesem formte ich einen Fladen und vergrub ihn, wie beim Pogatschenbacken, in die heiße Asche. Sobald er durchgebacken war, grub ich ihn wieder aus und fing an zu essen. Wie das die Soldaten in der Wache sahen, verlangte jeder ein Stück zum Kosten. Ich gab ihnen, und es schmeckte ihnen ganz köstlich, wie ja einem Hungrigen alles, was er zu essen bekommen kann, wohlschmeckend und lecker wie Kuchen vorkommt. Und nun gaben mir alle auf der Wache — der Korporal, die zehn Soldaten und die fünf oder sechs Gefangenen — das ganze Mehl, das sie zugeteilt erhalten hatten, und drängten mich, ihnen unbedingt auch solches Brot wie das meinige zu backen. Ich arbeitete also als Pogatschenbäcker und kam darüber die ganze Nacht nicht mehr zum Schlafen. Als Arbeitslohn bekam ich

von jedem, für den ich Brot buk, einen Anteil davon, so daß ich nun genug Brot hatte und sogar Verpflegung für mehrere Tage zusammenbrachte.

Der Winter war nun allmählich vorgeschritten, und nach fünfzehn Tagen ließ der Offizier aufbrechen und nach Brod marschieren, wo wir dann blieben, weil auch das deutsche Heer aus Zvornik in Bosnien dorthin in die Winterquartiere rücken sollte. In Brod richtete sich der Offizier in einem großen Haus wohnlich ein, während ich mit der Wache an der Treppe dieses Hauses unter freiem Himmel bleiben mußte. Bei der mangelhaften Bekleidung wurden in diesen kalten Tagen und Nächten viele deutsche Soldaten krank, und dann schaffte man sie oft weg und ließ sie abseits liegen, noch bevor sie wirklich vom Tode gezeichnet waren.

Auch ich wurde durch Allahs Fügung infolge der bitteren Kälte krank und lag drei oder vier Tage in der Wache. Und zwar hatte ich das hitzige Fieber bekommen, also eine Krankheit, bei der man ohne Bewußtsein ist. Wie sie mich also einen oder zwei Tage besinnungslos daliegen sahen, meldeten sie dem Offizier: „Der Türke ist krank geworden und liegt im Sterben. Man muß ihn fortschaffen!“

Der Offizier gab die Erlaubnis dazu, und so nahmen mich die Soldaten und schleppten mich fünfzehn bis zwanzig Schritt vom Hause weg auf einen freien Platz, wo immer der Pferdemist und der Kehrricht hingeworfen wurde. Dort ließen sie mich liegen — zehn Tage lang ohne Wasser und ohne einen Bissen Brot! Ich wußte nichts von mir und lag todkrank und ohne Besinnung da. Unrat und Müll wurden über mich geschüttet, und ich blieb darunter liegen, aber niemand kehrte sich daran, da man mich ja für tot hielt. Doch da offenbarte sich wieder das Walten der göttlichen Weisheit! Denn

Allah der Allmächtige gibt dem Menschen Gesundheit und Wohlbefinden wieder, solange sich das ihm vorherbestimmte Schicksal noch nicht erfüllt hat — mag er sonst auch noch so viele Leiden und Unbilden ertragen müssen!

Während ich dort so besinnungslos liegenblieb und nichts mehr von mir wußte, muß ich allmählich wieder zu Kräften gekommen sein. Jedenfalls schlug ich eines Tages die Augen auf und sah also, daß ich da unter einem Misthaufen verschüttet lag. Ich dachte nach, was wohl mit mir geschehen sein mochte, und blickte nach dem Haus hinüber, aber vor lauter Schwäche schien es mir, als drehe sich das Haus und der ganze Platz ständig um mich herum. Während ich mir weiter den Kopf zerbrach, was das alles zu bedeuten habe, bewegte ich mich ein wenig und wollte mich aufsetzen, aber da versagten mir die Kräfte. Ich hatte eben zu viele Tage hindurch, hungrig und ohne Wasser, elendiglich dagelegen und war nun zu schwach, um mich aufrichten zu können. Infolge des übermäßigen Durstes hatte sich übrigens mein Gaumen entzündet und war voll offener Blasen.

Nahe der Stelle, wo ich lag, führte der Weg vorbei, auf dem die Leute aus dem Hause zur Save um Wasser gingen. Ich bat also die Frauen, die vom Wasserholen kamen, mich trinken zu lassen. Sowie ich erst einmal getrunken hatte, spürte ich, wie leer mein Magen war, und bekam Hunger; da wußte ich, daß ich bald wieder gesund werden würde. Aber wie konnte ich etwas zu essen bekommen? Wer würde mir etwas geben, solange ich hier liegenbleiben würde? Ich mußte nur einmal bis zum Haus hinkommen, dann würden mir die Serbinnen, die darinnen wohnten, vielleicht ein wenig Brot oder dergleichen geben! Ich verließ also die Stelle, an

der ich gelegen hatte, und kroch, da ich ja nicht aufstehen konnte, mühsam auf allen vieren rutschend zur Treppe jenes Hauses hin. Dort bat ich die Serbenfrauen, die vorüberkamen, um etwas Brot. Sie hatten Mitleid mit mir, und jede gab mir ein Stück Hirsebrot oder was sie sonst gerade auftreiben konnte.

Ich verschlang das trockene Hirsebrot und das schwarze Soldatenbrot der Deutschen, und es schmeckte mir köstlich wie Rosenkonfekt. Aber ich wurde nicht satt davon, denn die zwei oder drei Stücke Brot, die ich da bekommen hatte, wogen zusammen höchstens hundert Drachmen; ein Mensch, der so viele Tage krank war und nichts zu sich genommen hat, muß sich aber richtig sattessen können. So klomm ich schließlich, ganz langsam kriechend, die Treppe hinauf.

In diesem großen Haus waren mehrere Zimmer, und in diesen wohnten verschiedene serbische Familien, die aber nur eine gemeinsame Küche hatten und ihr Essen alle zusammen auf einem Herd kochten und zubereiteten. Sie aßen sehr wenig, meistens nur eine saure Suppe von Linsen, Bohnen, Erbsen und Kleie. Wenn sie da nun, etwa zu zehn an dem einen Herd, jede ihren Topf Suppe kochten und dann zum Essen in die verschiedenen Schüsseln einschöpften, dann setzte ich mich immer irgendwo in der Nähe hin und bat: „Ach bitte, gebt mir doch auch einen Schlag!“ Anstelle eines Napfes hielt ich schon das Bodenstück eines zerbrochenen Topfes bereit und paßte immer gut auf, wer von ihnen gerade Suppe ausschenkte. Da gab mir dann eine jede einen oder zwei Löffel voll von den verschiedenen Dingen, und so hatte ich zu essen.

Drei Tage lang wich ich nicht aus der Küche dort und kam auf diese Weise wieder einigermaßen zu Kräften. Als der Offizier sah, daß ich wieder gesund ge-

worden war, kam er zu mir und sprach mit mir durch einen Dolmetscher. Dann übergab er mich wieder der Wache unten, und ich bekam wieder meine Tagesration von dem ärarischen Kommißbrot.

Es waren danach kaum vier oder fünf Tage vergangen, als der Offizier den Befehl erhielt, sich mit seinen Leuten wieder nach Požega zu begeben und dort Quartier zu beziehen. Er brach also mit einem Teil seiner Leute und mit einem oder zweien seiner Wagen von Brod auf und machte sich auf den Weg nach Požega. Es war aber jetzt die Zeit der strengsten Winterkälte, mit Schnee und Regen, und wir mußten zweimal oder dreimal im Freien übernachten. Ich, der ich doch noch zu schwach war zum Marschieren, habe damals am eigenen Leibe erfahren, was es heißt, sich hinten an einem Wagen anhaltend, mit nackten Füßen im kalten Schnee zu laufen. Wahrlich, der Mensch ist härter als Stein und Holz!

Nachdem ich so, durchnäßt und elend, hungrig und zu Tode erschöpft, den ganzen Tag durchmarschiert war, lagerten wir dann abends gewöhnlich am Rand eines Waldes zum Übernachten. Für den Offizier wurde immer gleich ein Zelt aufgeschlagen und das Bett ausgebreitet; da legte er sich dann hinein und schlief mit dem Mädchen, das mein Herr seinem Schutze anvertraut hatte. Ihm konnte ja die Kälte nichts anhaben! Die übrigen Soldaten schleppten aus dem Wald Holz herbei, machten ein Feuer an und ließen sich daran nieder. Ich Armer aber hatte nicht die Kraft, mir aus dem Wald Holz zu holen, und übrigens gab man mir auch gar nicht die Erlaubnis dazu, damit ich nur ja nicht entfliehen könne. Und weil ich also nicht selber auch Holz gebracht hatte, ließen mich die anderen dann auch nicht an das Feuer heran. Der Boden war naß und kalt, es schneite immerzu, ich hatte nichts zum Unter-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000070

legen und nichts zum Zudecken, und die Nächte waren lang. So fror ich denn bitterlich. Und wenn ich dann versuchte, mich vor einen der deutschen Soldaten, die sich am Feuer rösten ließen und schliefen, vorne hinzulegen, um mich ein wenig zu erwärmen, dann erwachte der Schläfer, weil ihm plötzlich kalt wurde, sah mich vor seinem Platz sitzen und jagte mich mit ein paar Fußtritten davon. Darauf legte ich mich vor einen anderen Schläfer, aber der machte es wie der vorige, und so mußte ich gewöhnlich bis zum Morgen einsam in der Kälte herumstehen.

Wenn es dann am nächsten Tage wieder durch die felsigen Berge weiterging, stachen mir die spitzen Steine auf dem Wege die nackten Füße blutig, und ich weiß nicht, was mich da mehr quälte — die Kälte oder die Wunden. Auf diese Weise erreichte ich also mit Mühe und Not die Festung Požega, wo wir wieder in einem Haus unterkamen.

Als wir bereits mehrere Tage dort waren, traf unversehens aus Zvornik in Bosnien das Infanterieregiment des Generals Prinz Luis und mit ihm mein Herr, der Leutnant Fischer, in der Festung ein. Der Leutnant begab sich sofort zu unserem Offizier und fing mit ihm einen furchtbaren Streit an wegen der Sachen, die er ihm zu treuen Händen übergeben hatte, und wegen des Mädchens und dann, weil er mich aus den Händen des Italieners gerettet und mitgenommen hatte. Nun, es dauerte nicht lange, da zogen die beiden doch wahrhaftig blank und gingen mit den Degen aufeinander los! Dieser Schurke, der mein Herr sein wollte, erhielt eine tiefe, mehr als spannenlange Wunde in den Bauch und brach zusammen. Man schaffte ihn ins Lager, und sogleich kamen die Feldschere des Regiments und untersuchten seine Verletzung. Der Stich saß genau neben dem Nabel;

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000071

da kein Blut austrat, setzten die Wundärzte schnell einen Schröpfkopf an und ließen den Leutnant zur Ader. Dann behandelten sie ihn mit den erforderlichen Salben und anderen Arzneien, während er die ganze Zeit mit geschlossenen Augen wie ein Toter dalag und kein Wort sprach.

Ich wurde wieder zu meinem verwundeten Herrn gebracht, und dann ging es neuerlich nach Kroatien, auf dem Weg, den ich nun bereits zum dritten Male mit jener Truppe zurücklegte. Von dort sollte das Regiment nach der Festung Sisak und dann auf dem anderen Ufer der Save nach Jasenovac an der Einmündung der Una in die Save, um dort eine Schanze anzulegen und diese dann als Besatzung zu beziehen. Nach einigen Tagen Marsch wurde in der Nähe der Festung Ivanić gelagert, und dort gab man meinen Herrn zu einem Wundarzt in Behandlung und Pflege. Auch ich wurde mit einem Teil seines Gepäcks und mit seinen beiden Pferden in das Haus des Arztes in diesem Ort gebracht, während die übrigen Soldaten am folgenden Tage nach ihrem Bestimmungsort weiterzogen.

—

Hier ließ sich mein Herr einen ganzen Monat pflegen und seine Wunde ausheilen. Ich versorgte indessen seine beiden Pferde und bediente ihn. Als mein Herr wieder angefangen hatte auszugehen und umherzuspazieren, saß ich dort einmal vor der Tür des Hauses, in dem wir wohnten. Plötzlich kam ein Mann auf mich zu und begrüßte mich mit dem Selâm. Ich wußte zwar nicht, wer er war, da es aber nicht angeht, den Friedensgruß auch eines Giauren unerwidert zu lassen, grüßte ich mit irgendwelchen belanglosen Worten zurück. Nochmals

entbot er mir einen muslimischen Segenswunsch mit den Worten: „Allah beschütze dich!“ Und ich erwiderte: „Auch dich möge der Herrgott beschützen!“

Darauf sagte er in allerbestem Türkisch: „Lieber Freund, ich bin auch ein Muslim, und wir sind also Glaubensbrüder! Ich bin Kriegsgefangener; ich habe gehört, daß Ihr hier seid, und bin also hergekommen, um Euch einen Besuch abzustatten.“

Nun entschuldigte ich mich und sagte: „Ihr müßt schon verzeihen, aber das konnte ich nicht wissen. Ihr seid halb wie ein Muslim und halb wie ein Deutscher gekleidet — da konnte ich das nicht ahnen.“

Er setzte sich, und nun fragten wir einer den andern nach seiner Heimat und wann, wo und wie er in Gefangenschaft geraten sei. Mein Besucher erzählte, er sei auf dem Feldzug gegen Wien gefangengenommen worden und dann in den Dienst des Grafen Strattmann gekommen, der in Wien der Kanzler des Kaisers war. Sein Lösegeld betrage einen Deutschen und ein Pferd, und er selbst sei, um an die islamische Grenze entlassen zu werden, dem Kommandanten von Ivanić, General Otto von Stubenberg, anvertraut worden und warte nun hier auf eine passende Gelegenheit. Er gehöre der belehnten Reiterei an und sei ein Hadschi beider Heiligen Stätten.

Dann fragte er seinerseits mich, wie ich an diesen Ort gekommen und wie ich in Gefangenschaft geraten sei, und ich erzählte ihm alles vom Anfang bis zum Ende, wie mein „Herr“ mein Lösegeld erhalten und zur Gänze eingesteckt hatte, wie ich dann trotzdem noch so lange im Kerker schmachten und viele Leiden erdulden mußte und er mich noch immer nicht laufen ließ, sondern nichts als Wortbruch und Frevel an mir verübte.

Als der andere das hörte, meinte er: „Dem kann ab-

geholfen werden. Ich stehe mit dem General auf gutem Fuß und werde ihm erzählen, wie treulos man an dir gehandelt hat. Ich werde alles daran setzen, dich aus den Händen deines grausamen Herrn loszubekommen, und wenn ich — so Allah will — jetzt demnächst ins islamische Land und nach Bosnien zurückgehe, nehme ich dich mit."

Ich war über dieses Versprechen hocherfreut. Nachdem wir uns noch weiter besprochen hatten, verabschiedeten wir uns, und er ging in die Festung, während ich draußen in der Vorstadt blieb.

Nach Ablauf einer Stunde kam dieser Gefangene mit einem Franziskanermönch von der Festung her wieder auf unser Haus zu. Sie begaben sich geradewegs in das Zimmer, in dem sich mein Herr befand, und sprachen etwa eine Stunde lang mit ihm. Ich hörte zwar nicht, was sie sagten, aber es war klar, daß sie im Auftrage des Generals meinetwegen verhandelten. Nach Verlauf einer Stunde kamen sie wieder heraus und gingen zurück in die Festung, ohne aber zu mir auch nur ein Wort geäußert zu haben. Das befremdete mich, und ich grübelte nach, was mein Herr ihnen wohl geantwortet haben mochte.

Indessen wurde mein Herr noch am gleichen Tag zum Mittagessen in der Festung eingeladen. Er ließ sich also sein Pferd satteln und sich hinaufhelfen und ritt los, während ich im Hause blieb. — Ich bekam damals vom Ärar meine tägliche Ration an Rindfleisch und Brot sowie ein Okka Wein, und so war ich innerhalb dieses einen Monats wieder einigermaßen zu Kräften gekommen.

Nun, nach dem Mittagessen kam mein Herr betrunken nach Hause, und ich übernahm das Pferd und band es im Stall fest. Kurze Zeit später kamen drei oder

vier handfeste Giauren daher und gingen in das Zimmer zu meinem Herrn. Daraufhin kam die Hausfrau — ein braves Weib — heraus, rief mich und sagte auf kroatisch: „'Osman, sei auf deiner Hut! Es sieht ganz so aus, als ob dein Herr dich prügeln wollte!"

Noch während ich in meinem Schreck überlegte, ob das wohl deswegen sei, weil sich mein Glaubensbruder beim General für mich verwendet hatte, kam auch schon mein Herr heraus und rief: „'Osman, komm her!"

Ich stieg die Treppe hinauf und ging zu ihm ins Zimmer. Sowie ich eingetreten war, schloß mein Herr die Zimmertür ab und befahl jenen Kroaten, die hier gewartet hatten, mich festzuhalten. Dann trat er auf mich zu und untersuchte meine Kleider, ob ich nicht etwa ein Messer oder eine Waffe bei mir hätte. Er fand mein altes Taschenmesser, das ich zum Brotschneiden gebrauchte und mit einem Riemen am Gürtel angeschnallt trug. Das schnitt er sofort ab und warf es in eine Ecke. Dann ließ er mir Hände und Füße mit Stricken binden, die er schon bereitgehalten hatte, und stieß mich zu Boden. Und nun fing er an, mit dem Rohrstock, den er in der Hand hielt, auf mich loszuschlagen. Als ich ihn fragte, weshalb er mich denn schlage, rief er: „Warte nur, ich will dich schon lehren, ins islamische Land nach Temeschwar zu gehen!" Und dabei hieb er mit aller Kraft zu.

Blindwütig drosch er drein — auf Kopf, Füße, Arme, Schenkel oder wo er gerade hintraf. Ich schrie unablässig um Erbarmen, aber etwa beim hundertsten Hieb versagte mir die Stimme und ich verlor das Bewußtsein. Da setzte er sich hin, um sich auszuruhen und eine Pfeife Tabak zu rauchen. Sobald ich wieder einigermaßen zu mir gekommen war, begann er mich weiter zu prügeln und versetzte mir noch einmal soviel Hiebe,

so daß der Wundarzt und seine Frau draußen an die Türe kamen und in ihrem Mitleid mit mir meinem Herrn zuriefen: „Um Gottes und des Herrn Jesu willen — laß davon ab, diesen armen Teufel zu schlagen! Mach die Tür auf!“

Sie flehten und weinten draußen, doch dieser Wüterich kannte kein Erbarmen. Er öffnete die Türe nicht eher, als er mich genauso lange geschlagen hatte, wie er sich vorgenommen hatte. Dann schickte er die Kroaten mit mir in die Schmiede, um mir Sträflingsketten an die Füße schmieden zu lassen, und nachher in den Kerker in der Zitadelle, wo mich der Kerkermeister in Empfang nahm und zu den übrigen muslimischen Gefangenen steckte.

—

Tagsüber blieben die Gefangenen in einer kleinen Hütte, die man für sie neben der Wache, nicht weit vom Tor, errichtet hatte. Sobald es Abend war, schloß man sie in den Kerker, der zwischen zwei Toren lag und aus einem großen, fensterlosen Verschlag zu ebener Erde bestand. Darinnen befand sich ein Fußblock. Dorthin also führte uns der Kerkermeister allabendlich ab und befahl uns, während er mit einer Kerze leuchtete, uns nebeneinander hinzulegen. Nachdem er dann unsere Füße samt den Eisen daran durch den Fußblock gezogen und diesen geschlossen hatte, schloß er uns die Hälse mit je einem Ring an eine Kette und legte uns Handschellen an die Hände. An der Tür zog dann ein Posten auf, der das Innere des Kerkers dauernd scharf im Auge behielt.

Außer mir lagen nur noch fünf Muslims in diesem Kerker gefangen. Der eine, Hasan mit Namen, war in der Festung Pakrac, die zu Bosnien gehört, gefangenge-

nommen worden — vor etwa sechzehn Jahren. Der zweite stammte aus der Festung Fünfkirchen, wo er Mü'ezzin gewesen war; er hieß Mustafa Çelebi. Der dritte, ebenfalls Mustafa genannt, war aus Valpovo. Der vierte hieß Ahmed und stammte aus Miholjac. Der Name des fünften Gefangenen war Mahmud.

Als ich zusammen mit diesen Männern an die zwanzig Tage im Gefängnis zugebracht hatte, kam eines Tages mein Herr in den Kerker und sagte zu mir: „Na, 'Osman, willst du etwa noch immer nach Temeschwar gehen? Wenn du dir diesen Gedanken aus dem Kopf schlägst, so hole ich dich aus diesem Kerker wieder heraus. Wenn nicht — na, du weißt ja jetzt Bescheid!"

Ich überlegte, was ich nun darauf antworten solle. Aber ich war ihm ja gänzlich ausgeliefert, und so sagte ich: „Tu was du willst, aber bring mich entweder um oder laß mich hier hinaus!"

Darauf brachte er mich aus dem Kerker hinaus und schickte mich wieder zum Schmied, wo er mir die Eisen von den Füßen feilen ließ. Dann nahm er mich wieder in sein Quartier mit und befahl mir, mich um die Reittiere zu kümmern.

Einige Tage später traf mein „Herr", der sich nunmehr von seinem Amt als Regimentsrichter entheben lassen wollte, die nötigen Vorbereitungen, um an die Save und dann weiter zur Schanze Jasenovac zu reisen; dort wollte er bei seinem Regiment abrechnen und sein Gehalt abheben und dann nach Wien ziehen. Er befahl mir also, die Pferde bereitzumachen, und ich sattelte seinen Wallach — einen kräftigen Eisenschimmel — und für mich einen elenden Rappen, der auf der Vorderhand lahmte. Hinter meinem Sattel band ich einen großen Mantelsack mit Kleidungsstücken fest. Als Führer sollten uns zwei Kroaten zu Fuß begleiten.

So brachen wir eines Tages von der Festung Ivanić in Richtung auf die Save zu auf. Es herrschte Winterwetter mit Schnee und Regen, und die Wege waren vor lauter Dreck und Schlamm kaum passierbar. Nach einigen Stunden blieb denn auch mein Pferd mit seiner schweren Last stecken und konnte nicht mehr weiter. Ich hatte weder Peitsche noch Sporen und konnte also den Gaul, der ja noch dazu vorne lahmte, auch nicht in Gang halten. Aber mein „Herr" trieb mich unablässig an und schrie immer wieder: „Los, Türke — weiter!" Und immer, wenn er mich mit seinem kräftigen Tier eingeholt hatte, teilte er Hiebe aus: jeweils einen für meinen Gaul und zwei oder drei für mich selbst.

Kurzum, wenn wir dann abends am Halteplatz anlangten, war es mit mir so gut wie zu Ende. Aber Allah sei Dank — durch eine Fügung des Himmels war die Save über die Ufer getreten, und so war es nicht mehr möglich, zu Pferde nach der Festung Sisak weiterzureiten, sondern man mußte mit dem Schiff die Save hinab fahren. Ich wurde also nach dem zweiten Reisetag mit den Pferden in einem Kroatendorf zurückgelassen, wo ich im Hause eines Kroaten Quartier erhielt. Und zwar befand sich in diesem Dorf ein Marketender des Regiments, der hier den Winter zubrachte; diesem vertraute mich mein „Herr" an und brach dann zu Schiff nach Jasenovac auf.

Ich betreute also dort unsere Pferde, und wenn ich meine Arbeit verrichtet hatte, unterhielt ich mich mit den Hausleuten und den Nachbarn und freundete mich mit ihnen an. Bisher war noch nie ein Türke oder sonst ein Muslim in das Dorf gekommen, und so wollten sich nun alle Männer und Frauen mit mir unterhalten. Sie nahmen mich sogar zu verschiedenen Festen und Schmau-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000078

sereien mit und bewirteten mich mit Essen und Trinken. Sonst brachte mir jeden Tag eine andere Familie mein Essen; da kam dann immer der, der gerade an der Reihe war, zu mir und fragte, was ich gerne zu essen hätte, und ich antwortete stets: „Nur mit Schweinefleisch oder Schweinefett darf's nicht gekocht sein — aber sonst esse ich alles!"

So bekam ich Tag für Tag mein Essen und ein Okka Wein ins Haus gebracht und führte also in diesem Dorfe etwa fünfzehn oder zwanzig Tage lang ein Leben voller Wonne. Ja, das ging so weit, daß mich die vollerblühten Kroatenmädchen, eine links und eine rechts, an den Händen nahmen und mich in ihre stillen Kammern führten. Dort waren sie dann alle überaus nett zu mir, wir plauderten, ganz unter uns, zwei oder drei Stunden miteinander und sie baten mich immer wieder, ihnen muslimische und bosniakische Lieder vorzusingen.

Ich war damals noch blutjung, erst achtzehn Jahre alt, und zwar nicht gerade der Schönste, aber doch auch wieder nicht häßlich — so wie eben jedes junge Lebewesen dank seiner Jugend hübsch wirkt. In diesem Lebensalter gehört allerhand Kunst dazu, sich zu beherrschen, wenn man sich solch verlockenden Gelegenheiten gegenübersieht. Ich bin aber durch die Güte und Gnade Allahs des Allmächtigen und Hochgepriesenen von recht schüchternem Wesen, und so habe ich derlei günstige Gelegenheiten zu Tausenden und aber Tausenden ungenützt gelassen. Nachher freilich erhob sich immer die Stimme der Leidenschaft in mir und drängte: ‚Jetzt wäre wieder eine Gelegenheit dagewesen, und du weißt doch, wie da solche junge Mädchen nach dem verlangen, der mit ihnen beisammen ist, und nur darauf warten, daß er etwas unternimmt! Was wäre denn schon dabei gewesen! Du bist doch hier nur auf der

Durchreise, für fünf oder zehn Tage — wozu sich also erst viel Skrupel machen?' Wenn mich dann so die Reue anwandelte, zwang ich mich aber immer wieder, meine Lage mit nüchternen Augen zu betrachten, und mein Verstand sagte mir: ‚Du bist hier nicht als freier Mann, sondern als Gefangener! Wenn du dir da so etwas Arges zuschulden kommen läßt und vielleicht die ganze Sache ruchbar wird — wer weiß, was dir noch alles blüht, wenn sie dann nach hiesigem Recht und Brauch mit dir verfahren! Wegen eines kurzen Vergnügens kannst du da in das größte Unglück kommen. Und wenn gar noch das Mädel schwanger wird und von dir ein Kind bekommt — nicht auszudenken wäre das!' Auf Grund solcher Überlegungen und dank meiner schon erwähnten Schüchternheit beherrschte ich mich also und ließ tausend günstige Gelegenheiten vorbeigehen.

Ich wurde damals zu so vielen Leuten eingeladen, daß ich mich nicht mehr recht um die Pferde kümmerte; sie verwahrlosten also und fielen vom Fleisch. Eines Tages nun kam der Marketender in das Haus, in dem ich wohnte, sah nach den Tieren und merkte, was da los war. Da ihm aber mein Herr eingeschärft hatte, mich tüchtig zu schlagen und zu züchtigen, falls ich nicht ordentlich auf die Pferde achten sollte, ließ er mich also in sein Haus rufen, weil er mir, wie er vorgab, etwas zu sagen hätte.

Ahnungslos wie ich war, ging ich hin und stieg die Treppe zu seinem Haus hinauf. Als ich aber in den Vorraum trat, erblickte ich den Marketender, wie er gerade einen Strick und einen dicken Knüppel in die gegenüberliegende Speicherkammer schaffte. Nun hielt sich der Marketender als Diener einen jungen Gefangenen, den zehnjährigen Sohn eines Imams aus Lipova, namens Mahmud. Der kam eben zu mir in den Vorraum heraus,

mit tränenüberströmten Wangen, und als ich ihn fragte, warum er weine, sagte er: „Ach lieber Bruder, weil mein Herr dich schlagen will!“

Daraufhin sprang ich sofort die Treppe, in deren Nähe wir standen, wieder hinunter und rannte in einem Atem zu meinem Quartier zurück, das vier oder fünf Häuser weiter lag. Dort setzte ich durch den Garten und versteckte mich, bevor mich noch jemand gesehen hatte, in dem dahinterliegenden Heuschuppen. Als nun der Marketender — ich erfuhr das alles nachher — aus seiner Speicherkammer herauskam und fragte, wo der Türke sei, sagte man ihm, daß ich davongelaufen sei. Sofort eilte er in das Haus, in dem ich wohnte, und fragte die Leute nach mir. Die Hausbewohner hielten aber zu mir und hätten mich auf jeden Fall verleugnet, auch wenn sie mich gesehen hätten; so sagten sie also: „Wir haben ihn nicht gesehen und wissen von nichts.“

Der Marketender suchte und stöberte daraufhin in allen Ecken herum. Als er mich aber nirgends finden konnte, bekam er es nun mit der Angst zu tun und sagte sich: ‚Ach du lieber Jammer, da habe ich aber einen Bock geschossen! Lasse ich mir da wahrhaftig diesen Türken durch die Finger gehen! Wenn der jetzt vielleicht nicht mehr auftaucht, dann macht mich sein Herr dafür verantwortlich!‘

Nun, ich blieb zwei Tage und zwei Nächte im Heuschuppen. Am Tage brachten mir immer die Töchter des Hausherrn zu essen und zu trinken und sagten, ich solle mir keine Sorgen machen. Erst als der Marketender sagte, daß er nicht mehr daran denke, mich zu schlagen, kam ich wieder aus meinem Versteck hervor. — Von da an pflegte ich die Pferde wieder ordentlich.

Eine Woche darauf kam eines Tages aus Jasenovac ein französischer Koch meines Herrn in das Dorf und brachte

mir die Nachricht, daß ich mit ihm und mit den Pferden nach der Festung Ivanić aufbrechen müsse, wohin mein Herr bereits aus einer anderen Richtung unterwegs sei. Ich sattelte also am nächsten Tag die Pferde und machte mich mit dem Koch und einem Führer auf den Weg nach Ivanić, wo wir nach zwei Tagen eintrafen und auch richtig meinen Herrn vorfanden. Nun wohnten wir wieder einige Tage im Hause jenes Wundarztes.

—

Eines Tages sagte mein Herr, der in Bälde nach Wien reisen wollte, freundlich zu mir: „'Osman, ich nehme dich jetzt nach Wien mit, und wenn ich dort mein neues Amt antrete, gedenke ich dich zu meinem Trompeter zu machen." Und er gab mir wahrhaftig aus seinem eigenen Kleiderbestand eine graue Tuchjacke, lange Hosen und Stiefel sowie einen mit Fuchspfoten verbrämten Mantel aus blauem Tuch, ließ mir auch Leibwäsche machen und hieß mich all das anziehen. Nun war es mir klar, daß er gar nicht daran dachte, mich noch jemals freizulassen, und ich machte mir große Sorge, daß er mich, wenn er mich erst einmal in Wien hatte, vielleicht auch zwingen würde, zu seinem Glauben überzutreten. Ich überlegte hin und her und dachte mir schließlich mit meinem bißchen Verstand folgenden Plan aus: Wenn es wirklich dazu kommen sollte, daß wir aus Ivanić abreisen würden, dann wollte ich ihn unterwegs einmal im Nachtquartier oder sonst bei der ersten günstigen Gelegenheit mit seinem eigenen Degen oder Gewehr töten. Mochten sie mich dann zur Strafe dafür umbringen, auf welche Weise sie wollten! Mein Entschluß stand fest.

Einen Tag vor der geplanten Abreise befahl mir mein

„Herr", beide Pferde neu beschlagen und ihnen ordentliche Eisstollen machen zu lassen. Ich nahm also die Pferde und führte sie zur Werkstatt jenes mir sattsam bekannten Hufschmiedes, der übrigens der regelmäßig besoldeten Festungstruppe von Ivanić angehörte und in ihr die Stelle eines Korporals innehatte. Sein Sohn, ein kräftiger Bursche, fragte mich, während er die Pferde neu beschlug, auf kroatisch: „Warum hat dich eigentlich dein Herr damals gar so arg geschlagen?"

Ich erzählte ihm alles, und darauf meinte er: „Wenn dein Herr so grausam und gemein zu dir ist, warum läufst du dann nicht davon und gehst ins türkische Gebiet?"

„Das muslimische Gebiet", entgegnete ich, „ist weit von hier, und ich kenne den Weg nicht. Und wie könnte ich denn so ohne Freibrief und ohne Begleiter einfach losziehen? Da wird man doch überall festgenommen und kommt erst recht wieder in Gefangenschaft!"

Er aber redete mir zu: „Da hast du nicht recht! Bosnien ist doch muslimisches Land! Nun, und Bosnien ist nicht weit — von hier bis zur Save braucht man nur drei Tage, und wenn du erst einmal die Save überschritten hast, bist du auch schon auf muslimischem Gebiet. Es ist für dich ganz leicht zu fliehen, wenn du nur willst. Freilich, in diesen Kleidern kannst du nicht gehen. Aber wenn du andere Sachen anziehst und dir einen Führer nimmst, so kannst du in zwei bis drei Tagen bei den Muslims sein!"

Ich dachte daran, daß mein Herr jetzt in das Land der Deutschen gehen wollte, und welchen Kummer und Schmerz es mir bereiten würde, wenn ich dann wohl nie mehr das muslimische Land wiedersehen könnte, und daß ich bei meinem Vorhaben gegen meinen Herrn mich auf das Ärgste gefaßt machen mußte. An all das

dachte ich, als ich zu dem Sohn des Schmiedes sagte: „Ich habe doch kein Geld, und wer wird sich schon um Gotteslohn für mich bemühen? Du siehst, ich kann mit deinem Rat nichts anfangen."

Er aber hatte es auf den blauen Pelzmantel abgesehen, den er an mir sah, sowie auf meine Jacke und meine übrigen Kleider, und so sagte er voller Hinterlist: „Wenn du mir alle Kleider gibst, die du da trägst, so bekommst du von mir dafür eine vollständige Hirtentracht, und außerdem lasse ich dich von einem eigenen Führer von hier an die Grenze und auf muslimischen Boden bringen, wo du gerettet bist."

Ich glaubte, daß er es ehrlich meine, und fragte ihn: „Aber wie kommt es überhaupt so weit? Wie kann ich denn von meinem Herrn loskommen?"

Darauf antwortete der Schmied: „Mache dich irgendwann heute in der Nacht heimlich davon und komm in unser Haus. Wir verstecken dich einen oder zwei Tage bei uns, und wenn dein Herr dich nirgends finden kann, wird er schließlich allein abreisen. Dann legst du die anderen Kleider an, und wir bringen dich unerkannt fort."

Dieser Plan schien mir gut, und ich ging darauf ein.

Als die Pferde beschlagen waren und ich sie nach Hause gebracht hatte, erhielt ich am Abend den Befehl, am nächsten Morgen in aller Frühe aufzustehen und die Reittiere fertigzumachen. Es war vorgesehen, daß beide Pferde vor einen Schlitten gespannt werden sollten, in dem mein Herr mit seiner Truhe und seinem anderen Gepäck sitzen wollte, während ich den Schlitten zu lenken haben würde. Zwei kroatische Führer sollten uns so bis zur Festung Varaždin begleiten.

In dieser Nacht dachte ich nicht an Schlaf — mein ganzes Sinnen und Trachten war nur auf die Flucht ge-

richtet. Ich ließ einige Zeit verstreichen, und als dann wirklich alle bereits schliefen und die Luft rein war, nahm ich meine Kleider, schlüpfte behutsam zur Tür hinaus und stahl mich zum Hause des Schmiedes. Wie ich dort hinkam, stand noch die Türe offen, und in der Stube sah ich eine Kerze brennen — man hatte mich also richtig erwartet. Ich trat ein und wurde mit freundlichen Gesichtern willkommen geheißen. Der alte Schmied, also der Korporal, blieb dann mit seiner Frau, seinem Sohne und den beiden erwachsenen Töchtern noch ein wenig auf, um mit mir zu plaudern. Alle bezeigten sie mir ihre herzliche Anteilnahme und sagten, sie hätten immer Mitleid mit den Gefangenen und würden mich, ganz so wie ich es wolle, zu meinen Glaubensbrüdern bringen. Sie setzten mir auch zu essen und zu trinken vor, und nachdem wir noch eine oder zwei Stunden beisammen gesessen hatten, gingen sie schließlich schlafen. Ich legte mich in einem Winkel hin und schlief ein wenig.

Früh am Morgen stand die Frau des Schmiedes auf und brachte mich in einen Speicher zu einer großen Getreidetonne, die bis zur Hälfte mit Weizen angefüllt war. Da hieß sie mich hineinsteigen, gab mir ein paar Filzdecken zum Draufflegen und Zudecken, reichte mir etwas Brot und ein Okka Wein hinein und sagte: „Damit wirst du ja für heute wohl genug haben. Nun wollen wir mal sehen, wie alles geht!“ Dann deckte sie mich, oder besser gesagt das Faß mit verschiedenen Sachen zu, schloß die Türe des Speichers ab und ging fort.

An diesem Morgen stand mein „Herr“ — wie ich nachher erfuhr — in aller Frühe auf, rief mehrmals nach mir und wollte, daß alles zum Aufbruch fertiggemacht werde. Da aber von unten keine Antwort kam, stieg er hinab und sah, daß das Tor offen war. Er suchte

und rief mich überall, konnte mich aber nicht finden und fragte also den Hausherrn, wo ich denn sei. Nun standen alle auf und bemühten sich, mich zu finden. Bis in den späten Vormittag hinein suchten und forschten sie überall nach und zerbrachen sich die Köpfe, wo ich nur hingekommen sein könnte.

Ich muß noch erwähnen, daß die Stadt außerhalb der Festung ringsum von versumpftem Gewässer umgeben war, über das von Posten bewachte Hängebrücken führten, und schätzungsweise drei- bis vierhundert Häuser umfaßte; außerdem war damals gerade Winter, und zwar März, und es gab Schnee und Kälte und teilweise auch Eis.

Mein Herr ging schließlich in die Festung und meldete den Vorfall dem General Stubenberg. Er berichtete, daß ich entflohen sei, und bat, man möge alle Häuser durchsuchen, da ich ja aus dem Ort selbst nicht hinausgekommen sein konnte.

Der General erteilte hierzu seine Genehmigung und schickte ein Suchkommando los. Die Leute begannen ihre Nachforschungen damit, daß sie vor allem das Ufer des Flusses und den Rand des Grabens absuchten. Nun hatten aber durch eine Fügung des Himmels am Abend vorher einige Leute aus den benachbarten Dörfern oder von den Landgütern in der Umgebung hier in der Vorstadt bei ihren Freunden oder in den Wirtshäusern gezecht, waren darüber in die Nacht hineingekommen und dann nächtlicherweile in einem kleinen Nachen zum äußeren Ufer hinübergefahren. Dabei hatten sie die Eisdecke zerbrochen, und wie man nun am anderen Morgen diese Fahrrinne im Eis entdeckte, meinte man, auf diesem Wege also müßte ich die Flucht bewerkstelligt haben. Man nahm an, ich hätte mir in jenem Dorf am Saveufer, in dem ich etliche Tage zugebracht hatte,

Freunde erworben, und war überzeugt, daß ich mich nur in diese Richtung gewandt haben könne. Also schickte man unverzüglich ein Kommando dorthin und nahm von einer Durchsuchung der Vorstadt von Ivanić Abstand.

Als es Abend wurde, ließ der Schmied das Haustor versperren und holte mich aus meiner Tonne heraus, und wir saßen wieder alle beisammen und aßen und tranken, wobei sie mir berichteten, wie man nach mir gesucht hatte. Sie beruhigten mich, daß wir gar keine Sorge zu haben brauchten, und am folgenden Morgen versteckten sie mich dann wieder in der Tonne. Auf diese Weise vergingen drei Tage, und da man mich auch außerhalb der Stadt nirgends hatte finden können, brach mein Herr, der nicht mehr länger zuwarten konnte, endlich auf und reiste nach Wien ab. Dem General in der Festung hatte er hinsichtlich meiner Person noch bestellen lassen: „Falls mein entlaufener Gefangener noch auftauchen sollte, mögt Ihr ihn nehmen und behalten — er soll Euch gehören."

Als mein Herr fort war, steckten sie mich tagsüber nicht mehr in das Faß. Ich hielt mich nun im Hause auf, und wenn jemand Fremder kam, versteckte ich mich hinter dem Backofen in der Stube. Aber die Mädchen und Buben in der Nachbarschaft müssen mich dabei doch einmal gesehen haben. Übrigens war mir, wie vorher verabredet, meine ganze Kleidung abgenommen worden und ich hatte eine Hirtentracht zum Anziehen bekommen. Dann nahmen sie mich einmal zum Kohlenbrennen auf den Berg mit und ließen mich zwei oder drei Tage für sich arbeiten. Wenn ich fragte, wann sie mich denn an die islamische Grenze bringen würden, hieß es: „Hab nur noch ein, zwei Tage Geduld! Wir haben da unten an der Save einen besonderen Mann dafür, einen

Verwandten von uns; wir haben ihm schon Nachricht gesandt, und er wird kommen und dich hinüberbringen. Laß dich's nur nicht verdrießen — bald wirst du am Ziel deiner Wünsche sein!"

Was hätte ich schon dagegen sagen können? Ich mußte mich eben in Geduld fassen. Als wir vom Kohlenbrennen wieder nach Hause kamen, traf dann also auch der besagte Verwandte von ihnen ein. Sie veranstalteten an diesem Abend ein Gastmahl für ihn und zeigten ihn mir mit der Versicherung: „Das ist also der Mann, mit dem du losziehen wirst; der bringt dich über die islamische Grenze!"

In Wahrheit jedoch war es ganz anders: Sie hatten nämlich mit diesem neuangekommenen Kroaten, der in der Festung Karlovac in der Nähe der italienischen Grenze daheim war, insgeheim verabredet, daß er mich zu den venezianischen Seehäfen hinunterbringen und dort auf die Galeeren verkaufen solle. Aber Allah der Allmächtige macht durch seinen unerforschlichen Ratschluß die Pläne, die der Mensch schmiedet, zunichte und gibt den Dingen einen ganz anderen Verlauf!

Am Abend vor dem Tage, an dem ich fortgebracht werden sollte, saß ich mit jenem Besucher, dem Hausherrn, seinem Sohn und seiner übrigen Familie gerade fröhlich beim Zechen, als plötzlich die Stubentür aufging und ein Deutscher hereintrat. Im Nu war ich hinter dem Backofen. Von dort aus hörte ich, wie der Deutsche zum Hausherrn auf kroatisch sagte: „Es ist unserem Herrn General zu Ohren gekommen, daß der entflohene Gefangene des deutschen Offiziers, der vor etlichen Tagen hier war, sich bei euch befinden soll. Seine Exzellenz will diesen Gefangenen haben; ihr sollt ihn herausgeben und in die Festung bringen."

Der Hausherr jedoch leugnete hartnäckig und be-

teuerte: „Da sei Gott davor, daß wir so einen Flüchtling beherbergen! Wenn er bei uns gewesen wäre, dann hätten wir ihn doch längst in die Festung gebracht. Da muß jemand unseren Herrn General falsch unterrichtet haben." Damit setzte er dem Mann einen oder zwei Becher Wein vor und begleitete ihn dann höflich und ehrerbietig hinaus.

Aber es war danach noch keine Stunde vergangen und eben erst die Dunkelheit hereingebrochen, als auf einmal von der Straße her ein Korporal und zehn Soldaten, mit Piken in den Händen, durch das Tor in das Haus drangen. Sofort verbarg mich die Frau des Hausherrn hinter dem Backofen, warf fünfzehn oder zwanzig leere Leinensäcke über mich und schärfte mir ein, mich ja nicht zu rühren. Schon trat auch der Korporal mit mehreren Soldaten in die Stube, während die übrigen draußen das Haus von allen Seiten beobachteten und bewachten. Der Korporal trat an den Tisch heran und sagte zum Hausherrn, der ja ebenfalls Korporal war: „Kamerad, ich komme im Auftrag unseres Generals. Ihr sollt nämlich den entsprungenen Gefangenen bei euch versteckt halten, und unser General hat mir den Befehl gegeben, hier nach ihm zu suchen."

Dem Hausherrn war der Schreck gewaltig in die Glieder gefahren, aber er nahm sich zusammen, stand mit freundlicher Miene vom Tische auf und versicherte: „Gott bewahre, lieber Kamerad! Das ist ganz ausgeschlossen, daß wir so einen bei uns hätten!"

Damit bot er dem anderen Korporal einen vollen Becher an und prostete ihm zu, aber sein Gegenüber rührte keinen Finger nach dem Becher und sagte: „Zuerst muß der Befehl des Herrn Generals ausgeführt sein!"

Sprach's und begann mit der Pike in der Hand hier und dort in der Stube herumzusuchen, während die

Leute am Tisch in stummer Bestürzung dasaßen. Die übrigen Soldaten an der Tür und draußen paßten scharf auf, ob sich irgendwo etwas rühren würde.

Schließlich kam der Korporal auf seiner Suche auch hinter den Backofen, und da fiel es ihm gleich auf, daß hier ein Haufen leerer Säcke aufgeschichtet war. Einen nach dem anderen holte er die Säcke hervor und warf sie hinter sich, und als er den letzten wegzog, erblickte er mich, wie ich da zusammengekauert hinter dem Ofen hockte. Er packte mich bei der Hand und zog mich hervor, wobei er auf kroatisch sagte: „Pojdi sem, ne boj se!“ (d. h. „Komm her, hab keine Angst!“).

Dann führte er mich ab, während der Sohn des Schmiedes hinter uns herlief und mich flehentlich bat, sie nicht zu verraten und nicht zu sagen, daß sie mich zur Flucht verleitet hatten, und sie würden schon alles daransetzen, mich hoffentlich recht bald wieder freizubekommen. So flehte und bettelte er und wich mir nicht eher von der Seite, als bis wir das Festungstor erreichten. Dort wurde ich hineingeführt und in das Palais des Generals gebracht.

Der General schritt gerade mit einem Franziskanermönch und jenem Oberfeldscher, bei dem mein Herr gewohnt hatte, in einem großen Saal auf und ab, als man mich hineinführte. Als der General mich erblickte, fragte er seine Begleiter: „Ist das der entlaufene Gefangene?“

Die anderen hatten mich in meiner jetzigen Aufmachung noch nicht gesehen und erkannten mich in der Hirtenkleidung nicht gleich wieder. Der Wundarzt sagte sogar: „Nein, das ist er nicht.“

Ich hatte meine Hirtenmütze nicht vom Kopf genommen, sondern sie noch bis auf die Augen heruntergezogen. Als ich so dastand, trat aber nun der Mönch an

mich heran, betrachtete mich aufmerksam und sagte dann zum General: „Doch, dies ist der geflüchtete Gefangene!“

Daraufhin kam der General näher und redete mich an: „Sprich die Wahrheit! Wie bist du geflohen, und wer hat dich dazu angestiftet? Was ist aus deinen früheren Kleidern geworden, und wer hat dir diese Tracht da gegeben?“

Ich antwortete auf kroatisch: „Ich habe meinem Herrn schon längst mein Lösegeld ausbezahlt — den vollen Betrag und noch darüber. Er hat es genommen, mich aber trotzdem dann die ganze Zeit hindurch nicht freigelassen, im Gegenteil, er hat mich gequält und gepeinigt, hat mich überdies noch im Kerker hungern und schmachten lassen, und hier in diesem Ort hat er mich unschuldig geprügelt und dann noch ins Gefängnis geworfen. Und nach all dem wollte er mich jetzt noch nach Deutschland mitnehmen. Da habe ich Angst bekommen, daß er mich dort auf Lebenszeit in Gefangenschaft halten oder an andere Leute verkaufen würde, und bin eben davongelaufen. Zwei Tage lang habe ich mich in den Wäldern herumgetrieben. Dort bin ich Hirten begegnet, von denen ich mir für meine Kleider diese Sachen da eingetauscht habe; die habe ich angelegt, damit niemand merkt, daß ich Muslim bin. Dann bin ich im Walde herumgeirrt, aber ich kenne mich in der Gegend nicht aus, und es ist mir nicht gelungen, den Weg zur Save zu finden. Die Leute von jenem Schmied habe ich im Wald beim Kohlenbrennen getroffen. Ich bin zu ihnen hingegangen und habe sie um Brot gebeten. Sie haben mich gefragt, wer ich sei, und ich habe gesagt: ‚Ich bin fremd hier, ein armer Christenmensch aus Serbien. Die deutschen Truppen, mit denen ich in diese Gegend gekommen bin, haben mich hier krank zurück-

gelassen. Nun bin ich ganz allein. Ich möchte wieder in meine Heimat zurück, aber ich habe gar nichts und kann auch nicht mehr laufen.' Da haben sie sich meiner erbarmt und mir etwas Brot gegeben, und ich habe ihnen dafür einen Tag beim Kohlenbrennen im Wald geholfen. Heute haben sie mich in die Stadt hereingebracht und in ihrem Haus behalten."

Der General glaubte mir nicht und warf mir vor, daß ich löge. Eine Zeitlang redeten wir hin und her, und dann erklärte er schließlich: „Wie dem auch sei — dein Herr hat dich mir geschenkt, als er von hier abgereist ist. — Los, Männer, schafft ihn ins Gefängnis!"

Also packte mich der Korporal, der neben mir stand, und führte mich in den Kerker ab, wo ich wiederum zu den anderen Häftlingen gesperrt wurde. So war ich also von neuem in Gefangenschaft.

—

Es vergingen mehrere Tage, und ich mußte zusammen mit den anderen Gefangenen die gleiche Not und Pein erdulden. In den Nächten, da wir unter der Kälte im Kerker sehr zu leiden hatten, erzählte ich meinen Mithäftlingen meine Schicksale und berichtete ihnen auch die Geschichte mit dem Schmied. Zu diesem hatte mich übrigens der General am Tage nach jenem Abend, an dem ich ergriffen und in den Kerker geworfen worden war, hinbringen und mir von ihm Ketten an die Füße schmieden lassen. Er war nämlich der einzige Schmied in der Stadt und in der ganzen Umgebung. Wie da der Sohn des Schmiedes die Eisen an meinen Füßen zusammennietete, schaute ich ihn an und sagte leise: „Nun, wozu hat das alles jetzt geführt? War das notwendig?"

Er redete mir immer wieder zu, ich solle den Mut nicht sinken lassen, in einigen Tagen würden sie schon alles in beste Ordnung bringen.

Aber ich war nun wiederum in Eisen geschlossen und saß im Kerker, und da konnte ich den Gedanken, daß mich der Schmied hintergangen hatte, nicht los werden. Mit ein paar leeren Worten hatte er mich verleitet und mich so weit gebracht, daß ich nun neuerlich in Gefangenschaft war, hatte mich noch dazu nach allen Regeln der Kunst um meine Kleider geprellt und kümmerte sich gar nicht mehr um mich. Wenn bei der Kerkerwache die Reihe an ihm war und er auf Posten zog, sah er mich nicht einmal an.

Ich aber beriet mich mit meinen Schicksalsgefährten, und als eines Tages der Dolmetscher zu uns kam, schilderte ich ihm meine Lage und bat ihn, dem General alles zu berichten. Sobald der Dolmetscher dem General die Angelegenheit gemeldet hatte, ließ mich dieser holen und fragte mich noch einmal aus. Ich erzählte ihm alles so, wie es sich zugetragen hatte, und als er mich fragte, warum ich denn nicht gleich die Wahrheit gesagt hätte anstatt zu lügen, sagte ich ihm, daß mich der Sohn des Schmieds darum gebeten und mir auch versprochen hatte, mich zu befreien.

Nachdem ich ihn über alles genau in Kenntnis gesetzt hatte, ließ der General den Korporal sofort vorführen, schalt und tadelte ihn heftig und ließ ihn dann festnehmen und einsperren. Er sorgte ferner dafür, daß alle meine Kleider zustande gebracht und mir zurückgegeben wurden. Nachdem der Schmied fünf oder zehn Tage im Kerker gesessen hatte, nahm ihm der General für sein Vergehen eine Geldbuße von hundert Gulden ab und ließ ihn wieder frei.

—

So lag ich nun wiederum in der Festung Ivanić im Kerker, als Gefangener des Generals Stubenberg, und teilte bei Tag und Nacht das Los der übrigen Häftlinge. Alle zwei Tage erhielten wir pro Kopf ein Kommißbrot. Andere Verpflegung gab es nicht, aber dafür Arbeit, und zwar folgende:

Wenn irgendwo in der Festung oder in der Stadt ein Tier verendet war, so wurden wir von den Soldaten dorthin geführt, um — falls es sich um einen Hund oder eine Katze oder dergleichen handelte — den Kadaver aufs freie Feld zu schleifen und dort liegen zu lassen; war das tote Tier aber ein Pferd oder Rind oder Kalb, so mußten wir ihm obendrein noch die Haut abziehen. Kurzum, alle und jede schmutzige und widerliche Arbeit ließ man von uns Gefangenen verrichten. Außerdem wurden wir auch zur Arbeit auf den Feldern und Wiesen geholt, wo man uns beim Säen und Ernten und zu anderen ähnlichen Arbeiten verwendete.

Um nun wieder von mir selbst zu sprechen: Nun, da ich meine Kleider zurückerhalten hatte, hatte dieser schurkische Dolmetscher des Generals, der gleichzeitig auch sein Gesellschafter und Spaßmacher war und zuweilen mit ihm an einem Tisch speiste, ein Auge auf meinen Pelz geworfen — der war nämlich immerhin seine zwölf Piaster wert. Eines Tages kam also der Dolmetscher daher und wollte mir den Pelz abkaufen. Er meinte: „Du bist ein Gefangener, und da brauchst du keinen Pelzmantel. Verkaufe ihn mir also! Mit dem Geld dafür kannst du dir deine Lage erleichtern."

Da ich ihm sein Ansinnen nicht gut abschlagen konnte, handelte ich also mit ihm um den Preis, aber er in seinem erbärmlichen Geiz wollte nicht mehr als sechs Gulden bezahlen. Er gab mir zwei Gulden als Anzahlung und versprach, die übrigen vier in ein paar Tagen zu bringen.

Damit nahm er den Pelz und ging. Doch dann vergingen nicht nur einige Tage, sondern mehrere Monate, ja schließlich das ganze Jahr, und ich konnte das restliche Geld nicht bekommen. Sooft ich ihn daraufhin ansprach, meinte er: „Dafür vertrete ich deine Sache beim General aufs beste. Mach dir nur keine Sorgen! Du wirst schon sehen, was du davon für einen Nutzen hast!"

So speiste er mich mit leerem Gerede ab, und das Geld ist er mir für immer schuldig geblieben.

Nachdem mir nun also auch der Dolmetscher meinen Pelz abgeschwindelt hatte, machte ich es aber mit meiner Jacke anders. Ich verkaufte sie für vier oder fünf Gulden, gab sie jedoch erst heraus, als ich das Geld dafür in Händen hatte.

—

So vergingen viele, viele Tage. Inzwischen hatte der früher erwähnte Gefangene des Wiener Kanzlers, der Hadschi Ahmed, der ja nach Bosnien reisen wollte und sich zu diesem Zweck an den General gewandt hatte, von diesem die Erlaubnis dazu erhalten unter der Voraussetzung, daß die Gefangenen im Kerker für ihn bürgten. Er kam also nun in den Kerker und bat uns inständig, ihm doch den Gefallen zu tun und die Bürgschaft für ihn zu übernehmen. Dafür versprach und verpflichtete er sich, daß er, sobald er in Bosnien eintreffen würde, den dortigen Statthalter Topal Hüseyin Pascha bitten werde, uns alle loszukaufen. Wir berieten miteinander, und da ja schließlich, solange wir hier bei den Feinden in Gefangenschaft waren, niemand je etwas von uns erfahren und sich um unsere Befreiung bemühen können würde, kamen wir überein, die Bürgschaft zu übernehmen gegen die Verpflichtung, daß er, sobald er nach

Bosnien gelangt sei, innerhalb von vier Monaten sein Lösegeld, nämlich einen Deutschen und ein Pferd, entweder selbst zu bringen oder durch einen Beauftragten herzusenden hatte.

Nun, da der Hadschi Ahmed also in einigen Tagen abreisen würde, erinnerte ich ihn: „Ihr habt doch früher einmal gesagt, Ihr wolltet mich als Euren Begleiter mitnehmen. Warum findet Ihr jetzt, da die Gelegenheit dafür gekommen ist, nicht auch für mich eine Möglichkeit?"

Aber er redete sich heraus. „Man muß sich", sagte er, „das nur einmal richtig überlegen: Der General hat da ohne alle Mühe und Kosten einen Gefangenen in die Hände bekommen. Den wird er doch niemals so für nichts und wieder nichts laufen lassen! Wenn dein früherer Herr dich um dein Lösegeld geprellt hat, so geht das doch ihn nichts an. So ein Wohltäter ist er nicht, daß er einem Gefangenen, den er so ganz in der Hand hat, die Freiheit schenkt!" Und damit ließ er die Sache auf sich beruhen.

Eines Tages machte sich also der Hadschi Ahmed mit einem Geleitbrief des Generals und einem Führer auf den Weg zur Grenze. Die ihm gewährte Frist lief ab, und wir warteten schon darauf, daß er heute oder morgen eintreffen und uns frohe Kunde mitbringen würde; aber als darüber weitere vier Monate verstrichen und er noch immer nichts von sich hören oder sehen ließ, machten wir uns von Tag zu Tag mehr Kummer und Sorge darüber, wie der General uns jetzt wohl schelten und bestrafen würde. Indessen ließ auch der General nichts weiter von sich verlauten. Wir berieten miteinander, und es schien uns das beste, zum General zu gehen und ihn um folgendes zu bitten: Da von dem Gefangenen Hadschi Ahmed seit seiner Abreise bis jetzt

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000096

keinerlei Nachricht eingetroffen sei, so möge der General gegen unsere gemeinsame Bürgschaft abermals einen von uns aussenden, der sich seinerseits zu verpflichten hätte, den Genannten in Bosnien oder wo er ihn sonst ausfindig machen würde, unter Berufung auf das göttliche und weltliche Recht festnehmen zu lassen und entweder das von jenem versprochene Lösegeld oder aber ihn selbst hierher zurückzubringen.

Als wir dem General diese Bitte vortrugen, rief er: „Ihr wollt euch wohl einer nach dem anderen in aller Gemütsruhe aus dem Staub machen! Wenn der eine nicht zurückkommt, dann zieht eben der nächste los, um ihn zu suchen — wie?! Und wer bleibt dann überhaupt noch da?"

So polterte er eine Weile, aber dann willigte er doch ein und ließ den Mustafa Çelebi aus Fünfkirchen gegen unsere Bürgschaft auf drei Monate Urlaub ziehen. Der reiste also ab; aber auch seine Frist lief ab — ja, es verging danach noch ein Monat und dann zwei Monate und noch weitere geraume Zeit, ohne daß auch von diesem irgendeine Nachricht eingelangt wäre.

Es war also genau so gekommen, wie es der General geargwöhnt hatte. Was sollten wir übrigen Gefangenen nun tun? Nochmals mit dem General zu sprechen, wagten wir nicht. So mußten wir eben abwarten, was der General wegen jener beiden mit uns tun würde. Etliche Tage brachten wir so in Angst und Bangen zu, während der General uns einmal oder zweimal durch den Dolmetscher mitteilen ließ, daß die Gefangenen noch immer nicht zurückgekehrt seien, und uns fragen ließ, wie das wohl zugehe. Darauf antworteten wir: „Wenn diese beiden Gefangenen hintereinander wohlbehalten daheim eingetroffen wären, dann wäre es unmöglich, daß sie so lange Zeit ausbleiben und nicht zurückkommen, denn

die Befehlshaber und Offiziere im islamischen Grenzgebiet überwachen das Kommen und Gehen von solchen Gefangenen genauestens. Und vor allem haben wir ja mit dem später abgereisten Mustafa Çelebi ein dringendes Bittgesuch um Hilfe an den Statthalter von Bosnien, Hüseyin Pascha, abgeschickt und gleichzeitig auch an andere Grenzoffiziere und Glaubensgenossen Briefe geschrieben und sie gebeten, sich unser anzunehmen und uns nicht mit unserer Bürgschaft im Stich zu lassen. Wenigstens von einem von ihnen hätte also bis jetzt unbedingt ein Brief oder sonst eine Nachricht kommen müssen. So aber können wir nur annehmen, daß sie beide unterwegs von irgendwelchen Feinden umgebracht worden sind. Nach dem Gesetz der Grenze darf ja kein Gefangener ohne Bedeckung reisen, sonst kommt er eben nicht durch. Das aber hättet Ihr wissen müssen! Uns bleibt weiter nichts zu sagen. Wir sind hier eben ganz und gar in der Hand des Generals, und er kann mit uns tun, was er will. Die Entscheidung liegt bei ihm, und wir können nur auf seine Milde hoffen."

—

Danach verging ein ganzes Jahr, ohne daß der General auch nur das geringste von sich hören ließ. Wir wußten nicht, was wir davon halten sollten. Eines Tages ereignete sich dann aber folgendes:

Unsere Hütte, in der wir uns tagsüber aufhielten, stand nicht weit von den Stallungen des Generals. Diese lagen gleich in der übernächsten Gasse, und so mußten wir, die Gefangenen, jeden Morgen dort den Pferdemist mit Schubkarren fortschaffen und mit dem Wagen Wasser holen und die Pferde tränken. Unter dem Stallpersonal des Generals befand sich ein Sattlermeister namens Adam,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000098

ein rechter Faulpelz; der hatte am Abend zuvor ein wenig zuviel getrunken, und als er nun am Morgen mit Dusel und Katzenjammer aufstand, sah er sich nicht imstande, die Reitpferde des Generals zu warten. Damals versprach er mir etwas Fleisch und Brot, wenn ich die Pferde ordentlich versorgen würde; denn wenn etwa der General in den Stall kam, mußten die Pferde gepflegt sein.

Mühselig, mit meinen Eisen an den Füßen, reinigte und striegelte ich also die drei Pferde, für die sonst er zu sorgen hatte. Währenddessen kam auf einmal der General in den Stall; er sah mir zu, wie ich die Pferde wartete, und lobte mich auf kroatisch: „Tako tako, moje sinko!" Eine Weile beobachtete er mich, sah mir bei meiner Arbeit zu und fand Gefallen daran. Dann wandte er sich zum Dolmetscher und sagte: „Sage diesem Gefangenen, daß ich ihm die Eisen abnehmen lasse, wenn er nicht davonläuft. Er soll hier im Stall bei der Wartung der Pferde helfen, und ich gebe ihm zu essen und zu trinken und lasse ihn einkleiden."

Als der Dolmetscher mir die Worte des Generals übersetzt hatte, entgegnete ich: „Wohin sollte ich schon fliehen? Wäre es mir möglich gewesen davonzulaufen, so hätte ich es schon getan, bevor ich hierher kam."

Der Dolmetscher übersetzte das dem General, aber der gab sich mit dieser Antwort nicht zufrieden, sondern verlangte, ich solle schwören, daß ich nicht fliehen würde. Ich schwur also und versprach bei Allah, daß ich nicht davonlaufen würde. Darauf schickte mich der General zu dem bewußten Schmied mit dem Befehl, er solle meine Eisen abschneiden. Ich ging also hin und ließ mir die Eisen von den Füßen abnehmen; dann kehrte ich zurück und half bei den Arbeiten im Stall.

Der General hatte neun Reitpferde und zwölf Zug-

pferde im Stall stehen. Von ihren Wärtern trug mir jeder eine andere Arbeit auf, so daß es allmählich zuviel wurde für mich, besonders beim Heu. Es mußte jeweils so viel Heu, wie die Tiere für den Tag und für die Nacht brauchten, aus dem Heuschuppen im Garten der Meierei außerhalb der Festung, mit einem Strick zusammengebunden, auf dem Rücken herbeigetragen werden. Seit ich in den Stall gekommen war, mußte gewöhnlich ich das Heu holen. Das war eine schwere Arbeit, und ich mußte mich weidlich abrackern, um das Heu von dem tausend oder zweitausend Schritt entfernten Meierhof auf dem Rücken herzuschleppen. Obendrein rief mich dann noch der Koch: „Komm her und dreh den Bratspieß!" Und der Kellermeister befahl mir: „Los, los, nimm dir den Eimer und hole noch einmal so zwanzig, dreißig Okka Eis aus dem Kühlhaus der Meierei!"

So hieß es einmal „Trag das fort!" und dann wieder „Hol jenes her!" und die Arbeit und die Plackerei wurde immer ärger. Manchmal schimpfte einer: „Ich hatte dir doch diese und jene Arbeit aufgetragen, warum hast du sie nicht erledigt?" Und dann schlugen sie mich, und mir tat es nachgerade leid, daß ich von den Eisen befreit worden war.

—

Mein General nun hatte die Gewohnheit, für die Sommerzeit mit seiner Familie und seinem Gefolge in die Festung zu kommen und hier zu bleiben, im Winter aber wieder nach Graz in seiner Heimat Steiermark zurückzukehren. Von dort zogen sie dann weiter nach ihrem Stammsitz in der Stadt und Festung Kapfenberg, wo sie jeweils bis zum Sommer blieben. Nun war der Winter schon hereingebrochen und es wurden alle Vor-

bereitungen für die Heimreise des Generals getroffen. Mir kündigte mein Aufseher an, daß ich von der Festung Ivanić bis Varaždin neben dem Wagen würde herlaufen müssen.

Ich aber befürchtete sehr, daß ich dann von dort noch weiter in das Land der Deutschen würde hineingehen müssen. Denn wenn ich einmal in diesem Lande war, wer konnte da wissen, wann ich noch einmal muslimisches Gebiet würde sehen können? Und wahrscheinlich würden sie mich dort zwingen, zum Christentum überzutreten. An all das dachte ich und setzte alles daran, um nicht mitziehen zu müssen. Aber es nützte nichts. Allerdings versprach man mir, mich nicht über Varaždin hinaus nach Deutschland mitzunehmen. Was hätte ich tun sollen? Ich konnte dagegen nicht ankommen und sagte mir also: ‚Die Geduld ist der Schlüssel zum Paradies, und die Entscheidung liegt bei Allah. Was mir auch immer zustoßen mag, ich muß es eben als mein Schicksal hinnehmen.‘

Der General brach also auf und nahm mich mit, indem er mich unterwegs neben dem Wagen herlaufen ließ. Als wir nach drei Tagreisen in Varaždin angekommen waren, bestieg der General dort einen Postwagen und fuhr in Richtung Graz ab, während sein Verwalter und das übrige Gefolge zurückblieben, um mit dem schweren Gepäck langsamer nachzufolgen. Nun erwartete ich, wieder nach Ivanić zurückkehren zu können; aber siehe da — jetzt befahl mir der Verwalter, mit ihnen weiterzuziehen. Als ich ihm vorhielt, daß das gegen die Abmachung sei, schalt er mich aus und sagte: „Du bist nun einmal der Gefangene des Generals, und er nimmt dich eben mit, wohin er will, und macht mit dir, was er will. Du hast überhaupt nichts zu sagen!“ Ich mußte also mitreisen, ob ich wollte oder nicht.

So verließen wir Varaždin und zogen nach Graz, wobei wir durch viele Städte und Ortschaften kamen. Als wir in Graz ankamen, sah ich mich dort in einer mächtigen Stadt, wie ich noch nie eine gesehen hatte; ich war ganz überwältigt. Mitten in der Stadt stand ein großes Palais, das zur einen Hälfte meinem General und zur anderen Hälfte seinem Bruder Jörg von Stubenberg gehörte, dem damaligen Landeshauptmann jenes Gebietes. In Graz blieben wir fünfzehn oder zwanzig Tage, und dann zog der General mit seinem ganzen Gefolge weiter nach Kapfenberg.

Das ist eine kleine, hübsche Stadt am Ufer des Flusses Mürz. Die Burg liegt auf einem hohen Berg, und in der Stadt gibt es viele Häuser und Gärten, in denen die einheimischen Handwerker und die Stadtväter wohnen. Da die Landstraße nach Wien durch diese Stadt führt, wohnt in der Burg auch ein Zöllner, der von den in beiden Richtungen durchkommenden Wagen und von sonstigen Waren Straßenzoll oder Maut einhebt. Außer der Stadt selbst liegen in dieser Gegend noch etliche Dörfer mit tausend bis zweitausend Untertanen. Diese kamen hier zu bestimmten Zeiten zusammen, um ihre Kopfsteuer oder sonstige Abgaben zu entrichten. Da gab es dann immer mehrere Tage lang ein großes Menschengedränge. — Außer mir hatte der General noch einen anderen Gefangenen und vier oder fünf Dienerinnen, die alle hier wohnten.

Und nun wieder zu mir selbst: Als der General mit uns allen in Kapfenberg ankam, war dadurch die Dienerschaft so angewachsen, daß für mich kein Platz zum Schlafen übrig war. Ich wurde also auf Befehl unserer Herrin angewiesen, für ein paar Tage zusammen mit dem schon erwähnten Zöllner in dessen Dachkammer zu schlafen, in der er seine Lagerstatt und seine übrige

Habe hatte. Der Zöllner nun war ein dicklicher und noch gänzlich unverdorbener Bursche von kaum fünfzehn oder sechzehn Jahren. Er war wegen meiner Einquartierung bei ihm keineswegs böse, sondern empfing mich aufs freundlichste. Als es Abend geworden war, legte er seine Kleider ab, stieg ohne Unterhose in sein Bett und forderte mich auf: „Also los, zieh dich aus und komm ins Bett!“

Wohl oder übel entkleidete ich mich also bis auf Hemd und Unterhose und legte mich gleichfalls in das Bett, das gerade so breit war, daß darin zwei Personen dicht nebeneinander liegen konnten.

Für unsere Begriffe war das wahrlich eine merkwürdige Situation! Wäre da an meiner Stelle irgendein Wüstling gewesen, so hätte er es vor Begierde einfach nicht aushalten können, denn das war ein knuspriger Knabe, der noch dazu auf alles mögliche einging. Er fing von diesem und jenem zu plaudern an, fragte mich auch nach dem schändlichen Treiben der Türken, von dem er einmal gehört hatte, und wollte, nackt neben mir im Bett liegend, von mir erfahren, wie es dabei zugeht! Nun, ich nahm mich aber ganz fest zusammen, und wenn ich auch zuweilen in Erregung geriet, so ließ ich mich doch nicht verleiten und beging auch nicht den geringsten Fehltritt.

Nach einiger Zeit begab sich mein General wieder nach Graz, und seine Gemahlin, die Gräfin von Lamberg, die also meine Herrin war, reiste ihm etwas später mit ihrem ganzen Gefolge nach Graz nach. Während sie sich dort den Freuden des gesellschaftlichen Lebens widmeten, bekam mein Herr unversehens heftige Gliederschmerzen, von denen er auch sonst alljährlich befallen wurde; aber diesmal war der Anfall besonders arg, und nach dem Ratschlusse Allahs des Allerhabenen starb der

General nach wenigen Tagen. In Kapfenberg rief die Nachricht von seinem Tode tiefe Trauer und großes Wehklagen hervor.

Die Leiche wurde dem dortigen Brauch und Gesetz entsprechend seziert und dann in den Sarg gelegt und mit einem Wagen nach Kapfenberg übergeführt. Die Einwohner und die Würdenträger des Ortes gingen dem Zuge entgegen und geleiteten ihn auf das Schloß. Dort blieb die Leiche einen Tag und eine Nacht lang aufgebahrt liegen. Dann kamen mehrere Priester aus der Umgebung, und der Pfarrer von Kapfenberg sowie die Einwohner des Ortes und andere Leute holten ihrer Sitte gemäß mit Wachskerzen in den Händen und unter Gesängen die Leiche ab und geleiteten sie zur Kirche. Dort wurden, wie es hieß, die Angehörigen dieses Geschlechtes seit altersher in der Krypta beigesetzt; also bestattete man auch den General da, und danach wurden die Geistlichen und die Honoratioren der Stadt um seines Seelenheiles willen drei Tage hintereinander auf das freigebigste mit Essen und Trinken bewirtet. Nachdem die Priester dann noch verschiedene Geschenke erhalten hatten, gingen sie wieder fort.

—

Und nun wieder zu mir selbst: Nach dem Tode des Generals war unsere Herrin noch etwa zwei Monate in Graz geblieben, bis sie alle Vorsorge für ihre beiden kleinen Söhne getroffen hatte, die ihr nun noch geblieben waren. Darauf kam sie in Trauerkleidung mit zwei oder drei Kammerzofen und einem Kutscher nach Kapfenberg zurück. Alle ihre übrigen Bediensteten hatte sie entlassen; sie waren in andere Stellungen gegangen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000104

Nach ihrer Rückkehr hatte die Herrin auch mir eine ungarische Tracht aus schwarzem Tuch anfertigen lassen, die ich zum Zeichen der Trauer anzog. Einige Tage später verschenkte sie mehrere männliche und weibliche Gefangene, da auch hier deren zu viele waren, nach Graz oder sonstwohin. Nur mich und vier Mädchen und Frauen behielt sie bei sich. Mich beauftragte sie mit der Wartung ihrer beiden Reitpferde, und zusammen mit den Kammermädchen bediente ich auch bei den Mahlzeiten und bei sonstigen Gelegenheiten.

Da es dortzulande überaus viele Berge und steiniges Gelände gibt, so reiten die adeligen Herren und ihre Frauen gewöhnlich zu Pferde, wenn sie einander besuchen oder Reisen machen. Wenn also meine Herrin irgendwohin reisen wollte, trug sie mir vorher auf, das Pferd vorzubereiten. Sie hatte ein Lieblingspferd, einen schönen hellbraunen Wallach — dem legte ich dann einen Damensattel auf, zäumte ihn schön auf und führte ihn zum Trittstein. Hatte ich der Herrin in den Sattel geholfen, bestieg auch ich ein Pferd und ritt ihr immer voraus. Wenn wir am Ziel angelangt waren, saß ich zuerst ab und umfaßte dann die Herrin, damit sie leichter vom Pferd absteigen konnte.

Sechs weitere Monate versah ich auf diese Weise meinen Dienst. Die Arbeit war nicht gerade arg, und es gab auch zu essen und zu trinken. Aber Kapfenberg liegt in einer sehr abgeschiedenen Gegend, so daß kaum jemals andere Leute durchkamen als die, die von Wien nach Graz und umgekehrt unterwegs waren. Überdies mußte sich auch meine Herrin zumeist bei ihren Kindern in Graz aufhalten. Sollte ich also unter diesen Umständen nun mein ganzes Leben da im Steirerland zubringen und immer hier bleiben müssen? Ich grübelte hin und her und überlegte, wie ich wohl wieder fort-

kommen könnte, und eines Tages faßte ich einen Entschluß:

Ich ging zum Bürgermeister der Stadt und bat ihn, er möge bei meiner Herrin Fürbitte für mich einlegen und ihr folgendes sagen: „Ihr wißt doch, wie es Eurem Diener ʿOsman ergangen ist: Sein voriger Herr hatte sein Lösegeld auf Heller und Pfennig erhalten, ihn aber trotzdem nicht freigelassen und immer nur weiter gequält und gepeinigt. Jetzt ist er seit vier Jahren im Dienste unseres gnädigen Herrn, und auch in dieser Zeit hat er wieder im Kerker schmachten müssen. Nun will er aber nicht länger hierbleiben und bittet Euch, Ihr möget ihm einen Freibrief geben und ihn entlassen oder aber ihn wie die anderen Gefangenen weggeben, nach Wien oder anderswohin, zu wem Ihr eben wollt."

Der Bürgermeister, der häufig bei meiner Herrin zum Essen eingeladen war, trug ihr also eines Tages bei gegebener Gelegenheit meine Bitte vor. Als sie diese Neuigkeit über mich vernahm, ging sie erst gar nicht weiter darauf ein, sondern ließ mir Bescheid sagen, daß sie nicht daran denke, mich fortzulassen und in andere Dienste zu geben.

Wie ich also einen oder zwei Tage darauf zum Bürgermeister ging, um mir die Antwort zu holen, berichtete er mir, was die Herrin gesagt hatte. Ich gab mich aber mit diesem Bescheid nicht zufrieden und bat ihn noch einmal, ihr zu sagen, sie solle irgend etwas für mich tun, sonst würde ich davonlaufen; denn so wie ich hier ein Gefangener sei, könne ich ebensogut auch anderswo ein Gefangener sein.

Als nun der Bürgermeister zum zweiten Male meiner Herrin mitteilte, was ich gesagt hatte, war sie sehr beunruhigt. Sie rief mich gleich zu sich und sprach mit sanften Worten zu mir: „Warum bist du denn mit mir

nicht zufrieden? Ich habe dich bei mir behalten, weil ich dich gerne habe. Fehlt es dir denn an irgend etwas? Mangelt es dir an Essen und Trinken oder an Kleidern? Oder hat dich etwa jemand gekränkt? Sag es mir doch! Du hast doch auch nicht zuviel zu arbeiten — sag mir also, was dir nicht recht ist!"

So drang sie in mich, und dabei stiegen ihr die Tränen in die Augen und sie weinte. Ich aber stand stumm vor ihr und konnte ihr einfach keine Antwort geben, weder daß ich gehen noch daß ich bleiben wolle. So ging ich schließlich wieder hinunter. Hinter mir drein kamen die Mädchen und die anderen im Hause gelaufen, umringten mich und redeten mir gut zu, warum ich denn fort wolle.

Es vergingen wieder mehrere Tage, während deren ich immer grübelnd und niedergeschlagen umherging.

—

Der Stall im Schloß war ein kleines Gewölbe, nicht größer als eine Stube; darin standen zur Sommerszeit nur die beiden Reitpferde und mein Bett. Eines Morgens nun, als alles noch im Schlafe lag, kam Margot, die Kammerzofe unserer Herrin — ein bildhübsches Mädchen von fünfzehn Jahren, mit schwarzen Augen, Brüsten wie Zitronen und anmutigem Wuchs —, diese kam also herein, stieg in mein Bett und legte sich zu mir, umfing mich mit ihren Armen und begann mich abzuküssen. Ich öffnete die Augen — und siehe da, ich fand mich in einer Situation, wie ich sie nie zu erhoffen gewagt hätte! Noch immer unsicher, ob ich nicht etwa träumte oder von meinen Sinnen genarrt wurde, fand ich endlich die Sprache wieder und sagte: „Liebes Fräulein, wie ist das nur möglich, daß Ihr Euch zu mir

Geringem herablaßt und hierher an diesen Ort kommt? Ihr schenkt mir Eure Gunst und bemüht Euch selbst zu mir?"

„Ach Liebster", seufzte sie, „so ein Herz ist ein schlimmes Ding — es verschenkt sich, an wen es will! So lange schon bin ich in dich verliebt; ich habe es nur immer in mir verborgen. Aber jetzt willst du fortgehen und mich verlassen, da habe ich es nicht mehr ausgehalten — ich mußte dir meine heimliche Liebe gestehen. Und daß du es nur weißt: Wenn du fortgehst von hier, dann bricht mir das Herz! Ach bitte, bitte, bleibe hier und verlaß mich nicht! Ich bin dein; nimm mich hin und tu mit mir, was du nur willst — ich gebe mich ganz in deine Hände!"

So flehte sie mich unter tausend Küssen an, und die Tränen rannen ihr aus den Augen und tropften langsam auf mich nieder. Ich war über all dem ganz verwirrt und dachte mir immer nur: ‚Mein Gott, was hat das zu bedeuten? Meint es das Mädchen aufrichtig, oder verstellt sie sich nur?'

Aber das Fleisch ist schwach, und wie hätte gerade ich diese Gelegenheit, die sich mir da bot, ungenutzt lassen können? Ich war ja damals gerade einundzwanzig Jahre — im feurigsten Alter! Ich nahm sie also ein wenig in die Arme, erwiderte ihre Küsse und liebkoste sie da und dort. Aber noch weiter zu gehen wagte ich denn doch nicht. Sie war ein vollerblühtes Mädchen, und ich ein junger Mann — wenn diese beiden Flammen sich da berührt hätten, dann wäre gewiß eine lodernde Feuersbrunst entfacht worden; nachher aber wäre ich wegen solch eines flüchtigen Rausches mit beiden Füßen in einem Elend versunken, das noch schlimmer gewesen wäre als alle Not der Gefangenschaft bisher! Ich beherrschte mich also und ließ mir nichts weiter zuschul-

den kommen. Das Mädchen freilich war voller Erwartung, aber ich tat nichts dergleichen, sondern lenkte sie mit beschwichtigenden Reden ab und schickte sie dann wieder fort.

In den folgenden Tagen kam sie noch einmal oder zweimal zu mir herunter und wollte mich immer wieder verführen. Daraufhin schloß ich dann die Stalltüre von innen ab und machte so der ganzen Sache ein Ende. Das Mädchen kam zwar immer wieder und klopfte an, aber ich kümmerte mich nicht darum und ließ mich nicht irremachen.

—

Meiner Herrin gegenüber ließ ich mit meinem Drängen nicht locker, so daß sie schließlich nachgeben mußte. Sie fragte mich: „Soll ich dich also, da du nun einmal nicht mehr bei uns bleiben willst, nach Graz zu Georg von Stubenberg schicken oder aber zu Sigmund von Stubenberg, dem Landeshauptmann von Görz, der sich zur Zeit in Wien aufhält?“ — Ich bat sie, mich nach Wien zu schicken.

Nun schrieb die Herrin mehrere Briefe und bestimmte einen Mann, der mich zu begleiten hatte. Sie stellte uns einen Wagen, eine sogenannte „Landkutsche“, zur Verfügung, schenkte mir fünfzehn oder zwanzig Gulden und alle meine Kleider und entließ mich dann. Und um die Wahrheit zu sagen — alle Leute im Schloß waren traurig und weinten. Die meisten gaben mir das Geleit bis zum Stadtrand und verabschiedeten sich von mir mit tausendfachen Glückwünschen.

In mehreren Tagreisen fuhren wir also mit unserer Kutsche über den Berg von Schottwien in das Land Österreich und kamen nach Neustadt, von wo wir dann über Baden nach Wien gelangten.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000109

Dort wurde ich mit meinem Begleiter zu dem Herrn gebracht, an den ich empfohlen worden war, und blieb einige Tage in seinem Hause. Aber schon nach kurzer Zeit holte mich eines Tages der Verwalter meines neuen Herrn und sagte: „Komm, der Herr hat befohlen, daß ich dich anderswohin bringen soll. Nimm nur alles mit, was du hast, denn du bleibst ganz dort!"

Nun, da konnte man nichts machen. Ich ging also mit ihm, und er brachte mich in ein Palais in der Wollzeile.

Mein neuer Herr war ein unverheirateter Kavalier namens Graf Schallenberg, der erst vor kurzem von einer Gesandtschaftsreise zum Kurfürsten von Sachsen im Auftrag des Kaisers zurückgekehrt war. Seine Eltern wohnten in Linz und hatten im Gebiet von Wien etliche Besitztümer. Er selbst war Kammerherr oder Oberkämmerer des Kaisers, gehörte als Kriegsrat dem Hofkriegsrat an und hatte den Rang und das Einkommen eines Generals. Sein voller Name lautete Christoph Tiedmayr de Schallenberg.

Gleich als ich in sein Haus kam, führte mich der Verwalter, der mit mir gekommen war, dem Grafen vor. Dieser betrachtete mich eine Weile prüfend und schickte mich dann in die Lakaienstube, während der Verwalter, der mich hergebracht hatte, ein Trinkgeld erhielt und wieder entlassen wurde. Bald darauf kam auch schon der Kleiderbewahrer meines neuen Herrn und brachte mir aus der Gewandkammer eine Heiduckentracht von rotem Tuch. Ich mußte meine alten Kleider ablegen und diese Livree anziehen.

Außer mir war noch ein junger Serbe im Hause, der aus dem Temeschwarer Gebiet stammte und von Leopold oder Ehrenreich von Schallenberg, dem Bruder meines Herrn, aus den Kämpfen um Belgrad mitgebracht und meinem Herrn überlassen worden war. Er trug die

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000110

gleiche Heiduckenlivree wie ich, so daß wir beide zusammenpaßten und gewissermaßen ein Paar bildeten. Wenn unser Herr sich in die Kutsche setzte und zum Kaiserhof oder sonstwohin fahren mußte, gingen wir immer als Läufer neben dem Wagen her.

So vergingen mehrere Tage. Zu essen und zu trinken bekam ich so wie die übrigen Lakaien.

—

Eines Tages aber fuhr unser Herr zum Palais eines gewissen Falckenhayn, der in der Zeughausgasse wohnte, und schickte dort den Wagen und die Lakaien nach Hause, wobei er uns beiden befahl, am Abend um neun Uhr mit der Sänfte wieder zur Stelle zu sein. Als wir da heimwärts gingen, sagte mein Gefährte, den sie „Ratz" riefen, mit bedenklicher Miene zu mir: „Mein Lieber, ich fürchte, jetzt wird es dir leid tun, daß du hierher gekommen bist. Jetzt wirst du nämlich sehen, was es heißt, einen Mann wie unseren Herrn in der Sänfte durch Wien tragen zu müssen!"

Nun, nachdem wir daheim eine Zeitlang herumgesessen hatten, hingen wir uns die Traggurten der Sänfte um den Hals — so ähnlich, wie man bei den Holzsandalen mit dem Fuß in den Riemen schlüpft — und trugen die leere Sänfte von unserem Palais, also von der Gegend beim Stubentor, zum Zeughaus hinüber. Dabei schnitten mir die Riemen in die Schultern, daß mir Hören und Sehen verging, und ich dachte mit höchster Sorge daran, wie das wohl werden würde, wenn da erst mein Herr drinnen sitzen würde! Der war nämlich ein großer, dicker Mann und wog gewiß seine hundert Okka.

Am Abend kam also unser Herr dort heraus und stieg

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000111

gleich unten an der Treppe in die Sänfte, während die Lakaien ihre Wachslichter anzündeten. Als wir nun unseren Herrn hochhoben und losgehen wollten, da knackten und krachten mir alle Wirbel im Rückgrat, und kaum daß wir zum Tor hinauskamen, fingen auch schon meine Füße an, unter mir im Zickzack dahinzutanzen. Zwar trug ohnehin ich vorne und mein Gefährte hinten, weil er etwas stärker war als ich — aber wir waren kaum fünfzehn Schritt vom Tor weggekommen, da strauchelte ich und wäre um ein Haar hingefallen. Daraufhin begann unser Herr zu schreien: „Halt, halt, bleibt stehen! Macht die Tür auf, ich will hinaus!"

Er stieg heraus und schimpfte auf uns: „Morgen lasse ich euch beiden tausend Hiebe aufzählen und euch in Eisen legen!"

Und damit ging er zu Fuß nach Hause. Wir trugen mühsam die leere Sänfte heim, stellten sie an ihren Platz und harrten nun ängstlich der Dinge, die da morgen kommen sollten.

Aber am nächsten Tag geschah gar nichts, vielmehr hatte es Allah gegeben, daß unser Herr Gnade walten ließ. Zwei Tage darauf befahl er uns nämlich, die Sänfte zu nehmen und sie in die kaiserliche Burg zu seiner Frau Tante, einer gewissen Gräfin Breunerin, zu bringen. Wir holten also die Sänfte und trugen sie an den befohlenen Ort, ohne daß wir eine Ahnung hatten, wozu das war. Wir meinten, daß wir die Dame wohl irgendwohin tragen sollten. Wir trauten also unseren Augen kaum, als nun die Frau Tante ihre Beschließerin mit vier Gulden Trinkgeld für uns herausschickte, uns Grüße an unseren Herrn auftrug und sich für die Sänfte schön bedanken ließ. Da hatte also unser Herr die Sänfte der Gräfin geschenkt! — Nun, wir steckten jeder unsere zwei Gulden ein, waren heilfroh, daß wir diese Plackerei

nunmehr los waren, und veraßen und vertranken das Geld, das uns da so unverhofft in den Schoß gefallen war.

—

Als ich bereits ein oder zwei Jahre bei diesem Herrn im Dienst war, ließ er durch den Fürsten Salm, der einer seiner besten Freunde und übrigens der Oberst-hofmeister des Königs Joseph war, über das kaiserliche Hofmeisteramt bei Kaiser Leopold um die Hand einer Hofdame, der Schwester des Generals Styrum, anhalten. Bald wurde die Verlobung gefeiert, und daraufhin war das Brautpaar mehrere Tage hindurch bei verschiedenen Herrschaften eingeladen. Und zwar legten dann immer beide, wenn sie irgendwohin zum Essen gingen, Kleider von der gleichen Farbe an, und entsprechend dem dortigen Brauch trugen sie eines das Bild des andern in einem edelsteinbesetzten goldenen Medaillon — unser Herr am Arm und seine Braut am Busen.

Ein paar Tage später wurden die nötigen Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen: Für die Herrin wurden vier Lakaien, zwei Heiducken und ein Page bestimmt, der ihr die Schleppe tragen mußte; ferner ein Offizier als der sogenannte „Brautwärter", der die Braut an der Hand zur Kutsche oder zur Sänfte geleitete und dann auf seinem Pferd hinter ihr herritt, während sie selbst in einer reichvergoldeten Kutsche mit sechs schwarzen dänischen Pferden, einem Kutscher und zehn Vorreitern sowie mit roten Vorhängen und weißen und schwarzen Bändern fuhr. Die Pagen erhielten der Sitte gemäß goldbetreßte Livreen und das gesamte Gefolge wurde mit weißen und schwarzen Straußenfedern geschmückt.

Da der Kaiser Leopold sich in den Maitagen in der sogenannten „Laxenburg" aufzuhalten pflegte, wurden die

Vermählung und das Brautlager dort abgehalten. Denn immer, wenn eine der Damen des kaiserlichen Hofes heiratet, wird nach dortigem Brauch und Gesetz das Hochzeitsmahl in der Kaiserburg veranstaltet und die Brautleute speisen mit dem Kaiser und seiner Gemahlin an einer Tafel, während die übrigen Staatsminister noch stehen bleiben. Und die Braut wird für diesen Tag und für diese Nacht mit sämtlichen Juwelen geschmückt, die die Kaiserin besitzt. So wurde also auch unsere Herrin für jenen Tag und jene Nacht geradezu mit Kleinodien übersät, daß ihr Haupt, ihre Haarflechten und Schultern bis zu den Ellenbogen sowie ihr Busen und ihr Rücken bis zum Gürtel hinab ganz mit Edelsteinen bedeckt waren. Gekleidet war sie in eine Robe aus prachtvollem Brokat.

Erst als sich der Kaiser von der Tafel erhoben hatte, setzten sich die anderen Würdenträger des Reiches, die Minister und die Adeligen zu Tisch, und so wurde also abwechselnd gespeist — wenn die einen aufstanden, so nahmen die nächsten Platz. Das Zuckerwerk war anderthalb Ellen hoch auf großen Platten zierlich aufgebaut und mit ebenso reichlichem Speiseeis schön garniert.

Nachdem auch alle Adeligen gespeist und getrunken hatten, verteilte ein Offizier an uns Bedienstete ein wenig von allem, von den Wachteln und den anderen Geflügelbraten, und dazu gab es für jeden von uns Zuckerwerk in Hülle und Fülle.

Am nächsten Tage wurden dann unsere Herrschaften, wie es dort Sitte ist, von den Staatsministern und Edelleuten in einem prunkvollen Festzuge hoch zu Roß nach Wien geleitet und zu ihrem Haus gebracht.

—

In dieser Zeit starb dann auch Falckenhayn, der Obrist-Kriegskommissär des Kaisers, und sein Amt wurde meinem Herrn übertragen; es bekamen nämlich alle, die eine Dame vom Kaiserhofe geheiratet hatten, solche hohe Stellen. Da er in diesem Amte ein Gehalt von 18.000 und als General ein solches von 6000 Gulden hatte, bezog er insgesamt vom Staate ein Einkommen von rund 30.000 Gulden.

Mein Herr war ein strenger Mann, und es war höchst schwierig, ihm alles recht zu machen, weswegen auch sein Kammerdiener und die übrigen Leibdiener ihre liebe Not mit ihm hatten. Aber mit meinen Diensten war mein Herr zufrieden, und er verwendete mich für besondere Aufgaben, die nicht unter meine eigentlichen Dienstobliegenheiten fielen. So nahm er mich mehrmals ins Feld mit, und als er dabei einmal krank wurde, ließ er sich Tag und Nacht von mir pflegen und betreuen, so daß er dann meistens auch sonst, wenn er gerade krank war, immer mich um sich haben wollte. Wieder daheim in Wien, lobte er mich dann, wenn ich nicht dabei war, der gnädigen Frau gegenüber voller Dankbarkeit, und so war auch die Herrin stets freundlich zu mir und hielt große Stücke auf mich. Das eine oder das andere Mal hat sie mir unter vier Augen sogar gesagt: „Mein Herr Gemahl ist mit dir sehr zufrieden. Wenn du unseren Glauben annähmest, würde er dich als Kammerdiener anstellen und über dich die Pflegschaft übernehmen."

Dann dankte ich der Herrin immer untertänigst und erwiderte: „Mögen der gnädige Herr und die gnädige Frau niemals Ihre Gunst von Ihrem ergebenen Diener abwenden — aber für eine solche Stelle bin ich nicht der rechte Mann!"

Als ich auf diese Art immer einer bindenden Entschei-

dung auswich, trug sie mir schließlich an, mich das Zuckerbäckerhandwerk erlernen zu lassen, und damit war ich einverstanden. Der Fürst Mansfeld, der damals nach dem Tode Starhembergs Präsident des Hofkriegsrats geworden war, hatte einen französischen Konditormeister — den besten in ganz Wien; zu dem wurde ich nun in die Lehre gegeben. Ich ging also jeden Tag zu ihm und lernte, indem ich ihm bei der Herstellung des Zuckerwerks half. Manchmal nahm er mich auch mit und wir garnierten gemeinsam die Tafel des Präsidenten mit Zuckerspeisen und kandierten Früchten. Ich leistete ihm Gehilfendienste, sah bei allem zu und lernte dabei. Nachdem ich mir so innerhalb eines Jahres alle nötigen Kenntnisse angeeignet hatte, erlernte ich noch bei einem gewissen Hahnbeiß, einem kaiserlichen Hatschier, der gegenüber dem Ballhaus bei der Hofburg einen Laden hatte, die Herstellung von Speiseeis. Diese beiden Männer wurden dafür von meinem Herrn mit reichen Geschenken belohnt. In der Folge versah ich mehrere Jahre lang regelrecht den Dienst eines Servierers und Zuckerbäckers.

Ich reiste auch zweimal oder dreimal zusammen mit meinem Herrn zu seiner Mutter und seinem Bruder nach Linz, Regensburg und Augsburg. Als ferner die Kurfürsten des Deutschen Reiches mit den Armeen des Kaisers gegen die Franzosen in den Krieg gezogen waren und dann Friede geschlossen wurde — der Friede blieb nachher freilich kaum drei Jahre lang bestehen —, da wurde mein Herr vom Kaiser nach Mailand entsandt, um mit den in Italien stehenden Truppen abzurechnen und ihren Abmarsch in die Wege zu leiten. Auch damals nahm mich mein Herr mit, und so fuhren wir mit der Post durch das Land Tirol und über die hohen Berge nach Brescia und Mailand. Auf dieser Reise bekam ich viel

Merkwürdiges und Wunderbares zu sehen. In Mailand hielten wir uns fünf Monate auf, und nach der Erledigung der verschiedenen Geschäfte kehrten wir dann wieder nach Wien zurück.

—

Kurz und gut — in jenen sieben Jahren, die ich in Wien verbrachte, erlebte ich derart viele Abenteuer, daß es unmöglich ist, alle Ereignisse der Reihe nach Tag für Tag aufzuzeichnen. Nur den tausendsten Teil davon kann ich niederschreiben.

Einmal zum Beispiel, als unsere Herrschaften zu einem Gastmahl eingeladen waren, ließen mir zwei andere von der Dienerschaft keine Ruhe und drangen in mich, ich solle mit ihnen ausgehen, um in einem Wirtshaus Wein zu trinken. Obwohl ich keine rechte Lust dazu hatte, gab ich ihnen endlich nach und wir gingen also in die Weinschenke „Zum Grünen Baum", nicht weit vom Neuen Tor. Dort gab es immer Musik und Tanz und gute Unterhaltung bei reichlichem Essen und Trinken. Wir setzten uns an einen Tisch und aßen und tranken, und nachher stand einer meiner Gefährten auf und fing an zu tanzen. Auch wir anderen trieben uns ein paar Mädchen auf, und nun wurde die Stimmung immer lebhafter. Die Zeit verstrich, der Abend verging, und als es nahe an Mitternacht war, ging es schon recht hitzig zu. Wir nahmen einigen Burschen ihre Mädchen weg, und als sich einer das nicht gefallen ließ, setzte es Zank und Streit, und schließlich war es so weit, daß wir ein paar Leuten die Weinhumpen an die Schädel schmissen und sie aus der Stube hinauswarfen. Der Wirt hatte daran wenig Freude, denn die meisten Gäste waren fortgegangen, um nicht in die Rauferei hineinzugeraten. Als nun nur mehr wir drei mit den Mädchen und den Musikanten

übriggeblieben waren, sagte also der Wirt zu uns: „Die Gäste habt ihr mir schon vertrieben — jetzt geht aber auch ihr! Es ist ohnehin schon spät geworden. Außerdem habe ich im Hause Soldaten von der neuen Wache einquartiert, die können nicht schlafen und wollen endlich Ruhe haben."

Wir aber schimpften auf die Soldaten und auf den Wirt, kümmerten uns nicht weiter um ihn und ließen uns in unserer Unterhaltung nicht stören. Da sich aber jetzt die Musikanten nicht weiterzuspielen getrauten, fingen wir auch mit denen Streit an, fielen über sie her und versetzten dem einen und dem anderen ein paar Maulschellen, bis wir schließlich mit allen und jedem rauften und eine gewaltige Schlägerei im Gange war.

Auf einmal wurden wir gewahr, daß draußen mehr als zwanzig Mann von den früher erwähnten neuen Soldaten mit ihren Seitengewehren darauf lauerten, daß wir hinauskommen würden. Es war kein Zweifel, daß sie uns überfallen wollten. Wir aber waren nun auf unserer Hut, verständigten einander und berieten uns, wie wir wohl hinaus könnten, obwohl die Soldaten vor der Gaststube und an der Treppe und auch unten im Toreingang auf uns paßten. Nun, wir traten alle drei zu gleicher Zeit mit blanken Säbeln und Stoßdegen zur Stubentür hinaus und drängten uns mitten zwischen den Burschen durch hinunter. Aber bis wir die Haustür erreichten, hatten sie sich schon alle im Toreingang zusammengeschart und standen nun mit gezückten Seitengewehren da, wagten es indessen nicht, auf einen von uns loszuschlagen.

Der Wirt sperrte das Tor auf und ließ uns hinaus — zuerst der eine und dann der zweite, und ich kam zum Schluß. Als ich mich bückte, um durch das niedrige Tor hinauszutreten, sausten auch schon ein paar Seiten-

gewehre auf meinen Kopf nieder; sie waren aber nicht scharf und taten also zwar ziemlich weh, schlugen mir jedoch keine offene Wunde. Mit einem Satz war ich draußen, wandte mich mit dem Säbel zurück gegen das Tor und schrie: „Da müßt ihr schon anders zuschlagen! Raus mit euch Hundsföttern, daß wir miteinander ein Hühnchen rupfen!"

Aber da hatte keiner die Schneid herauszukommen, denn sie sahen, daß der erste, der sich zeigen würde, meinen Säbel an den Schädel bekommen würde.

Inzwischen aber kam über all dem Radau vom Neutor her, wo die deutschen Soldaten auf Wache standen, ein Korporal mit fünf oder zehn Mann auf uns zu, und es war für uns an der Zeit, uns aus dem Staub zu machen. Wie wir nun in dieser Gasse vom Neutor weg gegen das Eckhaus hinliefen, in dem der Rumorhauptmann seinen Sitz hatte, stürzten uns dreißig oder vierzig neue Soldaten mit gezücktem Seitengewehr nach, und von rechts her kamen die Soldaten von der Wache auf uns zugerannt, um uns festzunehmen. Aber wir drei ließen einander nicht im Stich, sondern stellten uns mit den Rücken zueinander auf und griffen jeden Soldaten, der uns in die Nähe kam, mit dem Säbel an, daß die Funken von den Klingen stoben. Ein paar von den Deutschen wurden an der Hand oder sonstwo verwundet und kehrten daraufhin wieder um.

Als wir so kämpfend zu dem oben erwähnten Haus kamen, stürzten dort plötzlich fünfzehn oder zwanzig Rumorsoldaten mit ihren langen Hellebarden heraus und hätten uns fast den Weg abgeschnitten. Aber wir rannten schnell an ihnen vorbei und schlugen uns dann, ständig mit unseren Verfolgern fechtend, durch den sogenannten Tiefen Graben, durch die Schlossergasse und das Strauchgassel in die Gegend beim Landhaus und damit

zum Palais Polheim durch, in dem unser Herr wohnte und das von jeder Strafverfolgung befreit war. Dort hatte man den Lärm schon gehört, und als uns nun der Pförtner erkannte, machte er sofort das Tor auf und ließ uns hinein, während in den umliegenden Häusern bereits die Leute aus den Fenstern schauten, um zu sehen, worum es bei dieser Rauferei gehe. In dieser Nacht erfuhren unsere Herrschaften noch nichts von dem, was wir da angestellt hatten, aber der Hausverwalter und alle Dienstleute wußten Bescheid.

Am nächsten Tag ließ sich der Stadtkommandant von Wien unseretwegen bei unserem Herrn beschweren, daß seine Bedienten nächtlicherweile arge bewaffnete Händel und Zank und Streit mit den neuen und den alten Soldaten sowie mit der Rumorwache verursacht hätten. Falls er sie nicht nach Gebühr züchtigen würde, gedenke man höheren Ortes Beschwerde zu führen. Als unser Herr aus der kaiserlichen Burg heimkam, stellte er eine Untersuchung über die Vorfälle der vergangenen Nacht an und schimpfte fürchterlich. Ich kam ohne Prügel davon, weil ich die Schuld auf die beiden anderen schob; aber diese wurden hart gezüchtigt.

—

Wenn ich nun in aller Kürze noch einige andere Abenteuer erzähle, wie ich sie in Wien erlebt habe, so tue ich es nicht, um etwa mit meinem Heldentum zu prahlen, sondern nur, weil ich das eine oder das andere meiner Erlebnisse mitteilen möchte.

So geschah es zum Beispiel, daß eines Tages, als ich gerade nicht im Hause war, ein muslimischer Gefangener ins Palais kam und nach mir fragte, weil ich ein Bruder von ihm sei. Nachher erzählten mir also unsere Dienst-

boten, wie da mein Bruder, der gleichfalls in Gefangenschaft geraten sei, hier vorgesprochen und mich gesucht habe. Ich erkundigte mich nach seinem Aussehen und seinem Alter, und auf ihre Beschreibung hin erklärte ich ihnen, daß ich gar keinen Bruder in diesem Alter hätte. Aber sie beteuerten immer wieder, er habe mir sehr ähnlich gesehen. Darüber war ich höchst erstaunt und zerbrach mir nun den Kopf, wer das nur sein könne, denn seit ich in Gefangenschaft war, hatte ich ja weder aus Temeschwar noch sonst von Verwandten oder Schwiegerleuten irgendeine Nachricht erhalten. Aber nach gewissen Äußerungen zu schließen, die jener Mann gemacht hatte, mußte er tatsächlich aus Temeschwar stammen und mich recht gut kennen.

Während ich noch immer darüber grübelte, kam plötzlich eines Tages dieser besagte Gefangene wieder und verlangte mich zu sprechen. Ich kannte ihn zwar nicht gleich wieder, aber sowie er zu reden anfing, wußte ich, wer er war: In meiner Heimat war da ein Bursche in meinem Alter gewesen, der, da er zur Verwandtschaft der Frau meines Bruders gehörte, immer bei uns im Hause verkehrt und zum engeren Freundeskreis unserer Familie gezählt hatte. Als ich damals in Gefangenschaft geriet, war er noch in Temeschwar gewesen. Später hatte auch er viel Schweres mitgemacht und war zweimal gefangengenommen worden, und zwar das zweite Mal vor der Festung Gyula. Der Kommandant von Tokaj hatte ihn dem General Heißler geschenkt und dieser dann wieder dem schwedischen Gesandten in Wien namens Graf Horn. Er war erst seit einigen Tagen in Wien und hatte hier alle Gefangenen, mit denen er zusammengekommen war, nach mir befragt.

Als wir uns nun hier wiedersahen, küßten wir uns und begrüßten einander mit den herzlichsten Worten. Ich

fragte ihn, wie es denn nur zugegangen sei, daß er hierher verschlagen wurde, und er erzählte mir, wie das alles gekommen war. Ich, der ich ja seit meiner Gefangennahme keinerlei Nachricht aus unserer Heimat hatte, fragte ihn nach meinen Brüdern und nach allem anderen, er berichtete, was er eben wußte, und ich freute mich sehr über alles, was ich von ihm erfahren konnte. Nachdem wir eine oder zwei Stunden so geplaudert hatten, bat er mich beim Abschied: „Ich habe hier nach Euch immer als nach meinem Bruder gefragt, und da wir beide als Landsleute vom gleichen Stamm hierzulande füreinander keine Fremden sind, so nehmt mich doch an Bruderstelle an und laßt mich bei jedem, der Euch nach mir befragt, als Euren Bruder gelten!“

Ich schämte mich, es ihm abzuschlagen, und stimmte also zu. Innerlich aber war ich durchaus nicht erfreut darüber, denn ich kannte seinen Charakter von früher her, und da hatte er immer ein höchst widerspenstiges Wesen an sich gehabt, daß es einfach nicht zu ertragen gewesen war. Ich dachte mir aber nun, daß er sich ja in der Gefangenschaft wohl geändert haben sollte, und so tat ich ihm also seinen Willen und ließ ihn als meinen Bruder gelten. Später freilich habe ich es tausendmal bereut und mir Vorwürfe gemacht, aber da nützte es nichts mehr. Immer wenn ich mich mit ihm traf, kam ich dabei mit allen möglichen Leuten zusammen, denn er hatte offenbar mit allen Gefangenen, die es in Wien gab — ob Frau, ob Mann —, innige Bekanntschaft geschlossen und wollte mich immer zu ihnen mitnehmen, obwohl ich ohnehin meistens ablehnte.

Nun war dieser ‘Ali, mein „Bruder“ also, in ein hübsches Mädchen aus Ofen verliebt, das bei einem Grafen, und zwar beim Obersthofjägermeister des Kaisers, im Dienst stand. Er pflegte nächtlicherweile unter ihrem

Fenster zu grölen, und auch sonst trieb er jedesmal, wenn er dort vorbeikam, allerhand Unfug. Schließlich wollten ihn die Rumorsoldaten, die auf dem Neuen Markt ihre Wache hatten, deswegen festnehmen. Er aber ergab sich nicht, sondern setzte sich zur Wehr und bekam dabei mit einer Pike eine tiefe Hiebwunde im Gesicht ab. Verletzt und über und über mit Blut besudelt, konnte er sich gerade noch in sein Haus retten. Von dort schickte er mir dann Nachricht, ich möge zu ihm kommen.

Ich war nicht wenig bestürzt, als ich da hinkam und in seinem Gesicht eine spannenlange Wunde klaffen sah. „Nun", fragte ich ihn, „hast du das nötig gehabt? Alles nur wegen dieser dummen Sache mit dem Frauenzimmer da! Gefangener sein und Liebesgeschichten haben wollen! Aber so geht's einem eben, wenn man im fremden Land, und noch dazu in der Hauptstadt des Deutschen Kaisers, vor dem Palais eines Vertrauten des Kaisers sich wie ein verliebter Geck aufführt — ja, es wäre kein Wunder gewesen, wenn sie dich totgeschlagen hätten!"

Einige Zeit danach, als seine Wunde wieder ausgeheilt war, traf der schwedische Gesandte Anstalten zur Heimreise, da ein anderer Gesandter seine Stelle einnehmen sollte. Daraufhin kam jener 'Ali zu mir und sagte: „Bruder, ich fürchte, mein Herr will mich nach Schweden mitnehmen; dann sehen wir uns nie mehr wieder. Ich bitte Euch inständig, tut mir doch die Liebe und fleht Euren Herrn an, er möge den Gesandten um mich bitten. Der wird es bestimmt nicht abschlagen und wird mich Eurem Herrn zum Geschenk machen."

Da er so flehte und drängte, ging ich also hin und bat meinen Herrn, den General, und die gnädige Frau inständigst: „Euer Gnaden, der schwedische Gesandte Graf Horn will meinen Bruder 'Ali in seine Heimat mitnehmen, und dann könnte ich ihn nie mehr wiedersehen.

Der Herr Graf soll doch so gnädig und gütig sein und mir den Bruder nicht wegnehmen! Wenn Euer Gnaden einen Diener zu dem Herrn Gesandten hinschicken und ihn um meinen Bruder bitten lassen wollten, so macht er ihn Euer Gnaden vielleicht zum Geschenk!"

Auf meine dringende Bitte hin schickten meine Herrschaften sogleich ihren Verwalter zu dem Gesandten und ließen ihm sagen: „Wir bitten Euch, uns Euren Gefangenen überlassen zu wollen. Sein Bruder dient nämlich bei uns, und er klagt und weint, man möge ihm doch nicht seinen Bruder wegnehmen. Seid also so gütig! Wenn Ihr ihn uns nicht zu schenken geruht, so bezahlen wir für ihn jedes Lösegeld, das Ihr fordert."

Der Gesandte nahm das aber sehr übel auf und entgegnete barsch, er denke gar nicht daran, seinen Gefangenen herzugeben — weder für Geld noch sonst auf irgendeine Weise. Das war also der Bescheid, mit dem der Verwalter zurückkam.

Nun ließen mein Herr und die gnädige Frau erst recht nicht locker. Sie gingen hin und besprachen sich mit dem Kardinal Kollonitsch und anderen hohen Würdenträgern, wie man des Gefangenen habhaft werden könnte.

Diesen hatte inzwischen der Gesandte vor sich rufen lassen und ihm gesagt: „Der Herr deines Bruders möchte dich haben; willst du zu ihm?" Und der Gefangene hatte geantwortet: „Jawohl, Euer Gnaden, ich möchte gerne zu meinem Bruder!"

Daraufhin ließ ihn der Gesandte in Eisen schließen und schickte ihn dann in das Gefängnis in der Leopoldistadt, wo er ihn für die nächsten beiden Wochen bis zum Tage seiner Abreise in Gewahrsam halten ließ. Ich ging nun fast täglich hin und besuchte ihn, um mit ihm zu sprechen und zu beraten, wie er dort wieder herauskommen könnte. Unser Herr und die gnädige Frau er-

kundigten sich jeden Tag nach ihm und machten sich seinetwegen wohl noch mehr Gedanken als ich selber. Nun faßten der Kardinal Kollonitsch und unsere Herrin den Plan, den Gefangenen an dem Tage, da man ihn aus dem Kerker holen und wieder in das Palais des Gesandten bringen würde, auf irgendeine Weise zu befreien; wenn es ihm erst gelungen war, sich in die große Kirche der Karmeliter zu flüchten, die in der Leopoldistadt gleich an der Straße liegt, so sollte es ein leichtes sein, ihn von dort heimlich fortzuholen. Diesen Plan teilte mir unsere Herrin mit und gab mir die nötigen Anweisungen. Vor allem kundschaftete ich nun genau aus, an welchem Tag man den Gefangenen aus dem Kerker holen würde, und dieser Tag wurde dann von der gnädigen Frau und dem Kardinal dem Pfarrer jener Kirche mitgeteilt und ihm aufgetragen, alle Vorsorge zu treffen.

Auch ich hielt mich bereit, und als dann an jenem Tage kurz nach Mittag vier Mann von der Dienerschaft des Gesandten hingingen, den Gefangenen aus dem Kerker holten und ihn in ihr Palais führen wollten, lauerte ich ihnen, den Säbel umgegürtet und den Morgenstern in der Hand, an der Straßenecke neben der Kirche auf, sprang ihnen dann urplötzlich in den Weg und stürzte mich mit dem Ruf „Loslassen!“ auf sie. Sie waren so überrascht, daß sie den Gefangenen wirklich losließen, und ich packte ihn sogleich und schob ihn, wie verabredet, zur Kirchentür hinein; dann eilte ich vor den Dienern des Gesandten her auf die Festung zu, und als ich die Brücke erreichte, waren auch die Diener schon bei ihrer Unterkunft angelangt. Der Gesandte wohnte nämlich damals gleich in dem dritten Palais an der Brücke.

Als die Bedienten dort ankamen und der Gesandte nach dem Gefangenen fragte, erzählten sie: „Sein Bruder ist gekommen und hat uns unversehens mit bewaffneter

Hand angefallen, und wie wir also zu den Waffen griffen, ist der Gefangene in die Kirche entwischt und hat sich dort eingeschlossen. So hat sich das alles zugetragen."

Darüber geriet der Gesandte vor Wut außer sich. „Da seid ihr Kerle nun zu viert", schrie er seine Diener an, „und jeder hat Waffen bei sich, und trotzdem laßt ihr euch von einem einzelnen Türken den Gefangenen abjagen — eine himmelschreiende Schande ist das!"

Und unverzüglich ließ er seinen Wagen anspannen, fuhr zum obersten Minister des Kaisers und beschwerte sich: „Dieser Gefangene gehört nicht mir, sondern meinem König. Es geht doch nicht an, daß man in der Hauptstadt des Kaisers den Gefangenen eines fremden Königs raubt!" Er erklärte, er könne nicht abreisen, solange er nicht den Gefangenen wiederhabe, und verlangte eine Audienz beim Kaiser.

Als die Angelegenheit dem Kaiser Leopold persönlich zu Ohren kam und ihm sein oberster Minister die Forderung des Gesandten zur Kenntnis brachte, wurde über die ganze Sache Rat gehalten und der Kaiser ließ dem Gesandten folgenden Bescheid zukommen:

Laut dem in Unserem von Gott behüteten Reiche seit altersher herrschenden Recht und Gesetz gelten alle Kirchen sowie verschiedene andere Plätze als Freistätten. Wenn sich also irgendein Delinquent an einen solchen strafbefreiten Ort flüchtet, so darf drei Tage und drei Nächte lang niemand Hand an ihn legen und ihn behelligen. Nach Ablauf dieser drei Tage aber darf er nicht länger dortbehalten werden, sondern muß fortgeschickt werden.

Dem Herrn Gesandten zuliebe wollen Wir nun eine starke Abteilung von Soldaten entsenden, daß sie die Kirche umstellen. Sie erhalten von Uns den Befehl, den Gefangenen

zu ergreifen und in Haft zu nehmen, falls jemand heimlich ihn fortzuschaffen sich anschicken sollte.

Daraufhin zeigte sich der Gesandte einigermaßen besänftigt; jedoch ließ er außer den vom Kaiser abkommandierten Soldaten auch noch seine gesamte eigene Dienerschaft schärfstens Wache halten.

Am Morgen des dritten Tages nun kündigte der Kardinal Kollonitsch an, er wolle mit seinem Gefolge in dieser Kirche die Messe lesen und nachher auf seine Güter fahren, die etwa zehn Meilen von Wien entfernt waren. Er kam also in seinem Wagen vor dem Tor der Kirche vorgefahren. Irgendwie gelang es nun, den Gefangenen in den Wagen zu schmuggeln, und sofort stieg auch der Kardinal wieder ein und fuhr mit ihm auf und davon.

Am Nachmittag des gleichen Tages lief die Asylfrist ab, aber als man nun von den Priestern der Kirche die Herausgabe des Gefangenen verlangte, sagten diese: „Der Gefangene ist entflohen. Wenn ihr es nicht glaubt, so kommt herein und durchsucht die ganze Kirche!"

Einige Leute von der Wache traten also ein und suchten überall, aber von dem Gefangenen war keine Spur zu finden. Als man diese Nachricht dem Gesandten überbrachte, wurde er wiederum wütend und zeterte, man habe ihm unter Aufbietung jeder nur möglichen Hinterlist seinen Gefangenen weggenommen.

Kurz und gut, obwohl der Gesandte bereits zur Abreise fertig war, blieb er nun, nur dieses Gefangenen wegen, noch mehr als zwei Monate in Wien und ließ den Hofämtern keine Ruhe. Der Kardinal Kollonitsch aber hatte inzwischen den Gefangenen auf sein Gut gebracht und ließ ihn dort bewachen. Er selbst kam einige Tage später wieder nach Wien, und so blieb die Lage nun bis auf weiteres.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000127

Indessen hatte der Gesandte seinen Leuten gesagt: „Ich verspreche demjenigen, der diesen Türken, den Bruder des Gefangenen, ausfindig macht und umbringt, eine große Summe von Goldstücken als Belohnung." — Ich aber erfuhr davon und nahm mich nun wohl in acht.

Eines Nachts begegnete ich dem Gesandten vor dem Palais des Palatins in der Nähe der Strauchgasse, wie er gerade, von seinen Kerzenträgern begleitet, im Wagen nach Hause fuhr. Als ich am Wagen vorbeiging, erkannte mich einer seiner Bedienten und sagte es dem Gesandten, der sofort halten ließ und mir zwei oder drei seiner Lakaien nachschickte. Ich war inzwischen durch die kleine Gasse „Da der Wolf den Gänsen predigt" bereits zum Landhaus gekommen und lief also nicht davon, sondern zog meinen Säbel und war zum Kampf bereit, falls sie mir in die Nähe kommen würden. Als sie aber dort ankamen und mir schätzungsweise auf zehn Schritt nahe waren, blieben sie stehen und verfolgten mich nicht weiter. Ich ging also ruhig nach Hause.

Einige Tage darauf, als der Gesandte noch immer nicht abgereist war, kam mein „Bruder" 'Ali nach Wien zurück. Er hatte sich nicht bis zur Abreise des Gesandten gedulden können, denn in seinem Liebeskummer um jenes Frauenzimmer, von dem früher schon die Rede war, aß und trank und schlief er tags und nachts nicht mehr. So kam er also eines Nachts in unser Palais, und als ich unserem Herrn und der gnädigen Frau davon Meldung machte, meinten sie: „Warum ist er denn zurückgekommen, bevor der Gesandte fort ist? Wenn der davon erfährt, dann gibt das wieder alle möglichen Scherereien!"

Die gnädige Frau befahl, er solle das Haus auf keinen Fall verlassen, solange der Gesandte nicht abgereist sei. Ich verhielt mich ebenso, und wir zeigten uns erst dann wieder, als der Gesandte bereits fort war. Mein Freund

wurde nun angewiesen, mit mir zusammen den gleichen Dienst zu tun wie ich, und erhielt die nötige Bekleidung und was sonst er noch brauchte. Aber schon nach ein paar Tagen hatte er die nämlichen Weibergeschichten und Raufhändel wie ehedem. Dadurch geriet auch ich in viele Schwierigkeiten; aber ich mochte ihn ermahnen, soviel ich wollte — es fruchtete nichts, und so verscherzte er sich schließlich die Gunst unserer Herrschaften, die mich wiederholt fragten: „Wie kommt es nur, daß dein Bruder so ganz anders geartet ist als du?"

Ich mußte ihnen nun wohl oder übel erklären, wie die Dinge wirklich lagen, und sie waren sehr überrascht, als sie jetzt die ganze Wahrheit erfuhren. Den Gefangenen entließen sie daraufhin und wiesen ihn aus dem Hause. Er reiste dann mit irgendeinem Botschafter nach Regensburg ab, und ich habe nie mehr etwas von ihm gehört.

—

Noch so manche weiteren Begebenheiten dieser Art habe ich erlebt, aber es ist unmöglich, sie alle zu berichten. Einmal jedoch hatte ich ein Abenteuer, bei dem ich nur um ein Haar dem Tod entrann:

Damals mußte mein Herr zum Felddienst nach Ungarn ziehen und hatte angeordnet, seine Ausrüstung und den größten Teil des Gepäcks zu Schiff auf der Donau hinabzubefördern, während sein Gefolge mit ihm selbst den Landweg nehmen sollte — und zwar wollte mein Herr mit einigen Dienern mit der Post nachkommen. Ich nun fuhr mit dem Gepäck auf dem großen Schiff, zusammen mit einigen Lakaien und der Beschließerin, die übrigens ein weithin bekanntes Frauenzimmer war. Sie war eigentlich Lutheranerin und hatte mehrere Jahre in männlicher Verkleidung als Dragoner in einem Dragoner-

regiment gedient; als sie aber dann einmal in einem Gefecht verwundet wurde, war es herausgekommen, daß das ja ein Weib war, und daraufhin hatte man sie aus dem Regiment entlassen. Sie war ein sehr hübsches Ding, mit blendendweißem Hals, aber dabei eine mannstolle Hure. Außer ihr waren für andere Dienstverrichtungen noch zwei andere Frauenzimmer auf dem Schiff.

Wir fuhren über Preßburg, Raab und Komorn donauabwärts, und bis wir in Mohács ankamen, hatte es unterwegs zwischen Feuer und Pulver bereits gezündet: Einer der Lakaien hatte sich mit der Beschließerin zusammengetan, und auch die anderen verbrachten mit den übrigen Frauenzimmern die Tage und Nächte in Saus und Braus. Sie zechten und schwelgten in den feinsten Weinen und köstlichsten Zuckerbäckereien, die sich auf dem Schiff fanden, und ich hielt kräftig mit.

In Mohács mußten wir fünfzehn oder zwanzig Tage warten, bis die Truppen nachkamen. Dort war übrigens ein weithin bekannter Mann, ein ehemaliger Lakai des Generals Hofkirchen, der dann in dem gleichen Regiment, in dem auch die Beschließerin gedient hatte, Feldwebel geworden war und damals ein Verhältnis mit ihr gehabt hatte. Der kam nun hier auf unser Schiff und führte dann das Frauenzimmer zu verschiedenen Gastereien aus. Darüber wurde der andere eifersüchtig, es gab Streit, und schließlich forderten sie einander zum Zweikampf heraus. Wir gingen natürlich mit, um unseren Kameraden zu unterstützen, und dabei wurden wir alle in eine Schlägerei verwickelt. Von uns wurde Gott sei Dank keiner verwundet, aber der besagte Feldwebel erhielt genau an der Schläfe eine schwere Wunde, an der er fünf oder zehn Tage später starb. —

Unser Schiff lag neben anderen Heeresfahrzeugen in der Nähe des Proviantlagers. Eines Abends hatte ich in

der Stadt mit meinen Gefährten gegessen und getrunken, und als wir uns dann mit berauschten Köpfen auf den Rückweg zu unserem Schiff machten und am Donauufer entlanggingen, sahen wir ein kleines Boot, das neben einem Haus ans Land heraufgezogen war. Ich sagte: „Kommt, das nehmen wir mit und binden es an unser Schiff! Dann können einmal im Notfall ein paar Mann darin ans Ufer rudern, wenn wir mit unserem Schiff wieder auf der Donau unterwegs sind."

Und sofort packten zwei Mann zu und schoben das Boot mitten in der Nacht in die Donau. Ich stieg ein, und während meine Gefährten den Rückweg zu unserem Schiff am Ufer fortsetzten, ließ ich mich, da ich ja kein Ruder hatte, von der Strömung hinabtreiben, indem ich mich mit den Händen von Schiff zu Schiff und von Floß zu Floß weitergriff. Dabei kam ich aber einmal in zu schnelle Fahrt, und da ich in meinem Rausch meine Bewegungen nicht mehr richtig beherrschte, rutschte mir das Boot unter den Füßen davon und ich fand mich plötzlich in der Donau wieder — mitsamt der Lakaienjacke und dem Überrock am Leibe, dem Degen an der Hüfte und den Polackenstiefeln an den Füßen! Der Strom war dort sehr tief, und ich tauchte also gleich zwei oder drei Lanzenlängen hinunter, ohne Grund zu finden. Ich ruderte mit Händen und Füßen herum und kam wieder an die Oberfläche, doch kaum hatte ich nach Luft geschnappt, da zogen mich die Kleider, die sich mit Wasser vollgesogen hatten und bleischwer geworden waren, sowie die Stiefel und der Säbel wieder hinunter, und ich schluckte etliche Okka Wasser und wurde von der starken Strömung fortgetrieben. Es war mitten in der Nacht, alles lag in tiefem Schlaf, und so bemerkte niemand, was mir da im nächtlichen Dunkel zugestoßen war.

In diesen Augenblicken der höchsten Not, als ich so mit dem Tode des Ertrinkens rang, wurde ich in meiner Seelenangst wieder nüchtern und dachte in meiner Verzweiflung: „Weh mir, das ist also der Tod, der mir zugedacht ist! Hier muß ich nun zugrunde gehen!“ Ich hatte keine Kraft mehr, mich zu bewegen, und nur die eine Hand ragte noch ein wenig aus dem Wasser hinaus.

Aber da offenbarte sich wieder die Weisheit Allahs des Allerhabenen, der keinen Seiner Diener sterben läßt, solange sich sein irdisches Schicksal noch nicht erfüllt hat, und wenn ihn auch noch so schweres Verhängnis und Unglück heimsuchen mag — Er trifft dennoch immer irgendeine Fügung, durch die Er ihn vor dem Verderben bewahrt.

So wurde ich, der ich bereits alle Hoffnung auf Rettung hatte fahren lassen, durch Allahs Ratschluß von der Strömung in eine Schiffmühle hineingetrieben, auf der gerade der Müller saß und in die Nacht hinaus stöhnte und wimmerte; er hatte nämlich Zahnschmerzen und konnte deswegen keinen Schlaf finden. Wie der nun merkte, daß da im Wasser etwas dahergeplanscht kam, sah er genauer hin, und als er meine Hand aus der Flut emporragen sah, packte er rasch zu und zog mich auf sein Mühlschiff hinauf. Da ich aber schon bewußtlos war und den Leib voller Wasser hatte, ließ er mich eine Zeit mit dem Kopf nach unten hängen, bis mir das ganze Wasser aus Mund und Nase herausgeronnen war. Da kam ich dann wieder zu mir und sah zu meinem Erstaunen, daß ich mich auf einer Schiffmühle befand.

Der Müller fragte mich auf deutsch, wer ich sei und wie ich so mitten in der Nacht ins Wasser gefallen sei. Ich erzählte ihm alles, und als ich ihm auch sagte, zu wessen Gefolge ich gehörte, setzte er mich in ein Boot und ruderte mich zu der Stelle, wo unser Schiff lag.

Dort suchten gerade meine Gefährten nach mir und jammerten, daß ich wohl ertrunken sein müßte; als ich nun tropfnaß und in elendem Zustand daherkam, waren sie heilfroh, daß sie mich lebend wiedersahen. Ich zog sogleich andere Kleider an, und sobald ich wieder einigermaßen klar denken konnte, flehte ich zu Allah um Vergebung und Verzeihung für meine Sünde und machte mir die heftigsten Vorwürfe, daß ich mich so unvernünftig benommen hatte. Aber soweit kommt man eben, wenn man schlechten Umgang hat! Nicht umsonst heißt es im Sprichwort: „Des Menschen Teufel ist der Mensch." Der Teufel zeigt sich ja dem Menschen gar nicht selber; aber der böse Nachbar ist es, der einen verleitet und auf Abwege bringt. Und auch die Unerfahrenheit der Jugend trägt dazu ihren Teil bei, denn die Menschen sind eben einmal wie die Hammel: Was der eine tut, das macht ihm der andere nach! — Aber Preis sei Allah dem Allerhabenen, daß ich dieser Todesnot damals entronnen bin!

—

Ein ähnlich verhängnisvolles Abenteuer habe ich übrigens auch noch in Wien erlebt.

Da gab es nämlich in der Nähe der Soldatenquartiere, die sich hinter dem Palais des Grafen Hoyos beim Schottentor befanden, ein bekanntes Gasthaus, „Zum Hühnerloch" genannt; dort konnte man allezeit Musikanten sowie junge Tänzer und Tänzerinnen antreffen, die in diesem Hause ihrem Vergnügen oder ihrem Broterwerb nachgingen. Eines Tages nun nahmen mich der schon früher erwähnte serbische Heiduck und ein anderer Lakai dorthin mit. Wir aßen und tranken, und als uns dann der Wein zu Kopf stieg und wir richtig in Stimmung kamen, standen wir auf und tanzten mit den

Mädchen. Wir verstanden uns sehr gut mit ihnen und tanzten weinselig den ganzen Abend durch bis in die Nacht hinein.

Indessen geriet aber unser Lakai mit einem anderen wegen eines Mädchens in Streit, und schon fuhren die Degen aus der Scheide und die Fechterei war im Gange. Dabei brach dem Lakaien seine Waffe in der Mitte entzwei; mit seinem halben Degen konnte er natürlich nichts mehr ausrichten, und da sich überdies die anwesenden Soldaten als Beschützer seines Gegners aufspielten und ihm zu Hilfe kamen, mußten also auch ich und der serbische Heiduck mit unseren Säbeln in das Gefecht eingreifen, das sich nun vor den Soldatenquartieren beim Tor des Wirtshauses entspann.

Da sich der Lakai, als ihm der Degen zerbrach, gleich aus dem Staub gemacht hatte, waren wir nur mehr zu zweit gegen die vier oder fünf Soldaten mit ihren Stoßdegen und einen Korporal mit seiner Hellebarde. Es setzte also einen harten Strauß ab, aber als wir einen oder zwei von unseren Gegnern an der Stirn getroffen und verwundet hatten, zogen sich der mit der Hellebarde und noch einer oder zwei in eines ihrer Quartiere zurück und verrammelten das Tor, während die anderen das Weite suchten. Voll Kampfeswut stürzten wir jetzt an das Tor und traten mit den Füßen dagegen, um es aufzubrechen — jedoch vergeblich. Nun hatte aber die Tür in der Mitte ein spanngroßes rundes Loch; da steckte ich nun meine Faust mit dem Säbel durch und schwang diesen drinnen nach allen Seiten, um vielleicht so noch einen Hieb anbringen zu können. Als ich dann meine Hand wieder herauszog, wollte der „Ratz", dieser Dummkopf von einem Heiducken, durch das Loch hineinschauen, aber da stießen sie von drinnen so heftig mit der Hellebarde heraus, daß er eine tiefe Stichwunde mitten in den Hals

erhielt. Er rief mir zu, daß er getroffen sei, und ich befahl ihm, schnell nach Hause zu laufen.

Er rannte also davon, während ihm das Blut aus dem Halse strömte, und erreichte unser Palais gerade noch mit letzter Kraft. Daheim gerieten alle in große Aufregung, als er in diesem Zustand auftauchte. Man schickte eiligst nach Priestern und Wundärzten, und sogar unsere gnädige Frau begab sich selbst zu ihm in die Stube, in der nun ein großes Gedränge herrschte.

Ich hingegen hatte mich inzwischen, nachdem ich den Heiducken fortgeschickt hatte und allein geblieben war, von dem Tor zurückgezogen. Sofort stürzten nun die Soldaten wieder heraus und stürmten alle mordgierig auf mich los. Mit Gottes Gnade setzte ich mich wacker zur Wehr und gelangte glücklich bis zum Palais des Grafen Jörger. Dort sprang ich noch einmal mit dem Säbel auf meine Verfolger los, und da flohen sie in die nächste Seitengasse und ließen endgültig von mir ab.

Als ich dann zu Hause ankam und zu meiner Überraschung sah, daß die Lakaienstube von Leuten wimmelte und unsere Herrin auch dabei war, sprang ich gleich wieder die Treppe hinunter und suchte mir einen stillen Winkel, um mich zu verstecken. Nun hatte aber die gnädige Frau bei all ihrer Sorge um den Heiducken auch nach mir gefragt, was wohl aus mir geworden sei, ob ich auch verletzt oder etwa gar erschlagen worden sei; und sie hatte den anderen Lakaien und Heiducken befohlen, schnell hinzulaufen und nachzuschauen, ob ich noch lebe, und mich sofort herzubringen. Als diese eben loszogen, um mich zu suchen, erblickte mich einer von ihnen. Er kam mir in mein Versteck nach und rief mich: „Komm, die gnädige Frau will dich sehen!“

Ich wollte aber nicht hingehen, weil ich mich zu sehr schämte und zugleich auch fürchtete, und weigerte mich

hervorzukommen, solange die Herrin nicht fort sei. Darauf ging also einer hin und meldete der gnädigen Frau, daß ich unverletzt sei und mich nur im Hause verborgen hielte. Als sie das erfuhr, war sie einigermaßen erleichtert. Aber sie machte sich Sorgen, was das alles am nächsten Tag für Folgen haben würde und wie sie mich vor dem Zorn unseres Herrn bewahren könnte. So wurde es mir wenigstens nachher erzählt.

Als ich dann oben in die Stube kam und der verwundete „Ratz" mich erblickte, sagte er: „Brate, oprosti mi, mogu da umirem!" (d. h. „Bruder, vergib mir, denn ich glaube, ich muß sterben!").

„Was dir nicht einfällt!" tröstete ich ihn. „An so einer Wunde stirbt man doch nicht gleich!"

So munterte ich ihn auf. In der Tat hätte ich lieber selbst diese Wunde gehabt, wenn ich dafür nicht in die Schlägerei verwickelt gewesen wäre; denn es war wirklich nicht recht von mir, daß ich mich in so etwas eingelassen hatte, wo doch meine Herrschaften mich als vernünftigen Menschen kannten und mich immer den anderen vorzogen, wenn es auf Besonnenheit ankam! Aber späte Reue nützt nun einmal nichts mehr.

Nun, am nächsten Tag kamen dann vom General Starhemberg und vom Grafen Jörger Boten mit folgender Beschwerde zu unserem Herrn: „Eure Bediensteten, die gestern in die und die Weinschenke gekommen sind und dort gegessen und getrunken haben, haben dann mit den Leuten Streit angefangen und sich auch mit unseren Soldaten, die dort im Quartier liegen, herumgeschlagen und dabei drei von ihnen verwundet. Es ist Euch aber bekannt, daß solche Umtriebe verboten sind, und Ihr wißt, daß unser gnädiger Herr, Seine Majestät der Kaiser, sowie die Minister der Krone dergleichen nicht dulden. Es ist also unbedingt erforderlich und notwendig,

daß die Betreffenden nach Gebühr gezüchtigt werden. Falls Ihr diese Leute weiter in Eurem Dienst behalten wollt, möget Ihr sie so bestrafen, daß sie sich nicht noch einmal erdreisten, dergleichen Unheil anzurichten; wenn Ihr dies jedoch verweigert, so habt Ihr sie uns auszuliefern, auf daß wir Ihnen die verdiente Strafe angedeihen lassen."

Auf diese Beschwerde antwortete unser Herr: „Ich werde die Leute aufs strengste bestrafen; ich lasse jedem tausend Stockschläge verabreichen und sie in Eisen schließen, und erst wenn sie sich gebessert haben, lasse ich sie wieder frei."

Nachdem er die Beschwerdeführer mit diesem Bescheid entlassen hatte, untersuchte er, wer an dem Raufhandel beteiligt gewesen war. Unser Verwalter berichtete: „Vor allem einmal der verwundete Serbe, und dann der Schneiderlakai, und dann der 'Osman — aber den hatten die anderen verführt, denn der macht sonst solche Sachen nicht und geht nie in solche Häuser."

So sagte er nur Gutes über mich, um mich zu decken, denn die gnädige Frau hatte ihm befohlen, mich um jeden Preis vor dem Grimm unseres Herrn zu schützen. Sie setzte sich auch selbst mit beredten Worten für mich ein und bewahrte mich so vor den Prügeln. So wurde mir schließlich Nachsicht gewährt, und ich ging straffrei aus. Auch der „Ratz" blieb wegen seiner Verletzung verschont; lediglich der Schneiderlakai wurde bestraft und schwer gezüchtigt. Als unser Herr mich wieder zu Gesicht bekam, polterte er eine Weile, er würde mit mir das und jenes machen; aber dann sagte er, ich solle mich trollen, und damit war für mich alles überstanden.

—

Derartige Geschichten gab es so viele, daß meine Erzählung sich viel zu weitschweifig gestalten würde, wenn ich sie alle niederschreiben wollte. Jedenfalls aber habe ich mir in diesen sieben Jahren in Wien vielerlei Kenntnisse erworben und vier oder fünf Jahre lang als Zuckerbäcker und Servierer gearbeitet. Viel Gutes und viel Schlechtes habe ich erlebt, und durch meine Hände ist viel Geld gegangen, denn die Rechnungsgebarung der Speisekammer war mir anvertraut; alles, was Tag für Tag benötigt wurde, kaufte ich selbst ein, und dabei blieb mir jeden Monat eine Menge Geld übrig. Ich erhielt zwar keinen festen Lohn, aber dafür desto mehr Trinkgelder. Zum Sparen freilich kam ich nicht, denn wenn ich mit Landsleuten zusammenkam, gingen wir meistens irgendwohin essen und trinken, und dort ging dann immer das ganze Geld auf.

In unserem Hause fanden mehrmals im Jahre Gesellschaften statt, für die ich jeweils die erforderlichen Eisspeisen, Fruchtsäfte, Schokoladen und dergleichen zubereitete. An solchen Abenden blieben immer viele Goldstücke vom Kartengeld übrig. Es wurde nämlich gewöhnlich an zwanzig bis dreißig Tischen gespielt, und da blieben auf dem einen drei, auf dem anderen vier oder auch nur zwei, insgesamt aber jeweils mehr als hundert Goldstücke liegen. Dieses Kartengeld gab dann die gnädige Frau den Mädchen als Trinkgeld, und auch ich bekam immer meine zehn bis fünfzehn Goldstücke ab, manchmal auch bis zu zwanzig.

Mit dem übrigen Gesinde kam ich gut aus und hatte nie Streit. Übrigens hatten wir in unserem Palais auch drei Musliminnen, zwei Mädchen und eine Frau. Die beiden Mädchen hatte unsere Herrin, als sie noch in ihrem eigenen Hause war, in einem Nonnenkloster erziehen lassen; als sie dann geheiratet hatte und zu

unserem Herrn gezogen war, hatte sie die Mädchen mitgebracht.

Das eine Mädchen stammte aus Arad und war die Tochter des verstorbenen Schatzmeisters 'Ali Ağa. Im Alter von sieben Jahren war sie in Gefangenschaft geraten, als der General Heißler im Jahre des Falles von Ofen mit zwölftausend Mann gegen die Festung Szolnok, die Palanke Szarvas und gegen Arad gezogen war und diese Orte in Brand gesteckt hatte. Als sie mit der gnädigen Frau zu uns kam, war sie vierzehn Jahre alt — eine bildhübsche, wohlerzogene Jungfrau aus vornehmem Hause. Unser Verwalter, Seyfried von Eyrsperg, hatte mit diesem Mädchen ein Liebesverhältnis.

Das andere Mädchen war als kleines Kind bei der Erstürmung Ofens zusammen mit ihrer Mutter in Gefangenschaft geraten und ihr später fortgenommen und bis zum zehnten Lebensjahr in einem Kloster als Pflegekind aufgezogen worden. Mit elf Jahren war sie dann in unser Palais gekommen. Auch sie war ein sehr hübsches Ding, nur hatte sie ein etwas zu freies Benehmen, und deswegen wurde sie von der gnädigen Frau zuweilen gezüchtigt.

Die dritte Muslimin war die Tochter eines Hadschi aus Temeschwar und seinerzeit mit einem Obersten eines Janitscharen-Garderegiments in Belgrad verheiratet gewesen. Als dann die Festung Belgrad von den deutschen Truppen unter der Führung des Bayerfürsten und des Herzogs von Lothringen erstürmt wurde, war sie einem Kavalleristen in die Hände gefallen. Wie der sie eben aus der Festung hinausführte, erblickte der Stabsrittmeister seines Regiments, Graf Mercy, der derzeitige Befehlshaber von Temeschwar, diese Frau an der Hand des Kavalleristen; jung, schön und feingekleidet, gefiel sie ihm auf den ersten Blick, und er forderte den Kavalleristen auf, sie ihm auszufolgen. Doch bei diesem ver-

fingen weder Geld noch gute Worte, er wollte sie auf keinen Fall hergeben und verweigerte seinem Offizier den Gehorsam. Nun gehören aber bei den deutschen Soldaten und ihren Regimentern nach altem Recht und Brauch alle Gefangenen den Offizieren; wenn diese wollen, so können sie sich jeden Gefangenen nehmen, ohne auch nur einen Silberling dafür zu bezahlen. So wollte nun also auch der Graf Mercy sich die Frau mit Gewalt nehmen, aber da zog der Kavallerist sofort seine beiden Pistolen aus dem Gürtel und schoß die eine gegen den Kopf der Frau ab, die von der Kugel am Schädel verletzt wurde. Und als die Frau zusammenbrach, drückte er auch noch die andere Pistole ab und durchschoß ihr beide Waden — all das nur, damit sie keinem anderen gehören sollte.

Trotz ihren Verletzungen ließ der Graf Mercy die Frau in sein Zelt schaffen, holte einen Wundarzt zu ihr und ließ sie mehrere Monate lang behandeln und pflegen. Nach ihrer Genesung nahm er sie dann mit zu seiner Mutter in die große Stadt Metz in seinem Heimatlande Lothringen. Dort blieb die Frau einige Jahre lang, dann aber konnte sie irgendwie entfliehen und kam nach Wien, wo sie vom Kardinal Kollonitsch, der ja immer die herrenlos herumstreifenden Kriegsgefangenen sammelte, aufgegriffen wurde. Von diesem hatte sie dann unsere Herrin für sich erbeten, und so war sie also in unser Haus gekommen, wo ich mit ihr drei oder vier Jahre lang zusammen war.

—

Zwischen unserem Verwalter Eyrsperg und mir spielte sich ein Ereignis ab, das dann zu meiner Rettung aus der Gefangenschaft in wesentlicher Weise beitrug. Der Verwalter war nämlich ein großer Schürzenjäger. Er

stammte aus Neustadt, das von Wien zwölf Meilen entfernt liegt. Dort war sein Vater Bürgermeister, und unter dessen Aufsicht und in dessen Haus wohnte dort auch der berühmte Çonka Beğ von Novigrad mit seiner ganzen Familie. Von diesem hatte der Verwalter so viel Türkisch gelernt, daß er es nun sprechen konnte.

Eines Abends nun hatte sich dieser Verwalter ziemlich schwer betrunken. Die Herrschaften waren gerade aus und auch sonst niemand im Hause, und so ging er also in seinem Rausch in die Mädchenkammer, wo jenes junge Mädchen aus Ofen auf ihrem Lager schlief. Sie war erst dreizehn Jahre alt und so zierlich gewachsen, daß man sie auf den ersten Blick auf kaum neun oder zehn Jahre geschätzt hätte. Wie sie so dalag, legte sich der Verwalter zu ihr, streichelte sie hier und dort, umgarnte das junge Ding mit weiß Gott was für Versprechungen und zerbrach schließlich das Siegel ihrer Jungfräulichkeit. Nach vollbrachter Tat wischte er dann mit seinem Taschentuch alles gut ab, um die Spuren, die von des Mädchens Jungfernschaft herrührten, wieder zu tilgen — aber vergeblich!

Am nächsten Tag kam nämlich das Mädchen zu mir und klagte: „Ach, lieber Landsmann, heute nacht ist mir etwas Schreckliches zugestoßen! Als ich da im Bett lag und schlief, ist unser Verwalter dahergekommen und hat mich mit teuflischer List verführt. Teils mit Bitten und teils mit Gewalt hat er sich an mich herangemacht und mir die Jungfernschaft geraubt. Jetzt bin ich entehrt und mein Bett ist voll von rotem Blut. Was soll nur aus mir werden? Wenn die gnädige Frau das merkt, dann bringt sie mich um! Und wovor ich am meisten Angst habe: Wenn ich jetzt schwanger geworden bin, das läßt sich ja dann unmöglich verheimlichen!“

Über diese Geschichte hätte ich bei allem Ärger fast

lachen müssen. Aber ich fragte sie, ob sie von ihrem Mißgeschick noch jemand anderem erzählt habe, und als sie das verneinte, befahl ich ihr: „Sage nur ja niemandem etwas davon — du mußt alles ganz geheimhalten! Wenn du nicht den Mund hältst, erfährt es die gnädige Frau, und dann schlägt sie dich tot — da gibt es keinen Zweifel! Halte dich an meine Worte!“ Das Mädchen gehorchte mir; sie ließ sonst zu niemandem etwas über ihr Mißgeschick verlauten und faßte sich in Geduld.

Ich aber ging am anderen Morgen zum Verwalter, und siehe da — so früh schon war er aufgestanden und schaute eben düsteren Blicks aus dem Fenster hinaus auf den Platz vor dem Palais! Ich begrüßte ihn und fragte: „Nanu, was ist denn los? Ihr blickt so düster drein und seid übelgelaunt. Was ist Euch denn über die Leber gelaufen?“

Als ich so fragte, wurde er gleich rot und entgegnete ausweichend: „Was soll denn schon los sein? Warum fragst du so?“

„Na, ich weiß ja nicht“, sagte ich, „aber da ist heute in aller Frühe dieses kleine Mädchen weinend zu mir gekommen und hat mir alles erzählt, was in der Nacht passiert ist. Sie ist außer sich vor Angst, und es wäre ja auch wirklich nicht gut, wenn die gnädige Frau von dieser Sache erführe!“

Daraufhin lief der Verwalter noch röter an, meinte jedoch: „Was soll denn da schon passiert sein?“

„Was passiert sein soll?“ entgegnete ich. „Verführt habt Ihr das Mädchen und ihr die Jungfernschaft geraubt, und jetzt hat sie Angst, daß sie etwa schwanger ist! Ist das vielleicht nichts? Ihr wißt ja, was ihr bevorsteht, wenn das herauskommt! Und Ihr wollt der Aufseher über das ganze Hausgesinde sein? Gerade von Euch hätte man wahrlich so etwas nicht erwarten dürfen, was Ihr den anderen zu verbieten und zu wehren habt! Was ge-

denkt Ihr jetzt eigentlich zu tun, um diese Sache zu bereinigen?"

In seiner Ratlosigkeit wußte der Verwalter nun nichts zu antworten und brütete nur stumm vor sich hin. Ich sagte also schließlich: „Ihr braucht Euch weiter keine Sorgen zu machen — ich kann die ganze Angelegenheit vertuschen. Das Mädchen darf außer mir niemandem mehr davon erzählen; ich kann sie einschüchtern und ihr einschärfen, nirgends auch nur ein Wort darüber verlauten zu lassen, und damit bleibt dann alles unter uns."

Als ich das sagte, faßte sich der Verwalter wieder einigermaßen und begann mich mit Bitten zu bestürmen. Zwar schickte es sich ja für einen Mann seines Standes ansonsten nicht, mich um eine Gefälligkeit zu bitten, aber diesmal konnte er eben nicht anders: Wenn diese Geschichte unseren Herrschaften zu Ohren gekommen wäre, so hätten sie ihn auf der Stelle aus dem Haus gewiesen und ihn in ihrem Zorn vielleicht noch bestrafen lassen.

Er drang also in mich: „Wenn du die Möglichkeit hast, die Sache ohne Aufsehen in Ordnung zu bringen, dann tu mir doch den Gefallen! Dafür werde ich dir künftighin in jeder erdenklichen Weise helfen, und ich glaube, daß ich dir noch sehr viel nützen kann!"

Ich versprach ihm also, das zu tun, was ich ihm vorgeschlagen hatte, und vertuschte die ganze Angelegenheit in der besagten Art und Weise. Niemand im ganzen Hause erfuhr etwas, mit Ausnahme des anderen muslimischen Mädchens, das die Geliebte des Verwalters war. Dieser hatte ich aber gleichfalls entsprechende Verhaltungsmaßregeln erteilt und ihr eingeschärft, niemandem etwas zu sagen.

Auf diese Art hatte ich nun den Verwalter in die Hand bekommen. In Hinkunft behandelte er mich immer

recht respektvoll und zuvorkommend und wagte es nie, mir auch nur im geringsten zu widersprechen.

—

Nach dem Willen Allahs des Allerhabenen traten im tausendundsiebenhundertsten Jahre der christlichen Zeitrechnung die Sonderbeauftragten des Osmanischen Reiches und des Kaiserreiches in Karlowitz zusammen, um unter Vermittlung verschiedener Mächte miteinander Frieden zu schließen. Nach langwierigen Verhandlungen über die gegenseitigen Forderungen wurde zu guter Letzt ein entsprechendes Übereinkommen gefunden und der Friedensvertrag zwischen den beiden Parteien unterzeichnet. Damals habe ich selber den Kurier gesehen, der mit der Friedensbotschaft aus Peterwardein mit schmetterndem Horn durch die Festung Wien geritten kam.

Als sich nun im Volke die Kunde verbreitete, daß jetzt zwischen den beiden Staaten Frieden war, da setzten die meisten muslimischen Kriegsgefangenen in Wien und Umgebung — ob Mann oder Frau, ob zum Christentum übergetreten oder nicht — alles daran, wieder in die Heimat zurückkehren zu können. Von allen Seiten kamen sie hier zusammengeströmt, wo sie teils auf Betreiben des Kardinals Kollonitsch und teils auf Grund von Austauschabkommen oder sonst bei einer zufällig sich bietenden Gelegenheit gruppenweise die Heimreise antraten.

Auch ich wollte nun fort, aber meinen Wunsch meinen Herrschaften zu eröffnen war so gut wie unmöglich. Ich grübelte hin und her und erwog die verschiedensten Pläne, aber nirgends bot sich mir eine Aussicht auf Erfolg. Schließlich beriet ich mich mit mehreren anderen

Gefangenen, die in Wien waren, und fand unter ihnen einen, der mir einen geeigneten Gefährten abgeben konnte. Er hieß Mehmed der Sipahi, war im Sandschak Strumitza daheim und hatte in der rumelischen Lehensreiterei gedient. In Ofen war er als junger Bursche in die Gefangenschaft des Generals Dünewald geraten und war dann zum Schein zum Christentum übergetreten, hatte aber später eine Muslimin geheiratet, die gleichfalls als Gefangene hier war — eine hübsche Person, die allgemein „Die junge Frau" genannt wurde und ehedem die Gattin des Alaybeği von Gran gewesen war. Dieser Mehmed sprach übrigens ein wenig französisch, italienisch und deutsch.

Wir beide taten uns also zusammen und verabredeten, nunmehr alle Vorbereitungen zur Abreise zu treffen. Aber wie sollte ich das nun bewerkstelligen? Ich zerbrach mir die ganze Zeit den Kopf nach einer brauchbaren List. Einmal, als ich gerade wieder darüber brütete, sah mich unser Verwalter und fragte mich, was mit mir los sei und was mich denn so bedrücke. Ich nahm ihm erst einen Schwur ab, daß er mich nicht verraten würde, wenn ich ihm jetzt meine Sorgen und mein Vorhaben mitteilen würde, und dann offenbarte ich ihm mein Geheimnis: „Ich", sagte ich, „der ich als Muslim nach dem Willen Allahs in Kriegsgefangenschaft geraten bin, habe solange im Kerker schmachten und Not leiden müssen, und obwohl ich meinem damaligen Herrn mein Lösegeld ordnungsgemäß entrichtet hatte, hat er mich nur um so härter und grausamer behandelt. So viele Jahre diene ich nun schon wie ein Sklave! Aber auch ich habe Verwandte und Schwäger und Freunde und hänge an meinem Vaterlande, und ich möchte um jeden Preis in meine Heimat zurückkehren. Ob mich unser Herr wohl ziehen läßt, wenn ich ihn darum bitte?"

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000145

Der Verwalter dachte nach und antwortete dann: „Nein, das wird er nicht tun, denn er und auch die gnädige Frau haben dich zu gern, als daß sie dich fortließen. Auch mit deinen Diensten sind sie sehr zufrieden und beabsichtigen überdies, dich irgendwie hierzubehalten und einmal ganz in ihre Pflegschaft zu nehmen. Sie hätten es ja wahrhaftig auch schon längst getan, wenn du nur wolltest und zu unserem Glauben übertreten würdest! Bei dieser Lage der Dinge ist es klar, daß sie dich nie ziehen lassen werden. Aber wenn du unbedingt fort willst, so kannst du das ja auch auf andere Art bewerkstelligen. Tu dich um, halte die Augen offen, und wenn du irgendeine Gelegenheit aufspürst, dann handle! Soweit es auf mich ankommt — an mir soll es dann nicht fehlen!“

Darauf dachte ich einige Tage lang nach und überlegte mir alles weidlich. Die anderen muslimischen Gefangenen, die hier vom Kardinal Kollonitsch erfaßt wurden, würde man ja gewiß zur Grenze hinabbefördern und dort austauschen. Wenn aber ich nun zum Kardinal ginge, würde er mich wahrscheinlich aus Rücksicht auf meine Herrschaften abweisen, und dann wäre ich verraten und stünde im übelsten Lichte da. Andererseits gab es jedoch etliche Gefangene, die vom Islam abgefallen und zum Christentum übergetreten waren — und selbst die hatten alle einen Vorwand gefunden, um in die Freiheit zu gelangen. Teils gaben sie vor, nach Ofen ziehen zu wollen, und teils kamen sie wieder auf irgendeine andere Weise durch. Ja sogar aus dem Sachsenlande war eine ganze Menge Gefangene hergekommen und würde nun mit dem Schiff hinunterfahren in die Freiheit. Und ich, ich hatte doch gottlob die deutsche Sprache recht gut erlernt, und auch meinem Äußeren nach würde ich nicht auffallen; wenn ich mich da erst noch verkleidete, bevor ich loszog — es mußte gelingen!

So beschloß ich es also und teilte dem Verwalter meinen Plan mit. Er hielt ihn für gut, und nun überlegten wir, was ich alles dazu brauchte. Es erschien uns notwendig, mich mit einem vollgültigen Reisepaß meines Herrn samt seinem Siegel und seiner Unterschrift zu versehen.

Nun, das war leicht zu machen, denn die Schlüssel zum Zimmer unseres Herrn blieben ständig in meiner Verwahrung. Wenn er fortging, holte ich immer die Stubenmädchen hin, und wenn das Zimmer gefegt, das Bett gemacht und alles sauber war, schloß ich selber das Zimmer ab und verwahrte den Schlüssel im Schrank im Speisezimmer; wenn dann der Herr zurückkam, schloß ich das Zimmer wieder auf. Somit war mir das Siegel unseres Herrn immer zugänglich, und außerdem befand sich noch ein anderes beim Verwalter, da er alle Briefe, die er für den Herrn schrieb, mit dem großen Petschaft siegelte.

Aber die Unterschrift „Christoph Tiedmayr Graf von Schallenberg", die mußte haargenau in der Handschrift unseres Herrn geschrieben sein, und wir überlegten also, was da zu machen sei. Nun hatten wir aber eine Menge von Briefschaften, Rechnungen und anderen Papieren mit der Unterschrift unseres Herrn zur Hand. Diese nahmen wir als Vorlage und legten also auf so ein Schriftstück, das von ihm unterschrieben war, einen blanken Bogen Papier, hielten das Ganze gegen eine Glasscheibe, so daß das eine unter dem anderen durchschien, und schrieben nun, mit der Feder Strich für Strich nachziehend, die Unterschrift ab — fertig war die Fälschung!

Der Verwalter hatte sich überlegt, daß ich unter den Leuten im Hause der einzige war, vor dem er sich zu schämen und zu fürchten hatte, und daß es für ihn am

besten sein mußte, wenn er mich loswurde, weil er dann vor niemandem mehr auf der Hut zu sein brauchte und wieder nach Herzenslust den großen Mann spielen konnte. Er entwarf mir also selbst den Text des Reisepasses, und zwar in dem Sinne, daß ich ursprünglich Muslim gewesen, nunmehr aber zum christlichen Glauben bekehrt und somit frei und ledig sei, daß ich ferner Erlaubnis erhalten hätte, nach Ofen und Peterwardein zu reisen, um mich dort ansässig zu machen, und daß also gebeten werde, mich unterwegs nicht aufzuhalten und mich in den Ortschaften, durch die meine Reise führen würde, nicht zu behelligen.

In dieser Form wurde also ein ausführlicher Reisepaß und ein Beglaubigungsschreiben ausgefertigt, mit dem Petschaft unseres Herrn gesiegelt und in der oben beschriebenen Weise mit seiner Unterschrift versehen — regelrecht hübsch sah das Ganze schließlich aus! Somit waren nun die Papiere fertig und alle Vorbereitungen getroffen, und für mich hieß es nur noch, eine günstige Gelegenheit aufzuspüren.

Nun fahren zu Beginn des Monats Mai die vornehmen Herrschaften von Wien mit ihren Gattinnen gewöhnlich auf das Land, zum Teil in das Warmbad Teplitz, wo sie die Kur mitmachen. So hatte auch mein Herr für dieses Jahr vor, in den ersten Maitagen mit der gnädigen Frau nach dem früher erwähnten Baden zu fahren, das sechs Meilen von Wien entfernt ist, und den ganzen Monat dort zu bleiben. Zur vorgesehenen Zeit reisten sie also mit ein paar Dienern aus Wien ab.

Damit war nun meine Gelegenheit gekommen, und ich machte mich fertig zum Aufbruch. Vorher übergab ich noch unserem Verwalter laut Verzeichnis das ganze silberne Tafelgeschirr, das ich in Verwahrung hatte, zeigte ihm alle Vorräte in der Speisekammer und alles,

was sonst noch vorhanden war, und händigte ihm die Schlüssel dazu aus. Ferner verabredeten wir, daß er, wenn er dann nach meinem Verbleib befragt werden würde, etwa folgendes sagen solle: „Ich weiß von nichts. Wenn der 'Osman irgendwohin ausging, hat er mir immer die Schlüssel dagelassen, und so hat er es auch diesmal gemacht, wie er fortgegangen ist. Als er dann nach zwei Tagen noch immer nicht zurück war, habe ich die Sachen überprüft, über die er die Aufsicht hatte; aber da hat nicht das geringste gefehlt und es war alles in bester Ordnung." Somit war auch in dieser Hinsicht vorgesorgt.

Inzwischen schickte es sich, daß gerade ein Marketenderschiff für die Fahrt von Wien nach Ofen und Peterwardein klargemacht wurde. Ich ging also hin und erkundigte mich nach dem Besitzer des Schiffes. Das war ein Marketender mit dem Namen oder Spitznamen „Kupferschmied", der mit seinem Fahrzeug immer allerlei Handelsgut, wie Getränke, Eßwaren und Bekleidung für die Soldaten, flußabwärts schaffte. Ich suchte den Mann auf und verhandelte mit ihm. Wir kamen überein, daß er mich auf seinem Schiff bis Ofen mitnehmen würde, und ich gab ihm zwei Dukaten als Angeld. Dann ging ich wieder heim und machte mich reisefertig.

Die früher erwähnte muslimische Frau, die vom Kardinal Kollonitsch zu unserer Herrin gekommen war, hatte aber inzwischen gemerkt, was ich vorhatte. Und nun kam sie zu mir, weinte und klagte und bat mich flehentlich: „Du darfst mich nicht hier zurücklassen! Nimm mich doch mit in die Freiheit!"

Sie ließ nicht ab von mir, und ich wollte sie, die doch den gleichen Glauben hatte und aus demselben Ort stammte wie ich, ohnehin gerne mitnehmen, aber andererseits war es mir klar, daß sie für uns eine Be-

lastung sein würde, denn mein Gefährte, Mehmed der Sipahi, hatte auch eine Frau und dann noch eine Tochter von drei oder vier Jahren bei sich. Ich dachte also hin und her und beratschlagte mit ihr, wie wir das bewerkstelligen könnten. Schließlich erschien es uns als der beste Weg, daß sie dem Scheine nach als meine Frau mitkommen sollte, und Mehmed den Sipahi würden wir für unseren Diener und seine Frau für unsere Dienerin ausgeben.

In diesem Sinne sagte ich dann auch noch dem Besitzer des Schiffes Bescheid, und er wies uns dementsprechend einen geeigneten Platz im mittleren Teil des Decks an. Als Reisevorrat holte ich im Einvernehmen mit dem Verwalter vier große Flaschen besten Tokajer Weins, etwas Tiroler Wein und dergleichen aus der Speisekammer und schaffte alles an Bord; ebenso besorgte ich auch reichlich zu essen. Ferner nahm ich noch Bettzeug und Decken mit und einen vollständigen Satz von Feuerwaffen, nämlich ein Paar treffliche Pistolen, eine vorzügliche Flinte und einen Karabiner.

Ich hatte lange, schwarze Haare und trug ein Hemd aus genuesischem Linnen mit weißer Zwirnstickerei, enganliegende Hosen, feine Strümpfe und ebensolche Schuhe, ferner eine hellrote Jacke aus feinem Tuch und einen blauen Umhang. Mit Reisetruhe, Mantelsack und anderem Gepäck wohl ausgestattet, sah ich aus wie ein Offizier der unteren Rangklasse, und niemand, der mich so sah, hätte mich für einen Muslim gehalten. Die Frau, die mit mir war, trug ebenfalls feine Kleider und sah ganz so aus wie die Frau eines Offiziers. Auch die beiden anderen waren ihrem Stande entsprechend nach deutscher Art gekleidet. Übrigens hatten wir noch verabredet, daß wir miteinander kein Wort türkisch, sondern immer nur deutsch sprechen würden.

Ich verabschiedete mich also von unserem Verwalter und sagte ihm: „Wenn ich unterwegs irgendwelche Schwierigkeiten haben sollte, so schicke ich Euch einen Brief. Verbergt ihn aber gut und laßt niemand etwas davon wissen!“ Das versprach er mir noch beim Abschied.

Und so schifften wir uns, nachdem der fünfunddreißigste Tag der Osterfasten verstrichen war, in der Leopoldistadt nahe dem Rotenturmtor ein und fuhren stromabwärts nach Preßburg ab. Bei gutem Wetter ging die Fahrt flott voran, aber manchmal gab es dann so starken Gegenwind, daß wir einen ganzen Tag und länger liegenbleiben mußten. Außer uns waren noch einige andere Reisende an Bord. Den Besitzer des Schiffes luden wir meistens zum Essen ein und gaben ihm von unserem Tokajer und den anderen Weinen zu trinken, so daß er uns immer höchst dienstfertig und ehrerbietig behandelte.

—

Als wir von Gran auf Ofen zu fuhren, kam hinter Visegrád, also nicht mehr weit von Ofen, ein derartig heftiger Ostwind auf, daß das Schiff nicht mehr weiterfahren konnte. Ich aber brannte schon vor Ungeduld und stieg mit meiner Begleiterin in ein Fischerboot, um nach Ofen vorauszueilen. Mit vier Ruderern fuhren wir also los, aber der Sturm peitschte auf der Donau so hohe Wellen auf, daß wir hundertmal in äußerste Lebensgefahr gerieten, bis wir endlich das jenseitige Ofener Ufer erreichten. Jedenfalls waren wir aber nun früher als die anderen in unserem guten, alten Ofen!

Dort machten wir uns gleich daran, uns ein Quartier in irgendeiner abgelegenen Gegend zu suchen. Ich mußte ja vorsichtig sein, denn in Ofen konnten sich Leute aufhalten, die mich kannten und mich vielleicht verraten

würden, wenn sie mich hier erblickten. Wir stiegen also für diese Nacht in einem kleinen deutschen Gasthaus in der Vorstadt auf der Wiener Seite ab.

Am nächsten Tag traf dann auch unser Schiff in Ofen ein. Es mußte aber nun fünf bis zehn Tage lang hier liegen bleiben, während ich doch so bald wie nur irgend möglich die Fahrt stromabwärts fortsetzen wollte und trachtete, mich in Ofen nicht lange aufzuhalten. Da wir nicht gleich ein anderes Schiff finden konnten und es überdies nur mehr zwei Tage bis zum christlichen Fest der Roten Eier waren, mußten wir uns wohl oder übel in Geduld fassen und quartierten uns also in einem kleinen Gasthaus ein, das einer jungen Witwe gehörte.

Zwei Tage darauf war Ostern, und die Christen gingen in die Kirchen und hielten ihren Gottesdienst. Da wir indessen die ganze Zeit daheim blieben, fragte uns die Wirtin: „An diesen Tagen, da groß und klein in die Kirche zum Gottesdienst geht, bleibt ihr zu Hause? Ihr seid mir schöne Christen!“

„Wir sind Lutheraner“, entgegnete ich, „und wir gehen nicht in die Kirchen der anderen. Auf so einer Reise beten wir immer für uns allein.“ — Aber das Weib war nun uns gegenüber schon argwöhnisch geworden.

—

Ich ging damals einige Male in die herrlichen Ofener Thermen zum Baden und ließ es mir wohl sein. Nach Ostern sollte dann in Baja Jahrmarkt sein, und einige große Ofener Handelsschiffe trafen Anstalten, um dorthin abzufahren. Ich schaute mir eines dieser Schiffe an und kam mit dem Besitzer überein, daß wir mit ihm nach Baja fahren würden. Ich gab ihm eine Anzahlung und ließ unser ganzes Gepäck an Bord bringen.

Aber gerade als wir nun abfahren wollten, kam aus der Burg ein Feldwebel mit fünfzehn Soldaten und einem Dolmetscher daher, ließ das Schiff umstellen und erklärte, es befänden sich angeblich verkleidete Muslims an Bord, die aus Wien entflohen seien; die Betreffenden sollten an Land kommen.

Zuerst nahmen die Deutschen den Eigentümer des Schiffes fest und führten ihn auf die Burg zum Arrest ab. Danach kamen sie wieder zurück und schickten sich nun an, das Schiff zu durchsuchen. Auf diesem befanden sich außer uns noch etwa zwanzig Kaufleute, die alle ruhig an ihren Plätzen blieben. Auch wir taten nichts dergleichen und rührten uns nicht von der Stelle, als ob uns das alles nichts anginge.

Nun kam aber der Feldwebel mit seinen Leuten an Bord und forschte nach, wer da die entflohenen Muslims seien. Wir kamen ganz zum Schluß an die Reihe, und da hieß es: „Außer euch gibt es hier niemanden mehr — also seid ihr es!"

Darauf stand ich sofort auf und fragte: „Wer will hier behaupten, daß wir Flüchtlinge seien?"

Der Feldwebel jedoch entgegnete nur: „Darüber kannst du dich oben in der Burg mit dem General und Kommandanten auseinandersetzen."

Und damit nahmen sie uns alle fest und brachten uns auf die Burg, wo sie uns vorläufig auf der Hauptwache in Gewahrsam setzten. Es war nämlich gerade der dritte Ostertag, und der General Pfeffershoven war mit seinen Offizieren in die große Kirche gegangen.

Als wir so auf die Wache gebracht wurden, kamen die Deutschen und die anderen Leute zusammengelaufen, gafften uns an und meinten erstaunt: „Sieh mal an — wer hätte je gemerkt, daß in diesen Kleidern Muslims stecken!" Wir sagten indessen kein Wort und verhiel-

ten uns ganz still. Daß wir aber verraten und festgenommen worden waren, damit hatte es folgende Bewandtnis:

In Ofen hatten sich ein paar Flüchtlinge, die ich von früher her kannte, uns angeschlossen, so daß wir nunmehr von vier Leuten auf sechs oder sieben Männer und Frauen angewachsen waren. Nun hatten uns aber einige Renegatenweiber und andere Leute, die uns aus Wien kannten, hier gesehen und erraten, daß wir fliehen wollten. Überdies waren gerade drei oder vier Tage vor unserer Ankunft dreißig oder vierzig Männer und Frauen auf zwei Schiffen stromabwärts entflohen und man hatte ein Verfolgungskommando hinter ihnen dreingeschickt. Ausgerechnet zu dieser ungünstigen Zeit waren wir nun hier aufgetaucht, und da waren diese Schufte also zum General gegangen und hatten uns angezeigt, und der hatte uns daraufhin ergreifen und festsetzen lassen.

Inzwischen kam der General mit allen seinen Offizieren aus der Kirche zurück, und sobald er wieder im Schloß war, ließ er uns holen. Als wir hinkamen, stand der General mit seinem Stabe in der Mitte des Prunksaales. Wir gingen hinein, und ich trat vor und machte der Etikette entsprechend meine Verbeugung, worauf er mich folgendermaßen ansprach: „Seid willkommen, und alles Gute für Eure Reise! Ihr seid nach Belgrad unterwegs?“

„Nein, Euer Exzellenz“, erwiderte ich auf deutsch, „ich will nicht nach Belgrad. Ich habe vielmehr vor, von hier nach Baja und dann weiter nach Peterwardein zu fahren.“

„Nehmt mir meine Neugier nicht übel“, fragte er weiter, „aber wo seid Ihr denn geboren?“

Das war eine Fangfrage, aber ich antwortete: „Ich

kann meine Herkunft nicht verleugnen: Meine Eltern waren Muslims, und meine Heimatstadt ist Lipova. Dort bin ich seinerzeit in Gefangenschaft geraten, als der General Caraffa Lipova eroberte. Ich bin dann nach Wien gebracht worden, wo mein Herr mich zum christlichen Glauben bekehrt und mir die Freiheit geschenkt hat. Und jetzt, da ich wieder ein freier Mann bin, gedenke ich — mit Verlaub zu melden — mich in Peterwardein oder sonst in einem Ort in jener Gegend niederzulassen, wo ich mir meinen Lebensunterhalt verdienen kann."

Darauf fragte der General: „Habt Ihr denn auch ein dementsprechendes Schriftstück von Eurem Herrn, bei dem Ihr, wie Ihr sagt, bisher gedient habt?"

Ich bejahte und zog jenes ausführliche Schreiben hervor, das ich mir selbst zurechtgemacht hatte. Ich überreichte es dem General, und er entfaltete es und las es vom Anfang bis zum Ende. Dann nickte er zustimmend, wandte sich wieder mir zu und sagte: „Jawohl, Euer Dokument ist in Ordnung, gegen Euch ist nichts einzuwenden. Aber wie steht es mit diesen Frauen?"

„Dies hier ist meine Ehefrau", antwortete ich.

„Und die andere?"

„Sie und ihr Mann sind meine Dienstboten."

Nun fragte er noch, ob sie auch Christen seien, und ich bejahte. Mehmed der Sipahi wies gleichfalls einen Freibrief vor, den er sich irgendwie vom Kardinal hatte verschaffen können, und auch dieser wurde überprüft und für einwandfrei befunden.

Dann hieß es aber: „Und wer sind nun die übrigen? Haben die auch solche Dokumente?"

Nun hatten jedoch diese Leute, die sich uns in Ofen angeschlossen hatten, keinerlei Papiere. Sie wurden also zurückbehalten; zu mir aber sagte der General: „Ich

bitte Euch um Entschuldigung, man hat mich über Euch falsch unterrichtet. Aber die Schuld liegt trotzdem bei Euch: Ihr habt doch gewußt, daß ich hier General und Befehlshaber bin, und da hätte es sich geziemt, daß Ihr sofort nach Eurer Ankunft hier mit Euren Papieren zu mir heraufgekommen wäret — ich hätte Euch bestimmt mit allem Wohlwollen behandelt."

Und er rief sogleich seinen Sekretär herbei und befahl ihm: „Stelle diesem ehrenwerten Mann in meinem Namen einen Reisepaß nach Peterwardein aus, mit Siegel und Unterschrift!" Und dann bat er mich nochmals um Entschuldigung.

Inzwischen waren diese schurkischen Renegatenweiber und diese armenischen und griechischen Spitzel, die uns beim General angezeigt hatten, in die Festung heraufgekommen und drängten sich vor dem Tor des Palais, um zu sehen, wie uns der General jetzt abstrafen lassen würde. Wie ich aber nun als geehrter und geachteter Mann, den Degen umgegürtet und den Rohrstock in der Hand, mit meinen Begleitern wieder aus dem Schloß herauskam und an der Hauptwache vorbei gemächlich zur Raizenstadt hinunterschritt, da starrten diese Halunken mit offenen Mäulern hinter uns drein und wären fast verreckt vor Neid und Ärger. „Also so was", sagten sie zueinander, „habt ihr das gesehen? Da hat doch dieser Gauner einen so gewitzten Mann wie den General Pfeffershoven wahrhaftig hineingelegt! Weiß der Kukkuck, mit was für einer Lügengeschichte er sich da herausgeredet hat!"

Als wir unten wieder ankamen, sahen wir, daß der Eigentümer des Schiffes unser Gepäck, das an Bord gewesen war, hatte an Land schaffen lassen. Auch hier standen eine Menge Leute herum und gafften. Ich fragte sie, wer unser Gepäck ausgeladen habe, und sie antwor-

teten, es sei der Besitzer des Schiffes gewesen. Darauf schalt ich diesen heftig aus und ließ unser Gepäck auf das Schiff zurückbringen, wo wir wieder unseren alten Platz einnahmen.

Nunmehr kühner geworden, spazierte ich an diesem Tag noch in Ofen umher, ließ mir einen gefüllten Lammbraten für die Reise zubereiten und versah mich mit weiteren Dingen, die wir brauchten. Dann ging ich wieder an Bord und wir fuhren nach Baja ab.

—

Zwei oder drei Tage später trafen wir in Baja ein. Dort verließen wir das Schiff, und ich mietete ein Quartier, in dem wir mehrere Tage blieben. Nun war aber der dortige Kommandant der kaiserliche Kriegskommissär Helm, der mich recht gut kannte und vor dem ich mich also in acht nehmen mußte. Er hatte auch schon von unserer Ankunft gehört und lud mich zu sich ein, um mich kennenzulernen. Ich schützte aber eine Krankheit vor und schickte Mehmed den Sipahi hin, nachdem ich ihm beigebracht hatte, was er sagen solle, und ihm eingeschärft hatte, wie er mich entschuldigen solle. Mein Gefährte ging also hin und sprach mit dem Kommissär. Als dieser fragte, wer wir seien, wies ihm Mehmed den Reisepaß vor, den uns der General von Ofen gegeben hatte. Der Kommissär las das Schreiben durch, gab es ihm wieder zurück und entließ ihn, ohne weiter ein Wort zu sagen.

In Ofen und schon in Wien hatte ich gehört, daß verschiedene Griechen und Armenier ein Geschäft daraus machten, türkischen Gefangenen zur Flucht zu verhelfen; auch hier sollte so ein Armenier wohnen, der Pataritsch hieß und eine muslimische Renegatin geheiratet hatte.

Ich erkundigte mich nach ihm, forschte sein Haus aus und unterhielt mich eine Zeitlang mit ihm, wobei ich durchblicken ließ, was ich von ihm wollte. Darauf lud er mich eines Tages zum Essen ein, und bei dieser Gelegenheit offenbarte ich ihm dann meine Lage und meinen geheimen Plan, aber nicht ohne ihn vorher Stillschweigen geloben zu lassen.

Ich gewann ihn also für mich, und wir beratschlagten, wie wir nach Belgrad kommen könnten. Wir erwogen alle möglichen Pläne, vermochten aber doch keinen Weg zu finden, um an der Festung Peterwardein vorbeizukommen. Was wir suchten, war eine Möglichkeit, auf das andere Ufer der Donau zu gelangen, ohne dabei Peterwardein zu berühren, und dann nach Syrmien weiterzuziehen.

Schließlich fand sich aber dann doch noch ein Ausweg. Mittlerweile hatte nämlich der Jahrmarkt von Baja begonnen, zu dem aus allen umliegenden Gegenden die Kaufleute und anderes Volk mit ihren Wagen daherkamen; die meisten von ihnen wollten nachher auf der Donau zurückreisen. Mit so einem Fuhrmann, der aus Futog bei Peterwardein hierher gekommen war, besprach sich Pataritsch unter vier Augen und machte mit ihm aus, daß er uns für dreißig Piaster achtzehn Meilen weit mitnehmen würde. Und zwar sollte uns der Fuhrmann in der Nacht von Baja nach Futog bringen, dort ebenfalls nächtlicherweile in einem Boot zum anderen Ufer übersetzen und uns dann entweder selbst mit seinem Wagen nach Syrmien führen oder auf der anderen Seite zu diesem Zweck ein Fuhrwerk auftreiben und mieten — gleichgültig um welchen Preis.

Als alles in diesem Sinne abgesprochen war, gab ich dem Pataritsch einige Goldstücke und schenkte ihm noch ein paar von meinen weniger wertvollen Sachen. Und

dann stiegen wir auf den Wagen und fuhren in Richtung Bács und Sombor los.

Am zweiten Tag kamen wir in die Nähe von Futog, und ich erwartete, daß uns der Fuhrmann nun vereinbarungsgemäß über die Donau bringen würde. Aber siehe da — er schickte sich an, mit uns nach Futog hineinzufahren, und zwar am hellichten Tage, etwa um die Zeit des Nachmittagsgebetes!

„Was tust du denn da?" fragte ich ihn in seiner Sprache. „So haben wir es doch nicht vereinbart!"

„Ich habe Angst vor dem General von Peterwardein", antwortete er. „Wenn ich das tue, was ihr damals gesagt habt, so erfährt er es am Ende, und dann läßt er mich pfählen! Aber wenn ihr hingeht und euch vom General Nehem einen Passierschein besorgt, dann bringe ich euch meinetwegen nach Belgrad."

Sprach's und schlug mit der Peitsche auf die Pferde los. Und so fuhren wir mitten am hellichten Tage vor aller Augen nach Futog hinein, wo uns der Fuhrmann dann vor seinem Hause einfach auf der Straße absetzte.

Nun war wieder einmal guter Rat teuer! Aber ich sagte mir, daß Allah mit den Geduldigen ist, und so begaben wir uns ohne auffällige Hast zu den deutschen Wirtshäusern. Dort fanden wir auch eine geeignete Unterkunft in einem Gasthaus, das von einer alten Witwe mit ihren drei Dienstboten bewirtschaftet wurde und in dem wir einen Tag und eine Nacht wohnen blieben.

Ich hatte dieses Quartier genommen, weil anzunehmen war, daß nicht viele Leute hierher kämen. Als man mich fragte, wer wir seien, woher wir kämen und wohin wir zögen und was unser Geschäft sei, sagte ich: „Ich bin Kaufmann und bin in geschäftlichen Angelegenheiten hierher gekommen. Meine Waren kommen mit dem Schiff des Marketenders Kupferschmied nach."

Aber die Wirtin mußte offenbar jemanden nach Peterwardein geschickt haben, um dem General Meldung zu machen. Es dauerte nämlich nicht lange, da trafen, vom General ausgesandt, vier oder fünf berittene Offiziere in Futog ein, und kaum daß sie von ihren Pferden gestiegen waren, kamen sie geradewegs in unser Gasthaus, wo sie sich niederließen und mich in ein Gespräch verwickelten. Sie fragten mich, wer ich sei, in welchen Geschäften ich hierher gekommen sei und was ich vorhätte. Ich erzählte ihnen dasselbe wie der Wirtin, und sie fragten weiter: „Welche Art Waren führt Ihr denn, und für wen sind sie bestimmt?"

Ich gab an, es seien verschiedene Feldproviantgüter, und auf die weitere Frage, wann das Schiff nachkommen würde und wo ich es gelassen hätte, antwortete ich: „Ich bin auf der Donau bis Ofen gefahren. Dort habe ich dann das Schiff zurückgelassen, weil um die Zeit gerade in Baja der Jahrmarkt war und ich dorthin fahren wollte, um verschiedene Einkäufe zu machen und Kunden für meine Waren zu finden. Von Baja bin ich dann mit einem Wagen hierher gefahren. Das Schiff wird meiner Schätzung nach in sieben bis acht Tagen nachkommen."

Diese Angaben, die sie mir offenbar glaubten, machte ich deswegen, weil ich auf jeden Fall in den nächsten sieben oder acht Tagen irgendeinen Weg zu finden hoffte, um von hier zu fliehen. Die Offiziere ritten nun wieder nach Peterwardein zurück und erstatteten ihrem General Bericht.

Indessen spazierte ich am gleichen Tage in Futog umher, und da machte ich zufällig die Bekanntschaft zweier Männer aus Ofen, Hüseyin der Fuhrmann und Papasoğlu genannt. Diese erzählten mir, sie hätten etwa zwanzig bis dreißig muslimische Gefangene — Männer und Frauen, gute Muslims und Renegaten durcheinander — mit einem

Schiff heruntergebracht und in einem Schilfdickicht gegenüber von Futog versteckt; einer ihrer Gefährten sei inzwischen losgezogen, um im syrmischen Gebiet Fahrzeuge zu besorgen, mit denen sie dann in der Nacht die Flucht bewerkstelligen wollten.

Ich nahm die beiden gleich in mein Quartier mit, bewirtete sie und drang in sie, daß sie auch für uns etwas unternehmen sollten. Sie meinten: „Bleibt noch drei oder vier Tage hier im Gasthaus! Sobald wir die anderen nach Zemun gebracht haben, besorgen wir auch für euch einen Wagen und bringen euch dorthin, wo ihr hinwollt."

Der Papasoğlu mußte nun wieder gehen, aber den Fuhrmann Hüseyin ließ ich in meiner Freude nicht fort. Ich bewirtete ihn an diesem Abend in meinem Quartier, und wir besprachen uns bis nach Mitternacht und fast bis in den Morgen hinein auf türkisch, welchen Weg wir nehmen und wie wir alles machen würden. Nun hatte aber die Wirtin einen Sohn, der türkisch verstand; der lag die ganze Zeit auf der Bank vor dem Ofen, und wir dachten, er sei fest eingeschlafen. In Wahrheit aber hatte der Kerl alles mit angehört, was wir da besprochen hatten, und sagte es dann der Wirtin, die daraufhin alle Türen von außen versperrte. In der Nacht mußten wir einmal austreten, aber als wir vor das Haus wollten, fanden wir alle Türen abgeschlossen. Nun schwante uns nichts Gutes, und wir konnten die ganze Nacht keinen Schlaf mehr finden.

Als dann endlich der Morgen angebrochen war, lief der Fuhrmann Hüseyin auf und davon und versteckte sich irgendwo, während ich mir folgendes überlegte: ‚Nachdem sie uns in der Nacht eingeschlossen haben, wissen sie also offenbar bereits alles über uns. Da will ich lieber gleich selbst nach Peterwardein zum General gehen und

ihm meine Papiere vorweisen. Ich werde ihm schon irgendeine glaubhafte Geschichte über uns einreden, daß er uns nicht festnehmen und einsperren läßt!'

—

Hier kam mir wieder einmal das Schicksal zu Hilfe, denn inzwischen hatte sich folgendes abgespielt:

In der Gegend, wo sich an diesem Tage die mit dem Schiff angekommenen Flüchtlinge verborgen hielten, befand sich ein armenischer Strolch, der „Dokuzlu" genannt wurde und in Peterwardein wohnte. Er hatte eine muslimische Renegatin, eine gewisse Fatma aus Belgrad, zur Frau; diese war ein hübsches Weib und die Tochter eines Belgrader Hadschi, aber in der Gefangenschaft hatte sie an den Unsitten der Christen großen Gefallen gefunden und sich zu einer ausgepichten Dirne entwickelt. In Wien hatte sie sich bei ihrer Hurerei sogar schon zweimal die fränkische Seuche geholt und war elend in den Straßen herumgestrolcht. Wir Landsleute hatten uns damals trotz allem um sie bemüht, hatten unter uns Geld gesammelt und sie in Behandlung und Pflege gegeben und kurieren lassen.

Dieses undankbare Weibsstück also und ihr Mann wollten nun die Muslims auf dem Schiff erpressen. Sie gingen hin und verlangten Schweigegeld, aber die Flüchtlinge gaben ihnen nichts und jagten sie davon. Daraufhin liefen die beiden nach Peterwardein zu dem dortigen Heiduckenhauptmann Sava und hetzten ihn auf, so daß der gleich auf die Burg zum General ging und ihm die ganze Angelegenheit meldete. Der General gab nun dem Hauptmann den Auftrag, mit seinen Heiducken auszurücken und alle Stellen am Ufer zu bewachen, an denen die Flüchtlinge hervorkommen könnten; sobald sie

sich zeigen würden, sollte er sie alle festnehmen und gefesselt auf die Festung bringen.

Befehlsgemäß holte also der Hauptmann seine Heiducken zusammen und besetzte mit ihnen das Donauufer gegenüber von Futog, wo sie die ganze Nacht Wacht hielten. Währenddessen fuhr aber der Desetnik (d. h. der Korporal) der Heiducken, der auch Sava hieß und dem keine Gelegenheit zu anrüchig war zum Geldverdienen, im nächtlichen Dunkel mit einem kleinen Kahn zum Schiff hin und verriet den Flüchtlingen, daß man ihnen auflauere. Die Muslims boten ihm eine Menge Geld an, wenn er sie aus dieser Gefahr erretten würde, und daraufhin verriet ihnen der Serbengiaur einen Ausweg und übernahm selbst die Führung. Er schmuggelte sie im Dunkel der Nacht auf der Donau geradewegs an der Festung von Peterwardein vorbei und brachte sie gleich unterhalb der Festung ans Land. Dort standen auch bereits ihre Wagen bereit, so daß sie also nur aufzusitzen brauchten, und als der Morgen dämmerte, hatten sie schon den halben Weg bis Belgrad hinter sich.

Inzwischen treidelte der Desetnik das leere Schiff wieder stromaufwärts, aber bei dieser Tätigkeit griffen ihn nun die Heiducken auf, die auf Wache standen. Vor den Hauptmann geführt und befragt, was das für ein Schiff sei, erklärte er: „Ich bin am Donauufer stromaufwärts gegangen, und da habe ich eben dieses Schiff gefunden. Es war niemand dabei, und ich weiß nicht, wem es gehört — offenbar aber jemandem, der sich weiter oben am Strom befindet, und deswegen wollte ich es ja eben hinauftreideln, bis ich auf den Eigentümer treffen würde."

Die anderen aber schöpften Verdacht, daß das Schiff vielleicht den Flüchtlingen gehören könne, und begannen es daraufhin zu durchsuchen. Aber obwohl sie es bis in den

letzten Winkel durchstöberten, konnten sie die flüchtigen Muslims nicht finden, und so brachten sie schließlich das Schiff mitsamt dem serbischen Giauren nach Peterwardein und meldeten alles dem General. Dieser geriet außer sich vor Zorn. „Da haben wir jetzt die Bescherung!“ schrie er den Hauptmann an. „Nur weil ihr einfach nicht aufpaßt, entwischt uns so ein ganzer Haufen von Flüchtlingen, die wir schon so gut wie sicher gehabt haben. Haargenau vor unseren Nasen sind sie hier durch! So eine Schande für uns!“

Dann wies der General die Hussaren an, den Flüchtlingen nach Syrmien hinein bis dicht an das Belgrader Ufer nachzusetzen. So brach also eine starke Streifpartie von Peterwardein nach Syrmien auf und schwärmte bis zur Save hinunter. Die Flüchtlinge waren aber ohne Aufenthalt durchgefahren und trafen glücklich in Belgrad ein, ohne von der Streifpartie eingeholt worden zu sein. Die Verfolger mußten unverrichteter Dinge umkehren.

Gerade zu dieser Zeit, als der General voll Ärger über diesen Vorfall war, nahm ich meine Papiere und fuhr mit meinem Gefährten Mehmed in einem Boot von Futog nach Peterwardein. Dort stieg ich zur Burg hinauf, sprach mit der Schildwache vor dem Festungstor und schickte dem General Nachricht hinein, daß zwei Reisende aus Wien in Futog eingetroffen seien, die mit Erlaubnis des Herrn Generals gerne in Audienz empfangen werden möchten, um ihm ihre Aufwartung zu machen.

Bald darauf kam der Bescheid, man möge uns einlassen. Wir gingen also hinein und begaben uns zum General, der uns fragte, woher wir kämen, ob wir Papiere hätten, was wir beabsichtigten und woher wir stammten. Ich reichte ihm unsere Papiere, erklärte unsere Herkunft so, wie ich es vorher in Ofen getan hatte, und sagte, daß ich mich hier in der Gegend ansässig machen möchte.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000164

Aber der General Nehem sah einmal unsere Papiere an und dann wieder uns selbst, und dann stellte er neue Fragen und wir antworteten. So fragte er uns eine halbe Stunde lang aus, bis er schließlich sagte: „Geht jetzt nach Futog in Euer Quartier. Ich werde morgen auch dorthin kommen; sucht mich dann auf, denn ich habe mit Euch noch zu reden!"

Damit entließ er uns. Unsere Papiere jedoch behielt er zurück und legte sie auf sein Schreibpult. Wir verabschiedeten uns also und gingen.

Als wir wieder in Futog gelandet waren und in unser Quartier kamen, mußten wir feststellen, daß unsere Frauen nicht mehr da waren. Auf unsere Fragen erzählte man uns, es sei das Gerücht verbreitet worden, daß wir geflohen seien, und daraufhin habe der hiesige Hauptmann sie fortgeholt und in Gewahrsam genommen.

Wir gingen also zum Hauptmann und fragten ihn, aus welchem Grund er unsere Frauen festgenommen habe. Er gab uns die nämliche Antwort und fragte seinerseits, wo wir denn gewesen seien.

„Wir haben den General in Peterwardein aufgesucht", antwortete ich. „Von dem kommen wir gerade."

„Und was hat der General gesagt?"

„Er hat sich einige Fragen beantworten lassen und unsere Dokumente geprüft, dann hat er gesagt, er würde morgen hierher kommen, und hat uns aufgetragen, daß wir ihn dann nochmals aufsuchen sollen."

Der Hauptmann glaubte mir, ließ die Frauen mit einer Entschuldigung wieder frei und wir kehrten in unsere Unterkunft zurück. —

Am nächsten Tag also kam der General nach Futog, und entsprechend seinem Befehl begab ich mich zu ihm. Er führte mich in seinen Garten und fragte mich bis in die kleinsten Einzelheiten aus, offenbar um mich auf

irgendeinem Widerspruch zu ertappen und herauszubekommen, was ich nun wirklich im Sinne hatte. Nach langer Unterhaltung entließ er mich wieder mit dem Bescheid, ich solle mich in mein Quartier begeben.

Ich ging also wieder in unser Haus zurück, wo wir dann nur noch diesen Tag und diese Nacht bleiben sollten. Die ganze Zeit dachte ich nach, wie es jetzt weitergehen sollte. Der Papasoğlu und Hüseyin der Fuhrmann waren fort und blieben spurlos verschwunden. Außer ihnen kannte ich aber niemanden, der uns als Führer hätte dienen können, und ich konnte doch schließlich nicht jedem ersten besten meine geheimen Pläne preisgeben! Was also war nun zu tun?

—

Indessen kam am folgenden Morgen aus Peterwardein ein Korporal mit sieben deutschen Infanteristen daher; während sich die Soldaten vor der Tür des Gasthauses aufpflanzten, kam der Korporal mit der Waffe in der Hand herein und sagte zu mir: „Der General Nehem hat mich mit dieser Patrouille ausgesandt, um euch alle abzuholen und nach Peterwardein zu bringen. Macht euch also sofort fertig und nehmt alles mit, was ihr habt, daß wir gleich zum Schiff gehen!“

Nun wußte ich, was uns bevorstand, aber es war ja nichts dagegen zu machen. Ich sagte mir: ‚Siehe, Allah ist mit den Geduldigen!‘ Und so packten wir alle unsere Habseligkeiten zusammen und bestiegen mit der Patrouille das Schiff.

Nach kaum einer Stunde landeten wir unweit der Festung Peterwardein, verließen das Schiff und stiegen hinauf zur Burg, wo wir in ein Zimmer gebracht wurden. Während ich darauf wartete, daß der General mich ru-

fen lassen würde, um sich irgendwie zu äußern, kamen da auf einmal zwei Jesuitenmönche daher, die mich mit zorniger Miene fragten: „Wozu seid ihr in diese Gegend gekommen? Was wollt ihr hier? Sprecht!“

Ich sagte ihnen dasselbe, was ich bereits dem General angegeben hatte, aber noch bevor ich ausgeredet hatte, unterbrachen sie mich mit den Worten: „Ach was, das ist ja alles nicht wahr! Ihr führt bestimmt etwas Übles im Schilde. Kehrt nur ja wieder um, sonst nimmt euch der General hier fest und läßt euch einsperren! Und dann wird er nach Wien schreiben und entsprechend den Auskünften, die er von dort bekommt, mit euch verfahren.“

„Gott bewahre, ich bin kein Flüchtling!“ beteuerte ich. „Ihr tut mir unrecht. Wenn ich so einer wäre, so hätte ich doch nicht solche Dokumente in Händen! Warum sprecht ihr also in diesem Tone mit mir? Das schickt sich wahrhaftig nicht.“

„Ach was“, widersprachen sie wiederum, „von euren Papieren hält der General überhaupt nichts, die können ja gefälscht sein. Wie viele Fälle dieser Art hat man hier nicht schon erlebt! Es sind schon mehrere Leute wie ihr gekommen, die den General getäuscht haben und dann nach Belgrad entflohen sind. Aber daraufhin hat der General vom Kriegsrat in Wien strengsten Befehl erhalten, dergleichen Personen auf keinen Fall durchzulassen; auch wenn sie Dokumente bei sich haben, so darf er sich auf diese nicht verlassen, sondern muß erst einmal nach Wien berichten. Es bleibt euch also, wie gesagt, nichts anderes übrig, als daß ihr schleunigst wieder umkehrt — sonst müßt ihr ins Gefängnis!“

Ich entgegnete: „Unser Schicksal liegt in Gottes Hand! Wenn ihr uns unbedingt einsperren wollt, so kann ich nichts dagegen tun. Doch möchte ich euch um die kleine

Gunst bitten, daß ich wenigstens einen Brief nach Wien schreiben und meinen Herrschaften von meiner Lage Mitteilung machen darf. Das wird doch wohl gestattet sein?"

Darauf gingen sie zum General und übermittelten ihm meine Bitte, die er denn auch genehmigte. Ich setzte also einen Brief an den Verwalter in Wien auf, und zwar schrieb ich ihm folgendermaßen:

Euer Hochwohlgeboren,
Hochgeehrter und Hochmögender Herr Verwalter!

Wollet Euch allergütigst erinnern, daß unser Hochedler Gnädiger Herr und Seine Hochedle Frau Gemahlin dazumal, als ich mich in Anwesenheit Euer Ehren von Dero Exzellenzen beurlauben durfte, mir Höchstselbst angelegentlich zu befehlen geruhten, unverzüglich schriftliche Mitteilung zu unterbreiten, insofern sich mir auf der Reise oder aus sonst einem Anlaß etwa ein Hindernis oder eine Kalamität ergeben sollte.

Nun haben, als ich mit dem Reisepaß, mit dem mich Unser Erlauchter Herr zu versehen geruht hatten, von Wien nach Peterwardein reiste, demselbigen die Generale und Kommandanten sämtlicher auf dem Wege liegenden Festungen Anerkennung und Respekt bewiesen, und so bin ich, geachtet und geehrt, ohne Hinderung bis nach Peterwardein gelangt.

Hier indessen erachtet mich jetzt der General von Peterwardein infolge der Umtriebe gewisser Verleumder und Lügenmäuler für einen entsprungenen Gefangenen und gedenkt mich wieder zurückzuschicken. Dieweil er den in meinen Händen befindlichen Dokumenten kein rechtes Vertrauen entgegenbringt, hat er mich festgenommen, um mich allhier in Haft zu setzen, und schreibt meinethalben

nach Wien. Bis die Antwort von dort einlangt, soll ich in festem Gewahrsam gehalten werden.

Wollet dieses allerfreundlichst zur Kenntnis nehmen und so, wie Unser Gnädiger Herr ehedem in aller Angelegentlichkeit zu befehlen geruht, Höchstderoselbst meine Lage unterbreiten, auf daß Er in Seiner großen Güte Seinem gehorsamen Diener Seinen Schutz nicht versagen und dem General von Peterwardein gnädigst ein Höchsteigenes Empfehlungsschreiben zu senden geruhen möge, mit dem Ersuchen, mich nicht für einen Flüchtling anzusehen und nicht unglimpflich zu traktieren.

Darunter setzte ich noch die Schlußformel, versah den Brief mit Datum und Unterschrift und brachte ihn dann unversiegelt dem Sekretär des Generals, einem gewissen Kirchner. Dieser las den Brief durch, nickte und trug ihn gleich zum General hinein, der das Schreiben ebenfalls prüfte und sich über seinen Inhalt unterrichtete.

Nun gehörte aber meine Herrin in Wien dem Geschlechte der Grafen von Styrum an, einem der bekanntesten Adelshäuser im Lande Westfalen. Sie war lange Jahre Hofdame im Schloß der Kaiserin gewesen, und ihr Bruder, der General Styrum, war ein berühmter Heerführer. Der General Nehem wiederum stammte aus dem gleichen Lande und der gleichen Stadt wie sie und war ein alter Freund meines Herrn; in Anbetracht all dessen schenkte er nun meinem Briefe Glauben und sah davon ab, mich in den Kerker zu stecken.

Der Sekretär kam also mit dem Brief in der Hand wieder heraus, richtete mir Grüße vom General aus und sagte: „Ihr müßt schon entschuldigen, wir haben Euch da ein wenig schroff behandelt. Aber aus dem Inhalt Eures Briefes zu schließen, wollen sich ja Eure Herrschaften Eurer annehmen und schreiben. Versiegelt also Euren

Brief sogleich und gebt ihn mir wieder! Wir schicken ihn dann mit unserer übrigen Post nach Wien, und in drei Wochen wird die Antwort schon da sein. Laßt es Euch bis dahin nicht verdrießen! Der General hat befohlen, daß Euch für diese Zeit ein Mann zugeteilt wird und daß Ihr Euch in den Häusern in der unteren Festung ein Quartier aussuchen möget, wo Ihr wohnt und das Eintreffen der Briefe abwartet."

Über diesen günstigen Bescheid war ich hocherfreut, denn ich sagte mir, daß ich in diesen drei Wochen schon alles tun wollte, um mit Allahs Gnade irgendeinen Weg zur Flucht nach Belgrad zu finden. So machte ich mich guten Mutes auf und sah mich mit dem mir zugewiesenen Mann in der unteren Festung um. Da der Frieden eben erst in diesem Jahre geschlossen worden war, so war die untere Festung noch im Ausbau begriffen und die meisten Häuser erst zum Teil fertiggestellt. Ich tat also so, als ob mir hier keine dieser Unterkünfte recht zusagen wollte, und hielt mit voller Absicht Ausschau nach einem Platz, der außerhalb der Festung liegen sollte.

Nun befand sich auf dem jenseitigen Ufer der Donau eine Schanze, in der es freilich außer den Soldatenquartieren keine Unterkunftsmöglichkeit gab; aber außerhalb davon standen auf einem freien Platz fünf oder zehn Gebäude, die wie Gasthäuser aussahen. Dort war in dem Hause eines Zimmermanns eine abgesondert liegende Kammer frei, die ich nach einigem Handeln um die Miete für uns belegte. Ich zeigte sie meinem Begleiter und trug ihm auf, dem General Bescheid zu sagen. — Als der Mann hinaufging und dem General berichtete, soll dieser gesagt haben: „Nachdem sie sich dort auf dem jenseitigen Ufer einquartiert haben, wo sie ja sicher in unserer Hand sind, scheinen sie also wirklich keine hinterlistigen Absichten zu haben."

Unter diesen Umständen gingen also die Briefe nach Wien ab, während wir hier wohnen blieben. Ich wußte freilich, daß unser Verwalter den Herrschaften meinen Brief nicht zeigen würde, aber ich bangte die ganze Zeit vor der Antwort, die vom Hofkriegsrat kommen mußte, falls der General Nehem dort anfragte. Mir blieb nur die eine Hoffnung, daß es mir in den nächsten fünf oder zehn Tagen vielleicht möglich sein würde, einen Führer für unsere Flucht zu finden und von dem freien Gelände aus, auf dem wir wohnten, auf der Donau zu entkommen.

—

So vergingen mehrere Tage, und ich zerbrach mir immerzu den Kopf nach einem Ausweg. Einmal oder zweimal ging ich tagsüber in die Serbenstadt auf den Markt und kaufte Lebensmittel, Getränke und andere Dinge ein, die wir benötigten. Ich machte aber nicht bloß meine Einkäufe, sondern hielt dabei in aller Heimlichkeit auch Umschau nach einem geeigneten Führer.

Immer wenn mich jenes schurkische Renegatenweib so ausgehen und heimkommen sah, zeterte sie: „Schaut nur, das ist der Kerl, der einen so erfahrenen und gescheiten Mann wie den General de Nehem hinters Licht geführt hat, daß er jetzt herumspazieren kann, wie er gerade Lust hat. Und dabei läuft er nur umher, um eine Gelegenheit zur Flucht auszuspionieren!“

Die serbischen, armenischen und griechischen Giauren, die das hörten, machten sich nun, wenn niemand sonst in der Nähe war, an mich heran und sprachen mich an: „Wenn Ihr nach Belgrad fliehen wollt, dann vertraut Euch ruhig mir an! Für mich ist es eine Kleinigkeit, Euch hinüberzuschmuggeln!“

Ich schnitt aber immer nur ein verächtliches Gesicht

und wies sie ab bis auf einen oder zweie, denen ich also meinen Plan eröffnete; die konnten dann aber die nötigen Vorkehrungen doch nicht treffen. Und übrigens kam dieses verdammte Weibsstück jeden Morgen unter dem Vorwand, Wasser zu holen, an unserem Haus vorbei und spähte durch das Fenster in unsere Kammer herein, um nachzusehen, ob wir nicht etwa geflohen seien.

Eines Tages nun hatten wir die Fenster zu und schliefen länger als üblich; unser Wirt war fortgegangen, und so war sonst niemand zu Hause, während wir noch schliefen. Da kam das Weib wieder daher, konnte aber niemanden sehen, weil ja die Fensterläden geschlossen waren. Nun dachte sie also in ihrem Argwohn, daß wir geflohen sein müßten, und als sie vom Wasserholen heimkam, sagte sie zu ihrem Mann: „Diese Muslims sind schon auf und davon!"

Und dann zogen sie beide los und machten dem Serbenhauptmann Meldung. Der Hauptmann gab die Anzeige unverzüglich an den General weiter, und dieser wiederum schickte fünf oder zehn Soldaten und einen Korporal aus, um unseren Hauswirt zu holen. Sie trafen ihn gerade, als er heimkehrte und ins Haus wollte, und sagten: „Wo hast du denn die Fremden gelassen, die in deinem Haus gewohnt haben? Dem General ist gemeldet worden, daß sie auf das türkische Gebiet geflohen sind. Warum habt ihr denn nicht aufgepaßt! Jetzt hat der Herr General befohlen, daß wir dich statt ihrer festnehmen und ins Gefängnis schaffen sollen!"

Sie ließen ihn erst gar nicht mehr ins Haus hinein, sondern führten ihn gleich auf der Stelle ab. Wir hörten drinnen auf unseren Betten, wie sie schimpften; da wir aber nicht verstehen konnten, worum es sich dabei handelte, kümmerten wir uns nicht weiter darum und blieben liegen.

Eine bis zwei Stunden nachdem man den Hauswirt festgesetzt hatte, wurde seine Frau wieder freigelassen. Sie kam nun nach Hause und zeterte und jammerte: „Gott strafe diese Schurken! Wer hätte das geahnt, daß sie fliehen würden? Ach, was für ein Unglück ist da über uns gekommen!“

Ich konnte mir nicht vorstellen, wer da eigentlich geflohen sein sollte, und rief von drinnen hinaus: „Frau Wirtin, was jammert Ihr denn so? Wer ist geflohen, und wieso ist deswegen ein Unglück über Euch gekommen?“

Damit öffnete ich die Tür und schaute hinaus. Als die gute Frau mich erblickte, war sie starr vor Verblüffung. „Gott möge den bestrafen“, rief sie, „der über Euch solche Lügen verbreitet hat! Dem General ist gemeldet worden, daß Ihr geflohen wäret, und deswegen haben sie uns verhaftet und eingesperrt. Mein Mann ist jetzt noch im Gefängnis; mich hat man wieder freigelassen, damit ich mich um unser Haus kümmern kann.“

Ich lachte und sagte: „Solche Lügen kann nur diese Renegatin aufgebracht haben!“

Sofort ging nun die Frau auf die Burg zum General und berichtete ihm alles. Der General zeigte sich schließlich überzeugt; er ließ den Hauseigentümer wieder frei und trug ihm auf: „Deine Gäste sollen jetzt zu Hause bleiben. Ich komme gleich einmal bei euch vorbei und will mit ihnen sprechen.“

Als unser Hauswirt wieder daheim war, starrte er uns immerzu entgeistert an und schimpfte auf dieses verdammte Weibsstück.

Eine Stunde später bestieg der General de Nehem seine Kutsche, um mit seiner Geliebten auszufahren. Diese war übrigens die Gattin des Leutnants Fenkh von seinem eigenen Regiment, ein hübsches und kluges Frauenzimmer. Der General hatte sie immer bei sich und verbrachte

mit ihr die Zeit auf die angenehmste Weise, während er ihren Mann jeweils zu irgendeinem Dienst abkommandierte.

Der Wagen mit dem General und der Frau hielt auf der Straße vor unserem Hause an, und der General ließ mich hinausrufen. Ich ging also hin, machte ihm meine Verbeugung und wartete. Er sagte: „Heute sind mir über Euch erlogene Nachrichten zugetragen worden, und ich habe mich dadurch gegen Euch einnehmen lassen. Ihr müßt das schon entschuldigen. Laßt Euch sonst weiter nicht stören, bleibt hier wohnen und ruht Euch aus. In einer Woche muß ja die Antwort auf die Briefe wohl da sein."

Ich bedankte mich höflichst und sagte: „Gott schenke Euch langes Leben und alles Glück! Solche Bösewichte können nun eben einmal nicht leben, ohne Unheil zu stiften. Aber daß sie mit dieser Sache auch Euer Exzellenz Ärger verursacht haben, das war freilich eine arge Ungehörigkeit."

„Ich will auch gleich einmal untersuchen lassen", erwiderte der General, „von wem dieses Gerede stammt, und die Schuldigen werde ich bestrafen lassen. Ihr aber macht Euch nun weiter keine Gedanken mehr darüber!"

Damit verabschiedete er sich und setzte seine Fahrt nach Futog fort. Ich aber ging daraufhin absichtlich wieder stolzen Schrittes in die Serbenstadt, so daß alle jene, die sich so sehr für meine Person interessierten, mich sehen konnten und nun natürlich große Angst bekamen.

—

In Wahrheit war aber auch mir durchaus nicht wohl zumute, denn nach dem, was der General gesagt hatte,

erwartete er das Eintreffen der Briefe schon für die übernächste Woche, und ich war mir klar darüber, daß die Auskünfte, die von meinem Herrn und vom Hofkriegsrat kommen würden, für mich nur höchst ungünstig lauten konnten. Ich mußte also nunmehr mit allem Eifer darangehen, mir einen Führer für die Flucht zu verschaffen.

Plötzlich machte sich jener Desetnik Sava, von dem schon früher einmal die Rede war, heimlich an mich heran und sagte: „Wenn Ihr nach Belgrad in das muslimische Gebiet wollt, so könnt Ihr mir vertrauen und offen reden. Auch wenn Ihr in der Zitadelle der Festung säßet, so wäre es für mich trotzdem ein Kinderspiel, Euch dort glücklich herauszuholen und nach Belgrad zu bringen. Ich erledige alles, was Ihr mir auftragt!"

Schließlich wurden wir auf vierzig Goldstücke für vier Personen einig. Zwanzig wollte er schon im voraus haben, denn er hätte noch andere Führer und Helfershelfer, denen er auch etwas geben müsse; ein Mann würde sogar eigens von Karlowitz mit einem Boot herkommen.

Mit derartigen Versprechungen beschwatzte er mich, und so ließ ich denn eines Tages ein ganzes Lamm braten, besorgte noch andere gute Speisen und Getränke und bewirtete den Mann auf das freigebigste. Obendrein zählte ich ihm zwanzig Kremnitzer Dukaten auf die Hand und versprach, ihm den Rest auszubezahlen, sobald wir in Sicherheit wären.

Dann schärfte ich ihm ein, daß wir nunmehr keinen Tag und keine Stunde länger zögern dürften, sondern so bald wie nur irgend möglich aufbrechen müßten. Das sagte er mir zu und versprach es wiederholt, bevor ich ihn wieder heimschickte.

Aber der nächste Tag verstrich, ohne daß irgend etwas geschah. Am dritten Tag ging ich schließlich und suchte

geraume Zeit in der Serbenstadt nach dem Mann, als er auf einmal an meiner Seite auftauchte. Wir schlenderten zusammen zum Donauufer hinter der Stadt und besprachen dort unsere Lage. Sava berichtete mir: „Ich habe schon nach Karlowitz um den Mann mit dem Boot geschickt, aber der war gerade nicht dort — es heißt, er ist anderswohin gefahren, um Reisende zu holen. Aus unserem ersten Plan ist also nichts geworden. Aber dieses Boot aus Tannenbohlen, das dort auf dem Ufer liegt, gehört einem Freund von mir. Ich habe heute mit ihm gesprochen, und er will zwei Dukaten für das Boot. Gib mir also das Geld, daß ich es dem Mann bringe, und dann haltet euch bereit! Wenn es geht, läßt er noch heute nacht das Boot in aller Stille in die Donau, und wir holen euch ab und fahren zusammen los."

Daraufhin zog ich sofort noch zwei Dukaten hervor und gab sie ihm. Er ging damit fort, und ich kehrte in unser Quartier zurück, wo wir gleich darangingen, alles für die Abfahrt vorzubereiten. Mit Abendanbruch waren wir fertig, und nun warteten wir und warteten, aber Mitternacht ging vorüber und der Morgen begann schon zu grauen, und noch immer war niemand erschienen. Wir zerbrachen uns den Kopf, was da nur geschehen und welches Hindernis wohl aufgetaucht sein mochte.

Als es dann wieder Vormittag war, ging ich neuerlich in die Serbenstadt und hielt überall nach dem Mann Ausschau. Schließlich erblickte ich ihn, wie er in einer Weinschenke saß und mit mehreren Serbengiauren fröhlich zechte. Dreimal oder viermal ging ich vor der Schenke vorbei und wieder zurück und wartete darauf, daß er einmal zu mir herüberschauen würde, aber er blickte kein einziges Mal in meine Richtung und schien mit sich und der Welt sehr zufrieden zu sein. Nun kam mir das Ganze doch nicht mehr geheuer vor.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000176

So ging dieser Tag verloren, und am nächsten ging ich wieder hin, nach dem Mann zu sehen. Wiederum hockte er in der Weinschenke, soff wie ein Schwein und machte darüber nicht die geringsten Anstalten, einmal zu mir herüberzuschauen. Das Boot, für das er das Geld bekommen hatte, lag auch noch dort, wo es immer gelegen hatte.

Nun war mir klar, wie die Sache stand. Dieser Schurke hatte mir das Geld nach allen Regeln der Kunst abgeschwindelt, und nun saß er da und aß und trank in Saus und Braus. Und ich konnte ihn nicht einmal am Kragen packen!

Was sollte ich jetzt nur tun? Aber es blieb mir eben nichts anderes übrig, als mich in Geduld zu fassen. Das gute Geld, das ich da für nichts und wieder nichts ausgegeben hatte, war ich jedenfalls los. Ich wünschte mir nur, daß mich der Kerl wenigstens nicht verraten würde und daß alles, was er da aß und trank, sich in seinem Magen in die giftigen Früchte des Höllenbaumes verwandeln solle.

—

So verstrichen wieder zwei Tage, die wir in großer Sorge verbrachten. Indessen machten sich verschiedene Serbengiauren bei jeder nur möglichen Gelegenheit an uns heran, boten uns heimlich ihre Führerdienste an und wollten uns eine Möglichkeit zur Flucht verschaffen. Aber ich traute keinem von ihnen und jagte sie alle mit kräftigen deutschen Schimpfworten wieder davon. Ich hatte nämlich mit eigenen Augen gesehen, wie es den Gefangenen des Generals Fürst Liechtenstein und anderen Flüchtlingen ergangen war, die aus Wien geflohen und in Verkleidung nach Peterwardein gekommen waren: Sie hatten hier gerade einen Führer gefunden, der ihnen

zur Flucht nach Belgrad zu verhelfen versprach, und am Abend darauf hatte ich sie getroffen und mich noch mit ihnen und ihren Führern unterhalten. Aber kaum hatten sie das Schiff bestiegen und waren abgefahren, da brachten die Führer die Flüchtlinge um, schlitzten ihnen die Bäuche auf und warfen die Leichen in die Donau, nachdem sie alles genommen hatten, was sie an ihnen hatten finden können. Dann kehrten sie wieder um, und am nächsten Tag hörte man überall davon erzählen.

Und nun hatte gerade über uns jenes Renegatenweib in Peterwardein und in der serbischen Vorstadt das Gerücht unter die Leute gebracht, diese Türken da, die auf eine Gelegenheit zur Flucht paßten, hätten Säcke voller Goldstücke bei sich. Hatte mir doch dieser verdammte Sava, dem ich eben erst ins Garn gegangen war, selber ins Gesicht gesagt: „Na, warum seid Ihr gar so sparsam und gebt mir so wenig Geld? Ich weiß doch, daß Ihr Säcke voller Dukaten bei Euch habt. Das haben mir Leute gesagt, die es ganz genau wissen."

Ich hatte ihm darauf erklärt: „Das ist eine Lüge! Wie soll denn ein muslimischer Gefangener in der Fremde zu einem Sack voll Dukaten kommen?"

„Also meinetwegen", hatte er entgegnet, „dann gebt mir eben von Eurem Vermögen soviel, wie Ihr mir geben wollt. Das übrige geht mich weiter nichts an." So hatte ich ihm damals auf seine Bettelei hin den gebührenden Bescheid erteilt.

—

Es waren jetzt nur mehr zwei oder drei Tage bis zum Eintreffen der Antwort aus Wien übrig, und noch immer hatte sich keine geeignete Möglichkeit zur Flucht ergeben, obwohl ich überall und Tag und Nacht darüber grübelte.

Dann hatte ich einmal in der Nacht einen Traum:

Wir waren auf einem Schiff und befanden uns auf der Donau auf der Flucht nach Belgrad, aber auf dem Schiff gab es weder Ruder noch Steuer noch Bootsleute. Wie wir nun den Ort Slankamen erreichten, war plötzlich die Donau voller Baumstämme. Ich befürchtete die ganze Zeit, daß wir jeden Augenblick zerschellen würden, als da unser Schiff — ohne Steuer und Ruder wie es war — an einen Stamm nach dem andern prallte. Unterhalb von Slankamen aber wurde dann der Strom wieder weit und frei, und unser Schiff glitt gleich wieder in flotter Fahrt dahin.

Als ich aufwachte, dachte ich sogleich über diesen Traum nach und deutete ihn dahin, daß wir, so Allah der Allbarmherzige es wolle, wirklich entfliehen und dabei zwar in große Gefahr geraten, aber schließlich dank der Güte des Allerhabenen unser Ziel glücklich erreichen würden. — Ich erzählte den Gefährten meinen Traum, und als ich ihnen erklärte, wie ich ihn auslegte, waren auch sie wieder guten Mutes.

Auch in der folgenden Nacht — zwei Nächte bevor wir dann wirklich flohen — hatte ich einen ähnlichen Traum:

Ich war von der Festung Peterwardein auf dem Landwege in die Karlowitzer Berge geflohen. Wie ich so dahinzog, sprangen mir plötzlich von links und von rechts zwei riesige buntscheckige Hunde in den Weg und fielen mich an. Nirgendwo war ein Ort, der mir hätte Schutz bieten können, und so flüchtete ich zum nächsten Berggipfel vor mir hinauf. Und siehe da — auf dem Gipfel stand ein einsames Schloß, ganz aus Stein gebaut. Sogleich flüchtete ich mich in das Schloß und war nun vor den Hunden gerettet. Wie ich dann voller Neugier weiter in das Innere des Schlosses vordrang, da sah ich plötzlich meine Herrin

aus Wien, wie sie einsam im Schloß umherwandelte. Als sie mich erblickte, lächelte sie mir zu und sagte: „Fürchte dich nicht!“

Ich war so glücklich, daß ich darüber aus dem Schlaf erwachte. Auch diesen Traum legte ich als ein Zeichen dafür aus, daß wir Rettung aus der Not finden würden, und so war ich nun wieder einigermaßen zuversichtlich.

—

Jener schurkische Sava, von dem früher schon die Rede war und der mich so betrogen hatte, hatte einen Kameraden, einen armen Serbengiauren namens Petra. Der kam nun am dritten Tage zu uns und sagte: „Meine werten Herren, ich hätte mit Euch ein paar ehrliche Worte zu reden. Ich bitte Euch also, mich anzuhören.“

„Nun“, sagte ich, „laß einmal hören, was du uns zu sagen hast!“

Darauf meinte er: „Von dem Kerl, der Euch um Euer Geld geprellt hat, habt Ihr nichts mehr zu erwarten; da braucht Ihr Euch gar keine Hoffnung mehr zu machen. Ich bin ein armer Mann, aber ich spreche die Wahrheit und mir könnt Ihr getrost vertrauen. Wenn es Eure Absicht ist, ins muslimische Gebiet zu gehen, so könnte ich Euch heimlich dorthin bringen. Aber dieser Schurke ist mein Vorgesetzter, und ich muß mich vor ihm in acht nehmen. Nun kann ich jedoch folgendes für Euch tun: Ich habe in Karlowitz gute Bekannte und Freunde, zu denen will ich hingehen und mit ihnen vereinbaren, daß sie Euch auf irgendeine Art und Weise hinüberholen sollen.“

„Ausgezeichnet!“ sagte ich. „Laß mich nur einmal überlegen, wie wir am besten fortkommen können, daß ich dir gleich die entsprechenden Anweisungen gebe.“

„Bitte sehr!“ entgegnete er. Ich dachte nun nach, wie alles am besten zu bewerkstelligen sei, und befahl ihm dann: „Ich möchte folgendes: Du gehst also nach Karlowitz und vereinbarst dort mit einem verläßlichen Mann, daß er in der Nacht mit einem Boot hierher ans Donauufer kommen und uns Nachricht geben soll. Wir kommen dann zum Boot und steigen ein, und wenn wir in Karlowitz eintreffen, muß schon ein Plachenwagen mit drei Pferden bereitstehen, damit wir sofort vom Boot in den Wagen umsteigen und bis zum Tagesanbruch schon in Slankamen oder noch weiter drinnen im Belgrader Gebiet sein können.“

So erteilte ich dem Mann meine Anweisungen, und er antwortete: „Sehr wohl! Es läßt sich alles so machen, wie Ihr befohlen habt.“

Dann blieb er noch eine ganze Weile stehen und schaute herum und wartete darauf, daß ich ihm etwas geben würde. Und da ja nun einmal, wie das Sprichwort sagt, zu einem leeren Futtersack kein Pferd kommt, so zog ich denn meinen Beutel und gab ihm drei Dukaten, wobei ich ihm versprach: „Wenn du alle meine Aufträge richtig ausführst und uns einen tüchtigen Führer bringst, bekommst du noch einmal soviel!“

Damit schickte ich ihn fort, nachdem er noch versprochen hatte, daß er sich unverzüglich aufmachen und nach Karlowitz gehen werde. Ich war mir bewußt, daß wir, falls uns der nun auch betrügen würde, auf keine andere Möglichkeit mehr hoffen durften und daß dann alles verloren war. —

Am Abend legten wir wie gewöhnlich unsere Kleider ab, gingen zu Bett und schliefen ein. Es mußte wohl schon ein Drittel der Nacht verstrichen sein, und ich lag gerade im tiefsten Sommerschlaf — da klopfte plötzlich draußen jemand an den Fensterladen, so daß ich aufwachte. Auf

meine Frage, was es denn gebe, hörte ich diesen Petra, den Giauren, antworten: „Macht das Fenster auf! Habt Ihr denn schon ganz vergessen?“

Ich öffnete die Läden und fragte: „Petra, bist du's?“

„Ja, ich bin's!“ gab er zurück.

Da es gerade gegen Ende Mai war, schien jetzt nachts der Mond nicht und es war immer stockdunkel, aber dafür dauerten die Nächte nur achteinhalb Stunden, und vier Stunden davon waren bereits vergangen.

„Nun, welche Nachrichten hast du?“ fragte ich, und er antwortete: „Hier habe ich Euch, wie Ihr befohlen habt, den Führer und ein Boot gebracht, und in Karlowitz steht schon ein Wagen bereit. Wenn Ihr also fort wollt, dann steht auf und kommt heraus!“

„Wer ist der Führer?“ erkundigte ich mich. „Sag ihm, er soll herkommen!“

Daraufhin brachte er in der Dunkelheit einen struppigen Serbengiauren ans Fenster und ich besprach mich mit diesem im Flüsterton, da ich fürchtete, unser Hauswirt könnte etwas merken. Der Führer sagte: „Wenn Ihr abfahren wollt — das Boot ist zur Stelle und in Karlowitz steht der Wagen bereit.“

So gingen wir denn in Allahs Namen ans Werk. In aller Stille zog ich meine Kleider an, nahm meine Waffen und hieß die beiden Frauen und Mehmeds Tochter sich fertigmachen.

Meine größte Sorge war es nun, wie wir überhaupt hinauskommen sollten. Die Tür unserer Kammer ging nämlich nach der Stube auf, in der der Hauswirt schlief, und überdies waren dort gerade einige Gäste untergebracht, die dichtgedrängt nebeneinander auf dem Boden schliefen. Wie sollten wir nun an denen vorbeikommen? Und sobald wir zur Haustür hinauskamen, war da noch ein wilder, bösartiger Hund, der nächtlicherweile nie-

manden in der Nähe des Hauses durchließ. Das war meine größte Angst, daß dieser Köter uns verraten könnte.

Nun, ich schickte ein Stoßgebet zum Himmel empor, hieß die andern vorangehen und trat selber als letzter hinaus. Behutsam schloß ich die Kammertür wieder, durchquerte die Stube und zog auch dort die Tür hinter mir zu. Und Allah war mit uns: Der Hund schlief tief und fest!

So waren wir also glücklich über die schlafenden Giauren in der Stube hinweg- und an dem Hund vorbeigekommen und eilten nun mit unseren Führern zum Donauufer hin. Aber wir waren noch keine zehn Schritte vom Hause entfernt, da stürzte ich in einen Brunnen; er war zwar nicht tief, aber ich wurde doch bis über den Gürtel hinauf naß. Ich kletterte also wieder hinaus und langte durchnäßt am Ufer an.

Da sah ich, daß das Boot nur eine Piyade war, wie man dort an der Donau die kleinen zweisitzigen Nachen nennt. Als wir vier da eingestiegen waren und als fünfter der Führer noch dazu, mußten wir ganz zusammengepfercht nebeneinander sitzen, und das Boot ragte nur noch eine Fingerbreite aus dem Wasser heraus. Wäre da auch nur der leichteste Wind aufgekommen oder das Boot ins Schwanken geraten — wir wären unweigerlich alle in der Donau ertrunken. Aber was half's? Wir stiegen also ein, und als nun der Giaur Petra sein Geld verlangte, zog ich wieder den Beutel und gab ihm noch einmal drei oder vier Dukaten, wie ich es ihm versprochen hatte.

—

Und nun will ich berichten, wie wir nach Karlowitz kamen:

Von der Stelle, an der unser Boot angelegt hatte, waren es kaum dreißig Schritt bis zum Wachthaus bei der Schanze am Ufer, und die Posten in der zweiten Schanze, die mitten in der Donau lag, konnten alle Fahrzeuge sehen, die stromaufwärts und stromabwärts vorbeikamen. Unser Boot sah nun ganz wie ein Fischerkahn aus, und so sagte ich unserem Führer, daß er, falls „Wer da?" gerufen würde, mit „Ribar" (d. h. „Fischer") antworten solle; wir aber würden uns im Boot niederducken, so daß man uns nicht sehen könne. Nun, wir fuhren also an den Schanzen vorbei, es wurde wirklich „Wer da?" gerufen und unser Führer antwortete, wie ich es ihm befohlen hatte.

Weiter unten kamen wir ganz nahe an einigen Fischerbooten vorüber, und als wir, nicht mehr weit von Karlowitz, auf das andere Ufer zuhielten, erhob sich ein leichter Wind und wir wären um ein Haar gekentert und untergegangen.

Aber noch hatte unser letztes Stündlein nicht geschlagen, und wir entrannen glücklich dieser Gefahr und erreichten nach zwei Stunden Karlowitz.

Dort legten wir am Ufer an, und ich befahl dem Führer: „Geh gleich hin und schau nach, wo der Wagen steht, daß wir einsteigen und losfahren!"

Der Führer machte sich also auf und ging zu den Häusern hin. Eine halbe Stunde blieb er aus, dann kam er mit zwei oder drei Serbengiauren in ihren langen Blusen zurück zum Ufer, wo unser Boot lag. Sie grüßten nach ihrer Weise, und als ich sie fragte, wo denn der Wagen bleibe, erklärten sie: „Wir haben den Wagen mit den Pferden bis Mitternacht bereitgehalten, aber dann wurde es schon Morgen, und so haben wir uns gedacht, Ihr würdet nicht mehr kommen. Da haben wir die Pferde auf die Weide gelassen, weil sie hungrig waren. Aber jetzt ist es auf jeden Fall schon zu spät, denn in einer

Stunde ist der Morgen da; bevor Ihr noch die Hälfte des Weges über diesen Berg dort hinter Euch habt, geht die Sonne auf und es ist heller Tag. Da kann aber niemand mehr mit Euch fahren."

„Ja was soll aber nun werden?" entgegnete ich. „Wenn man jetzt in der Frühe entdeckt, daß wir fort sind, werden sie nach allen Richtungen Streifpartien losschicken, die zu Land und auf dem Strom unsere Spur verfolgen und uns dann hier finden werden! Warum habt ihr uns das angetan? Es war doch anders vereinbart!"

„Wir können jetzt aber nichts anderes tun", meinten sie, „als daß wir Euch von hier fortbringen und für den Tag dort drüben im Röhricht verstecken. Abends, wenn es dunkel geworden ist, holen wir Euch wieder heraus, und dann fahren wir mit dem Wagen los und können bis zum Morgengrauen das Gebiet von Syrmien erreichen."

Aber dieser Vorschlag war mir nicht recht geheuer, denn man kann diesen Kerlen allen zusammen nicht trauen. Sie sind schließlich unsere alten Glaubensfeinde, und vor allem die Serben sind ein wildes Pack; ein bißchen Geld ist für sie Grund genug, sich an jedem zu vergreifen, der ihnen eben unterkommt. Das wußte ich von früher her. Und gerade in so einem Schilfdickicht, wo man ihnen völlig preisgegeben war, hätten sie einen nach Belieben erledigen können, denn gegen ihre Überzahl wäre ja jeder Widerstand unmöglich gewesen.

Und selbst wenn sie keinen Verrat im Schilde führten, so wären wir hier doch nicht sicher gewesen. Erst ein paar Tage vorher waren nämlich aus dem Gefängnis in der unteren Festung von Peterwardein zwanzig muslimische Gefangene entsprungen. Irgendwie hatten sie eine Bresche in die Kerkermauern gebrochen, durch die sie ins Freie gelangen konnten, waren mit Booten die Donau hinuntergefahren und hatten sich dann in den weiten

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000185

Schilffeldern gegenüber von Karlowitz versteckt. Am nächsten Tag jedoch zog eine Streifpartie aus, die ihre Spuren zu Lande und auf dem Wasser verfolgte, und die Gefangenen wurden allesamt in ihrem Versteck aufgespürt, festgenommen und wieder in den Kerker geworfen.

Unter diesen Umständen dachte ich gar nicht daran, mich auf dergleichen einzulassen, und lehnte diesen Vorschlag der Serben ab. Daraufhin meinten sie: „Nun, dann verstecken wir Euch im Wald auf dem Berg dort, und am Abend können wir dann mit dem Wagen losfahren."

Darauf ging ich aber gleichfalls nicht ein, denn auch dort hätten sie, wenn sie wollten, eine Schurkerei leicht ausführen können. Auf ihre Frage, was sie denn sonst tun sollten, sagte ich: „Wenn ihr uns wirklich schützen und in Sicherheit bringen wollt, so müßt ihr uns in euren eigenen Häusern verstecken. Wenn es dann finster ist, holt ihr uns auf den Wagen und fahrt uns nach Syrmien hinüber."

Darüber berieten sie untereinander und erklärten sich dann einverstanden.

Aber die Häuser, in denen sie wohnten, waren gerade erst vor kurzem errichtet worden, und zwar nach der serbischen Art zu bauen: Man hatte ein paar Pfähle in die Erde gerammt, diese mit Wänden aus Reisiggeflecht verbunden, oben etwas Schilfrohr darübergedeckt, dann noch eine Holztür gemacht und in das Ganze schließlich ein paar Bretter als Schlafstellen gelegt. Die Wände waren noch nicht mit Lehm oder Mörtel verputzt, und so konnte man von drinnen alle Leute sehen, die draußen vorbeigingen.

In solche Hütten wurden wir also nun geführt; leider fanden wir nicht alle zusammen in einer Platz, und so verteilten wir uns zu je zwei auf zwei Hütten, die

nebeneinander standen und in denen wir uns unter den Schlafstellen verbargen. Von unseren Verstecken aus konnten wir nicht nur die draußen Vorübergehenden und uns gegenseitig sehen, sondern auch miteinander sprechen.

Als es nun hell geworden war und ich draußen die Leute umhergehen sah, dachte ich mit Bangen daran, ob man jetzt wohl schon auf der Suche nach uns sei. In unserer Nähe gingen die ganze Zeit deutsche und ungarische Soldaten hin und her, und auf einmal schickte sich ein Deutscher an, in unser Haus einzutreten; aber der Vater unseres Hausherrn, ein alter Serbengiaur, der vor der Tür saß und Wache hielt, ließ ihn nicht herein, und da machte der Deutsche tatsächlich wieder kehrt. Demnach konnte er also nicht gekommen sein, um nach uns zu suchen, sondern streifte wohl nur nach einer Gelegenheit zum Beutemachen herum.

Als es wieder Abend wurde, kamen die Serben, um mit uns zu verhandeln, und sagten: „Was gebt Ihr uns, wenn wir Euch fortbringen?"

Ich vereinbarte mit ihnen, daß ich ihnen dreißig Goldstücke und obendrein noch unsere deutschen Kleider und andere Sachen geben würde, jedoch mit der Bedingung, daß sie uns noch eine Nacht hier versteckt halten und erst am darauffolgenden Abend fortbringen sollten. Ich rechnete mir nämlich aus, daß es, wenn man uns zu Lande eine berittene Streife nach Syrmien hin nachgeschickt hatte, zwei Tage und zwei Nächte dauern konnte, bis sie hin- und wieder zurückgeritten und damit die Wege wieder sicher sein würden. Die Serben waren mit dieser Bedingung einverstanden.

—

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000187

In der dritten Nacht also gab ich ihnen die versprochenen Sachen, der Wagen stand bereit und wir machten uns auf. Und zwar gingen wir, solange wir Karlowitz noch nicht hinter uns hatten, in langsamem Tempo zu Fuß dahin.

Wie wir aber dann auf den Wagen steigen wollten, verlangte der Fuhrmann noch eine besondere Wagenmiete: Für jeden von uns wollte er zwei Dukaten, sonst würde er uns nicht aufsteigen lassen. Ich mußte mich also wohl oder übel dazu verstehen, noch einmal zu bezahlen, und wir wurden auf sechs Goldstücke einig. Aber nun war ich ebenfalls eigensinnig geworden und sagte, ich würde ihm das Geld erst dann aushändigen, wenn wir alle auf dem Wagen wären.

Ich hatte noch ein paar Dukaten an einer ganz versteckten Stelle eingenäht. Diese trennte ich nun in aller Hast mühsam auf und holte die Goldstücke heraus. Ich zeigte sie dem Fuhrmann und sagte, er würde sie bekommen, sobald wir auf dem Wagen säßen; darauf erlaubte er uns aufzusitzen. Ich ließ erst die andern hinauf, und als ich dann zum Schluß auch einsteigen wollte, steckte ich die Münzen in den Mund, hielt mich mit beiden Händen am Wagen fest und zog mich hinauf. Wie ich aber nun den Mund aufmachte, um dem Kutscher den Befehl zur Abfahrt zu geben, da fielen mir die Dukaten aus dem Mund auf die Straße hinunter und rollten in den Staub unter dem Wagen. Da der Fuhrmann eben losfahren wollte, schrie ich: „Halt! Mir ist das Geld hinuntergefallen!“

Also suchten wir und der Kutscher in der Dunkelheit nach den Dukaten. Ich weiß nicht, ob der Kutscher sie gefunden hat — er sagte jedenfalls, er habe sie nicht gesehen, und da auch wir nichts finden konnten, mußte ich denn neues Geld hervorsuchen und ihm geben. Über

all dem war eine halbe Stunde in der unmittelbaren Nähe von Karlowitz vertrödelt worden.

Endlich hatte er dann sein Geld, ich stieg wieder auf und wir fuhren los. Aber wir waren noch keine dreißig Schritt vorangekommen, da mußten wir durch einen Bach, und dabei brach dem einen Gaul das Kummet. Aber so geht es nun schon einmal im Leben: Gerade wenn man es besonders eilig hat, geht einem erst recht alles verquer!

Es kostete einige Arbeit, bis das Kummet wieder gerichtet war, und wir waren inzwischen vom Wagen abgestiegen und den Abhang langsam zu Fuß hinaufgegangen. Dann aber ging es in flotter Fahrt voran, und noch zur Nachtzeit kamen wir durch ein Dorf, das auf der Höhe von Slankamen lag und in dessen Nähe wir schon die neuen Grenzpfähle sahen. Zu der Zeit hatten nämlich gerade die Grenzkommissäre der beiden Reiche mit der Grenzziehung von Slankamen aus begonnen und waren erst vor kurzem hier durchgekommen, als sie die Grenze nach der syrmischen Ebene und zum Bossut-Fluß hin absteckten.

Als wir hier die Grenze in Richtung Belgrad passierten, sagte unser Fuhrmann: „So, jetzt seid Ihr auf muslimischem Gebiet und habt nichts mehr zu befürchten!"

Wir freuten uns sehr und dankten Allah dem Allerhabenen, daß wir endlich gerettet waren. So fuhren wir nun frohen Mutes dahin.

Wie wir in die Nähe des Dorfes Banovci kamen, von wo es dann nur mehr vier Wegstunden bis Zemun gegenüber von Belgrad waren, war auch der Sonnenaufgang nicht mehr fern und unser Fuhrmann meinte: „Die Pferde sind müde, wir wollen sie ein wenig weiden lassen. Nachher spannen wir wieder an und fahren bis Zemun durch."

Mir war es recht, und der Kutscher spannte also die Pferde aus.

—

Es war danach noch keine ganze Stunde vergangen und die Sonne mußte binnen kurzem aufgehen, da sahen wir auf einmal von Banovci her fünf oder sechs Wagen auf der Straße nach Peterwardein gerade auf uns zukommen. Auf meine Frage, wer das wohl sein könne, sagte der Fuhrmann: „Sie mögen sein, wer sie wollen — hier brauchen wir uns nicht mehr in acht zu nehmen!"

Mir kam aber die Sache doch nicht geheuer vor, und ich befahl dem Fuhrmann: „Komm, spanne die Pferde wieder an! Wir wollen lieber einsteigen und ein Stück von der Straße weg gegen Syrmien hin fahren. Sicher ist sicher!"

Er spannte also wieder an, und wir stiegen auf und fuhren los. Indessen waren aber jene Wagen nähergekommen, und nun konnten wir erkennen, daß auf ihnen Männer mit weißen Turbanen saßen, also Muslims! Vor denen brauchten wir uns aber nicht vorzusehen, und so flohen wir also nicht weiter, sondern fuhren ihnen auf der Landstraße entgegen. Da sahen wir, daß es sieben Lastwagen mit sieben oder acht muslimischen Reservisten waren, die nun, da Frieden herrschte, verschiedene Waren nach Peterwardein brachten. Die Fuhrleute aber waren Heiducken aus Peterwardein, die ihrerseits ebenfalls verschiedene Handelsgüter von dort nach Belgrad gefahren hatten, wo sie von den Muslims für die jetzige Fuhr angeheuert worden waren.

Als unser Wagen dem ihrigen begegnete, grüßte ich die Muslims im Vorbeifahren. Nun müssen aber die Heiducken gewußt haben, wer ich war, und mich erkannt haben. Als wir vorüber waren, riefen sie einander

zu: „Da fährt der Flüchtling!“ und sofort liefen vier oder fünf von ihnen unserem Wagen nach, um uns einzuholen.

All das bemerkte ich erst, als es schon zu spät war. Ich saß immer hinten im Wagen, den blauen deutschen Tuchmantel umgehängt, im Gürtel ein Paar Pistolen und in der Hand den Säbel, während mein Gefährte Mehmed stets meinen Karabiner bereit hatte. Die Heiducken holten uns also ein, packten mich von hinten am Nacken und rissen mich vom Wagen auf die Straße hinunter. Drei oder vier warfen sich auf mich, rissen mir die Pistolen aus dem Gürtel und entwanden mir den Degen, während zwei andere sich Mehmeds auf dem Wagen bemächtigen wollten. Als dieser gewahr wurde, was sich da abspielte, warf er das Gewehr fort, sprang vom Wagen und floh auf das Dorf Banovci zu; aber die Heiducken spannten die Pferde aus, saßen auf und holten ihn bald ein, nahmen ihn fest und fesselten ihn. Auch ich wurde gebunden, während unser Fuhrmann eine gehörige Tracht Prügel bezog.

All dem sahen die muslimischen Reservisten auf ihren Wagen seelenruhig zu — sieben Mann hoch und jeder in Wehr und Waffen, während die Heiducken ihrer acht waren. Ich schrie hinüber: „Brüder, was seid ihr denn für Muslims? Wir waren in Kriegsgefangenschaft und sind gerade auf der Flucht herübergekommen. Das muß ja hier schon türkisches Gebiet sein, und ihr könnt doch nicht zulassen, daß uns die hier vor euren Augen einfangen und zu den Giauren schleppen! Habt ihr als Muslims denn gar keine Ehre im Leib?“

Daraufhin redete einer von ihnen den Heiducken zu: „Kommt, laßt diese armen Teufel in Ruhe!“

Aber die stießen ihn bloß beiseite und sagten: „Geh weg da und mische dich in diese Sache nicht ein!“

Zu mir sagten die anderen Muslims: „Das ist nun einmal

so eine Bestimmung, daß wir uns in derlei Dinge nicht einmischen dürfen." Und damit ließen sie den Dingen ihren Lauf.

Nachdem uns die Heiducken nun also gefesselt und unseren Fuhrmann unter Schlägen zum Umkehren gezwungen hatten, fuhren sie mit den anderen Wagen hinterdrein in Richtung Peterwardein, wobei sie uns scharf bewachten. Die Frauen weinten und Mehmed mit ihnen, aber ich vergoß keine Träne, so daß sie mich fragten: „Wie kannst du nur so ruhig sein? Du weißt doch, was uns jetzt bevorsteht!"

„Es muß alles sich erfüllen, was in Allahs Willen liegt!" antwortete ich. „Wenn es die göttliche Fügung so bestimmt hat, so gehen wir eben wieder nach Peterwardein. Aber was uns auch immer widerfahren mag — Allah der Allerhabene weiß es wohl, und da nützt kein Weinen und kein Klagen. Ich befehle mich in die Hand Allahs, des Alleinzigen Herrgottes. Wenn uns Rettung zuteil wird, dann kommt sie von Ihm und von niemandem außer Ihm!"

—

So fuhren wir drei oder vier Stunden lang zurück und passierten wieder die Grenze, als mir plötzlich ein Gedanke kam. Ich sagte mir nämlich, daß es doch möglich sein müßte, diese Schurken mit gewissen schlagenden Beweisgründen zur Vernunft zu bringen.

Ich fragte also einen von ihnen, was sie mit uns eigentlich vorhätten, und er antwortete: „Wir bringen euch zum General von Peterwardein, denn von dort seid ihr ja geflohen, und da wir euch gefunden und gefangen haben, übergeben wir euch jetzt dem General. Der General hat gesagt, daß jeder, der solche Flüchtlinge wie euch ergreift, sich ihre ganze Habe nehmen kann; aber ihre

Köpfe gehören mir, hat er gesagt. Also werden wir euch jetzt gleich einmal ausziehen und durchsuchen. Was wir an euch finden, das behalten wir alles für uns, und dann liefern wir euch dem General aus."

Und wirklich ließen sie uns vom Wagen steigen, durchsuchten uns von Kopf bis Fuß und nahmen uns alles weg, was sie fanden. Ich hatte einige Silbermünzen als Taschengeld eingesteckt — die fanden sie; ferner nahmen sie mir silberne Löffel, Ringe, Silberdosen und andere ähnliche Dinge ab, die ich bei mir hatte, sowie meine Kleider und Waffen. Bei Mehmed dem Sipahi gab es nur wenig zu holen, aber dafür fanden sie bei der Frau, die mit mir gekommen war, viele Sachen, die sie ihr alle fortnahmen. Mir zogen sie sogar die Kleider aus und durchsuchten mich bis aufs bloße Hemd. Aber ich hatte mein deutsches Hemd an, in dessen Kragen an der Innenseite etwa sechzig Kremnitzer Dukaten eingenäht waren, und darüber hatte ich mir ein schwarzseidenes Halstuch umgebunden, so daß die Heiducken nicht merken konnten, daß ich darunter Geld versteckt trug. Sie suchten indessen auch nicht allzu lange, sondern nahmen eben, was sie fanden; dann ließen sie uns wieder auf den Wagen steigen, und die Fahrt ging weiter.

Nun waren aber unter diesen serbischen Heiducken zwei Brüder aus Peterwardein, von denen der eine seinerzeit bei den Muslims in Kriegsgefangenschaft gewesen war. Der war erst vor zehn Tagen in Peterwardein zu mir gekommen und hatte mir angetragen, daß er mir zur Flucht verhelfen würde, und ich hatte ihm damals gesagt: „Wenn du wirklich ein Mann bist, dem ich vertrauen kann, so bringe mir von deinem Herrn in Belgrad ein Zeichen; dann will ich dir glauben und mit dir gehen."

Daraufhin hatte er von mir ein Schreiben an seinen

Herrn verlangt, und ich hatte also einen entsprechenden Brief geschrieben und ihn versiegelt übergeben. Und zwar hatte ich geschrieben: „Wenn man diesem Mann vertrauen kann, dann schickt mir bitte durch ihn als Zeichen dafür drei Dattelkerne." Der Heiduck war nach Belgrad gegangen und sogar mit allen seinen Gefährten im Hause seines Herrn, eines gewissen Uzun Ahmed Beşe vom 19. Janitscharenregiment, zu Gast gewesen. Dieser hatte den Brief gelesen, den ihm der Heiduck von mir brachte, und ihm nun das erbetene Zeichen mitgegeben.

Als wir eine Weile dahingefahren waren, rief ich mir nun diesen Heiducken herbei und fragte ihn, was es Neues gebe. Er zog die Zeichen hervor und gab sie mir mit der Versicherung: „Wenn Ihr Euch nur noch einen oder zwei Tage geduldet und auf mich gewartet hättet, so hätte ich Euch ohne die geringste Schwierigkeit herübergeholt und nach Belgrad gebracht!"

„Es war eben nicht mehr möglich, noch länger zuzuwarten", entgegnete ich, „denn seit unserer Ankunft in Peterwardein und seit der Absendung der Briefe nach Wien sind bereits drei Wochen vergangen. Wir konnten einfach nicht mehr dort bleiben und haben daher diese Gelegenheit zur Flucht wahrgenommen. Aber jetzt habe ich dir etwas zu sagen, das du deinem Bruder und deinen Gefährten mitteilen sollst. Sieh mal, was habt ihr schon davon, wenn ihr uns jetzt noch weiter festhaltet und zum General in Peterwardein bringt? Uns setzt der General hinter Schloß und Riegel, und euch nimmt er alle unsere Sachen und das ganze Geld, das ihr bei uns erbeutet habt, wieder weg. Und wenn dann erst 'Ali Pascha, der Oberstkommandierende in Belgrad, erfährt, was uns hier angetan worden ist, so schreibt er an den General und beschwert sich, daß ihr auf türkischem Gebiet Muslims gefangen und fortgeschleppt habt, und dann

wandert ihr noch alle zusammen ins Gefängnis. Seid also vernünftig und laßt uns nach Belgrad weiter! Ich gebe euch noch etwas Geld, und weder der Pascha noch der General sollen auch nur das geringste erfahren!"

Darauf nahm der Heiduck seinen Bruder und die andern beiseite und beriet mit ihnen etwa eine halbe Stunde lang. Dann kamen sie alle zu uns und feilschten mit mir wie beim Pferdehandel um unser Lösegeld. Sie wollten vierhundert Piaster und verlangten ferner, daß wir weitere neunzig Piaster, die der gefangene Heiduck seinem Herrn noch auf sein Lösegeld schuldete, in Belgrad erlegen sollten. Ich tat so, als würde ich mein Geld nachzählen, und sagte dann: „Das ist zuviel. Soviel können wir einfach nicht bezahlen, das müßt ihr doch selbst einsehen!"

Nun gingen sie um jeweils fünfzehn oder zwanzig Piaster herunter, und zu guter Letzt einigten wir uns mit Handschlag darauf, daß wir ihnen dreihundert Piaster geben und dem Herrn des gefangenen Heiducken die neunzig Piaster bezahlen würden, und zwar binnen zehn Tagen und mit der Bedingung, daß weder der General noch der türkische Oberbefehlshaber etwas erfahren durften. Der gefangene Heiduck sollte sozusagen als unser Wächter mit uns fahren.

Die Serben nahmen mich also an der Hand, übergaben mich dem gefangenen Heiducken und sagten: „In zehn Tagen bekommen wir also durch diesen Mann die dreihundert Piaster." Und ich bestätigte ihnen das mit nachdrücklichen Versicherungen, insgeheim aber dachte ich dabei: ‚Wenn ich mit Allahs des Allerhabenen Hilfe euren Händen entronnen und erst einmal in Belgrad bin, dann will ich mit euch schon noch quitt werden!'

Nachdem also der Handel auf diese Weise abgemacht war, ließen uns die Heiducken nun mit ihrem gefangenen

Kameraden wieder in unserem Wagen zurück in Richtung Belgrad fahren. Den Fuhrmann hatten sie freilich vorher noch gezwungen, die Goldstücke herauszugeben, die er von mir als Fuhrlohn bekommen hatte.

Als wir nun wieder die Stelle erreichten, wo die Heiducken uns gefaßt hatten, kamen uns drei oder vier serbische Hussaren entgegen. Wie sie an unserem Wagen vorbeikamen, musterten sie uns auffällig lange, und als sie etwa hundert Schritt weitergeritten waren, sah ich, daß sie auf der Straße anhielten und sich miteinander besprachen. Mir schwante sogleich, daß sie uns wohl ebenfalls als Flüchtlinge erkannt hatten und nun vielleicht auch Hand an uns legen wollten. Angesichts dieser Möglichkeit befahl ich also: „Wir steigen jetzt ab und verstecken uns in der Wildnis dort unten am Donauufer. Inzwischen geht der Heiduck nach Banovci und holt ein Boot, mit dem wir dann auf der Donau nach Belgrad hinunterfahren!"

Der Heiduck machte sich gleich auf den Weg, und wir stiegen also vom Wagen und versteckten uns, während der Fuhrmann inzwischen etwa hundert Schritt von uns entfernt seine Pferde grasen ließ. Kaum hatten wir ein passendes Versteck gefunden, da waren auch schon die Reiter wieder da, und wir hörten, wie sie den Fuhrmann fragten: „Wo sind denn die Leute hin, die eben noch auf deinem Wagen gesessen sind?"

Als der Mann nun nicht recht mit der Sprache herauswollte, wußten die Hussaren, was hier gespielt wurde, und schlugen auf ihn los mit den Worten: „Sag schnell, wo die Leute hin sind, die du gefahren hast!"

Unter Schelten und Drohen begannen sie, nach uns zu suchen; sie kamen mit ihren Pferden ans Ufer herunter und bis auf zehn Schritt an uns heran und spähten überall herum. Aber Allah hielt Seine schützende Hand über

uns, und sie fanden uns trotz angestrengtestem Suchen nicht. So zogen sie schließlich wieder ab und zwangen den Fuhrmann unter Schlägen, mit ihnen zu fahren. — Später erfuhren wir dann, daß das Hussaren aus Titel gewesen waren, die nun in Friedenszeiten zu den syrmischen Dörfern herüberkamen und sich hier zu schaffen machten; als sie uns da begegnet waren, hatten sie uns natürlich festnehmen wollen. So waren wir also mit knapper Not auch dieser Gefahr entronnen.

Nach etwa zwei Stunden kam dann der Heiduck mit dem Boot an und rief uns, wo wir denn wären. Aber erst als wir ihn zu Gesicht bekamen, verließen wir unser Versteck. Daraufhin steuerte er ans Ufer und holte uns ins Boot, und nun ließen wir uns auf der Donau nach Belgrad hinuntertreiben.

—

Zur Mittagszeit dieses Tages — es war übrigens ein Freitag — langten wir dann, heiße Dankgebete zum Himmel emporsendend, endlich vor der Festung Belgrad an.

Dort besaß Uzun Ahmed Beşe, der Herr des gefangenen Heiducken, bei der Anlegestelle von Borča ein eigenes Strandhaus mit Lagerräumen und oben mit seiner Wohnung und dem Harem. Der Heiduck legte also mit unserem Boot gleich am Ufer vor dem Strandhaus an.

Als dieser Ahmed Beşe uns nun sah und erfuhr, wer ich war, war er höchst überrascht und sagte: „Meine Antwort auf Euren Brief sowie die Zeichen sind doch erst heute von hier abgegangen, und Ihr wart doch in Peterwardein! Wie hat da der Mann nur so schnell zu Euch gelangen und dann wieder mit Euch zurückkommen können? Wie ist das denn möglich?“

Ich berichtete ihm nun das ganze Abenteuer vom Anfang bis zum Ende. Darauf meinte er: „So eine Unver-

schämtheit! Das geht doch nicht an, daß diese Giauren aus Peterwardein, die jetzt im Frieden auf das muslimische Gebiet herüberkommen und hier Handel treiben, Euch auf unserem Grund und Boden gefangennehmen und ausrauben und Euch auch noch Lösegeld abpressen. Mein Gefangener freilich hat Euch Beistand geleistet, und so bezahlt nun also auch seine neunzig Piaster für ihn — die andern aber können keinen einzigen Silberling von Euch fordern!"

Das war ja ganz schön und gut, aber ich hatte nun einmal gar keine Lust, auch nur das geringste zu bezahlen. An diesem Tage sagte ich jedoch zunächst noch nichts, sondern ging erst einmal nach Belgrad hinein auf den Markt. Dort kam ich mit verschiedenen Leuten ins Gespräch, und sie fragten mich, wer ich sei und woher ich käme. Ich erzählte ihnen, was mir zugestoßen war, und berichtete, wie wir, als wir uns bereits auf türkisches Gebiet herübergerettet hatten, hier aufs neue gefangengenommen wurden. Daraufhin rieten sie mir: „Ihr braucht niemandem auch nur einen Silberling zu bezahlen! Und wenn Ihr eine Bittschrift an den Oberbefehlshaber richtet und ihm das alles ordentlich darlegt, so treibt er Euch wohl von den Heiducken, die Euch da ausgeplündert haben, Eure Sachen und Euer Geld wieder ein."

Ich dachte noch eine Weile nach und ging dann wieder in unsere Unterkunft zurück. Dort fragten mich Ahmed Beşe und sein Heiduck — unser „Wächter" —, was ich also zu tun gedächte. Ich antwortete: „Ich habe keine dreihundert und auch keine neunzig Piaster, und hier kenne ich niemanden, der mir auch nur zehn Piaster geben würde — geschweige denn so viel Geld. Aber der hiesige Statthalter ist ein hochedler Wesir und Stellvertreter des Padischahs; dem will ich ein Bittgesuch

unterbreiten, und vielleicht erbarmt er sich unser und schenkt uns ein wenig Geld. Und dann geben wir euch eben, soviel wir können!"

Von dieser Eröffnung waren Ahmed Beşe und sein Gefangener alles andere als erbaut, denn sie mußten sich sagen, daß bei einer Aufrollung des ganzen Falles vor dem Statthalter auch der Gefangene des Ahmed Beşe als Angeklagter erscheinen müßte und vielleicht eingesperrt werden würde, da es ja ein Vergehen gegen das Gesetz und gegen den Inhalt des großherrlichen Vertrages bedeutete, sich in Friedenszeiten an der Festnahme und Ausplünderung von geflüchteten muslimischen Gefangenen auf türkischem Gebiet zu beteiligen und ihnen Lösegeld abzupressen.

Ahmed Beşe machte also ein finsteres Gesicht und fuhr mich an: „Das kommt nicht in Frage! Schlagt Euch das aus dem Kopf, an den Pascha ein Gesuch richten zu wollen, sonst sage ich Euch gleich jetzt, daß ich hier für Eure Sicherheit keine Gewähr leiste!" — Es war nämlich so, daß er seinen Gefangenen dauernd mit verschiedenen Handelswaren zwischen Belgrad und Peterwardein hin- und herschickte und auf diese Weise vielfachen Nutzen aus ihm zog.

Auf diese Auseinandersetzung hin verließen wir das Haus und suchten uns eine andere Unterkunft. Dann setzte ich eine ausführliche Bittschrift auf und wies sie Seiner Exzellenz 'Ali Pascha vor, als er gerade in seinem Gartenhaus weilte und sich im Bogenschießen übte. Er ließ sie sich sogleich von einem seiner Diener hinbringen, las sie durch und schickte dann seinen Hofpräfekten mit folgendem Bescheid zu mir: „Unser Herr, der hochmächtige Pascha, hat zu befehlen geruht, daß in Eurer Angelegenheit ein Brief an den General von Peterwardein geschickt werden soll. Schreibt also die

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000199

Namen der betreffenden Heiducken nieder, soweit Ihr sie kennt, macht ferner ein Verzeichnis von allen Euren Wertsachen, die Euch entwendet worden sind, und übergebt dann das Ganze dem Dolmetscher hier! Der hat bereits Befehl, den Brief zu schreiben und abzusenden, auf daß Euch Eure Sachen zurückerstattet werden."

Ich schrieb also die Namen der Heiducken zusammen und fertigte eine Liste der geraubten Sachen an; beide Aufstellungen übergab ich dann dem Dolmetscher und erläuterte ihm den Sachverhalt. Aber dieser Dolmetscher — ein zum Islam übergetretener Ungar und ein übler Bursche — ließ mich nun zwei oder drei Tage lang immer wieder hinlaufen, ohne den Brief zu schreiben — offenbar wollte er erst Geld dafür haben. Daraufhin ging ich wieder zum Hofpräfekten, und als er sich erkundigte, ob der Brief also schon abgegangen sei, verneinte ich. Er fragte nach dem Grund, und ich erklärte ihm, daß der Dolmetscher von mir Geld haben wolle, ich aber nicht das geringste mehr besäße.

Der Hofpräfekt schickte nun sofort einen der Flintenträger des Paschas los, die bei ihm Ordonnanzdienst machten, und ließ sich den Dolmetscher herbeiholen. Als ihm dieser vorgeführt wurde, fuhr er ihn grimmig an: „Du Halsabschneider, soll ich dir gleich das Fell über die Ohren ziehen lassen? Mach, daß du heimkommst und diesen armen Gefangenen ihren Brief schreibst!"

Und gleichzeitig befahl er dem besagten Flintenträger, den Dolmetscher zu beaufsichtigen und nicht von seiner Seite zu weichen, solange er nicht den Brief geschrieben und uns ausgehändigt habe.

Ich ging also gleich mit in die Wohnung des Dolmetschers und wartete dort, aber der Kerl zeigte noch immer keine Lust, seine Feder zu nehmen und den

Brief kostenlos zu schreiben, sondern meinte: „Wenn ich auf Befehl des Paschas selbst für jemanden einen Brief schreibe, nehme ich dafür ein Goldstück, und wenn ich im Auftrage des Hofpräfekten schreibe, so muß ich dafür einen Piaster bekommen. Nun gut, Ihr wart in Gefangenschaft und seid ausgeraubt worden — aber Ihr müßt mir wenigstens diese beiden Flaschen, die da vor Euch stehen, mit Wein anfüllen lassen und herbringen. Anders mache ich's nicht!"

Ich sah mir die Flaschen an. In jede gingen vier Okka hinein, und in beide zusammen also acht Okka; ein Okka Wein zu acht Para — das machte ja schon fast zwei Piaster! Ich lachte also nur und schaute den Flintenträger an, der sich nun ereiferte und dem Dolmetscher gehörig Bescheid sagte. Trotzdem konnte er ihn nur mit Mühe endlich zum Schreiben bringen.

Nun verfaßte aber der Dolmetscher alle seine Briefe auf ungarisch. Das Papier dafür, am Kopf bereits mit dem Namenszug des Paschas in Form einer Tuğra versehen, hatte er vorrätig und brauchte also jeweils nur den Brief niederzuschreiben, zusammenzufalten und zu versiegeln. So machte er es nun auch in unserem Falle. Ich aber hatte meine Zweifel hinsichtlich dieses Briefes, denn schließlich hatte er ihn ja nur widerwillig und daher wahrscheinlich auch nicht in der geeigneten Form geschrieben.

Ich nahm also den Brief, aber dann ging ich hin und schrieb selber in deutscher Sprache an den General von Peterwardein, Baron de Nehem, und zwar wie folgt:

Hochwohlgeborener und Hochgeachteter Herr General, Verehrter Freund!

Wie Euer Exzellenz wohl wissen, sinnen alle die armen Gefangenen auf der ganzen Welt bei Tag und Nacht

ständig auf tausend Listen und Anschläge und schmieden geheime Pläne, wie sie wohl entfliehen und wieder in ihre teure Heimat und zu ihren Verwandten und Angehörigen gelangen können. Und so hatte auch ich, der ich seinerzeit in Gefangenschaft geraten und dann — obwohl ich mein Lösegeld in voller Höhe zustande gebracht und bezahlt hatte — doch nicht freigelassen worden war, sondern wider jedes Recht noch zwölf Jahre lang Leiden ohne Zahl erdulden mußte — hatte also auch ich mir endlich, so gut ich konnte, einen Weg in die Freiheit bereitet und war von Wien glücklich bis nach Peterwardein gelangt. Dort freilich haben mir dann Euer Exzellenz arge Schwierigkeiten verursacht, aber ich konnte schließlich doch eine Gelegenheit zur Flucht finden und meinen Fuß wieder auf islamischen Boden setzen.

Jedoch als wir bereits Banovci erreicht hatten, haben uns dort an dem und dem Tag acht Heiducken namens Soundso, die in der Schanze vor Peterwardein wohnen, überfallen und ausgeraubt, haben uns die in beiliegendem Verzeichnis aufgeführten Gegenstände und Geldbeträge weggenommen und die Erstattung von 390 Piastern binnen zehn Tagen unter Geheimhaltung vor dem General und dem Pascha gefordert, womit sie uns also entgegen dem Freundschaftsvertrag und wider jedes Recht Gewalt angetan haben. — Übrigens hatte sich mir auch schon vorher der in der Schanze vor Peterwardein wohnhafte Desetnik Sava angetragen, mir zur Flucht nach Belgrad zu verhelfen, und von mir dafür eine hohe Summe von Dukaten erhalten, mich aber dann treulos im Stich gelassen.

Nun bitte ich Euch, Hochgeachteter und Hochverehrter Freund, mir meine Kriegslist nicht zu verübeln, sondern mir diese zu vergeben und jene serbischen Strauchdiebe, die uns so schnöde mitgespielt haben, festzunehmen und ins

Gefängnis zu werfen, sowie ihnen unser Eigentum wieder abzunehmen und freundlichst hierher zu senden.

Der gegenwärtige Statthalter in Belgrad und erlauchte Wesir, Seine Exzellenz 'Ali Pascha, hat geruht, in der nämlichen Angelegenheit einen Brief an Euer Exzellenz schreiben und absenden zu lassen. Es bleibt mir zu hoffen, daß Ihr nach seiner Kenntnisnahme ganz im Sinne des Freundschaftsvertrages verfahren möget."

Dann unterschrieb und siegelte ich den Brief und gab ihn einem muslimischen Gefangenen mit, der gerade nach Peterwardein reiste. Dort hatte der General damals, als ihm unsere Flucht gemeldet worden war, nach allen Himmelsrichtungen Leute ausgeschickt, um uns einzuholen, und nachher, als sie uns nicht mehr gefunden hatten, unsere Quartiergeber ins Gefängnis werfen lassen.

Als er aber nun unsere Briefe bekommen und gelesen hatte, ließ er sich der Liste nach alle Heiducken und den Desetnik Sava bringen, verhörte sie und sagte dann: „Du hast doch gewußt, daß diese Muslims entfliehen wollten; da hättest du zu mir kommen und es mir melden müssen, statt ihnen ihr Geld abzupressen. Und warum habt ihr, als ihr sie ergriffen und wieder über die Grenze auf kaiserliches Gebiet gebracht hattet, es euch dann wieder anders überlegt und habt sie ausgeraubt und ihre Sachen und ihr Geld an euch genommen, statt sie hierher zu mir zu bringen? Außerdem habt ihr sie ohne Wissen eures Generals und des Oberbefehlshabers von Belgrad gegen ein Lösegeld von dreihundertundneunzig Piastern mit zehntägiger Frist nach Belgrad freigelassen. Jetzt sind vom Statthalter in Belgrad und von dem betreffenden Muslim selbst Briefe gekommen, in denen das alles steht."

Und damit ließ er ihnen allen Ketten an die Füße legen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000203

und sie in den Kerker werfen. Nachdem er auch unsere Sachen und unser Geld wieder vollzählig zustande gebracht hatte, ließ er einige Tage später zwei von den Heiducken als abschreckendes Beispiel für das übrige Volk aufhängen.

—

Ich wartete indessen in Belgrad noch etwa fünfzehn Tage auf Antwort; als aber nichts weiter geschah, ging ich nach diesen fünfzehn Tagen mit meinem Gefährten Mehmed dem Sipahi wieder zur Audienz beim Pascha und unterbreitete ihm unsere Lage. Daraufhin erhielt ich ein Empfehlungsschreiben an den Pascha von Temeschwar und Mehmed ein solches an den Pascha von Rumelien. In diesen Briefen wurde den Empfängern empfohlen, uns unsere früheren Stellen oder die unserer Väter wiederzuverleihen.

Mehmed reiste also nach Rumelien ab und heiratete dann dort die Frau, die er aus Wien mitgebracht hatte. Auch die andere Frau war mit ihnen nach Rumelien gezogen.

—

Ich hingegen kehrte nach Temeschwar zurück, aber dort fand ich nur wenige von meinen Verwandten vor. Mein älterer Bruder Bektaş Ağa war ein Jahr vorher gestorben und hatte eine siebenjährige Tochter hinterlassen. Mein jüngerer Bruder Süleyman Ağa war auf dem Feldzug von Senta Gardesoldat im Korps der Janitscharen des Großherrn geworden und dann in der Schlacht bei Senta gefallen.

Gleich nach meiner Ankunft in Temeschwar wurde ich vor den dortigen Ağa der Janitscharen geführt und dann vor den Statthalter von Temeschwar, Sarı Ahmed

Pascha, der mich fragte, woher ich käme und wann ich in Gefangenschaft geraten sei. Ich erstattete ihm meinen Bericht, der von meinen Bekannten in der Stadt sowie von den Mannschaften und Offizieren des Korps vollinhaltlich bestätigt wurde, und überreichte dann den Brief, den ich vom Statthalter in Belgrad mitbekommen hatte. Sowie der Pascha das Schreiben gelesen hatte, ließ er gleich den Ağa der Ersten Schwadron herholen und fragte ihn: „Wer hat jetzt bei dir die Stelle des Odabaşı inne?"

Der Ağa antwortete: „Sie ist noch frei; wir haben sie nur vertretungsweise besetzt."

„Nun, dann hast du also hier deinen Odabaşı!" befahl der Pascha. „Nimm ihn nur gleich mit und zahlt ihm auch seinen ganzen inzwischen aufgelaufenen Sold in voller Höhe aus!"

Ein paar Tage später ließ mich der Pascha wieder zu sich holen und stellte mir verschiedene Fragen, die ich alle nach bestem Wissen beantwortete. Schließlich erkundigte er sich: „Hast du die Sprache der Deutschen erlernt?"

„Jawohl, Euer Exzellenz", antwortete ich, „und auch ihre Schrift beherrsche ich nicht übel."

Darüber zeigte er sich sehr befriedigt und machte mir nun folgenden Vorschlag: „Also, ich will ja nichts gegen deine Stelle als Odabaşı sagen — aber komm doch lieber zu mir; ich will dir eine Offiziersstelle bei mir geben. Da dienst du einmal eine Zeitlang, und sobald dann in meinem Gefolge eine Stelle als Schutzverwandter frei wird, die du haben willst, so gebe ich sie dir sofort!"

Darauf gab ich vorerst noch keine bindende Antwort, sondern erwiderte, ich möchte mir das Ganze erst einmal durch den Kopf gehen lassen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000205

Nun sagte ich mir mit meinem bißchen Menschenverstand, daß es für mich, der ich hier in Temeschwar zu Hause und verwurzelt war, meiner Ansicht nach eine Schande wäre, wenn ich jetzt hingehen und der Dienstmann eines Paschas, ein „Paşalı", werden wollte. Ich trat dann also nicht in das Gefolge des Paschas ein, aber er ließ mich immer zu sich in seine Residenz rufen, wenn gerade ein Deutscher angekommen war, und ich mußte dann dolmetschen.

—

Damals kam gleich noch in der ersten Zeit nach dem Friedensschluß ein hoher Kanzleibeamter des Sultanshofes und führte eine gründliche Überprüfung des Truppenstandes in der Festung Temeschwar durch. Er ließ neue Grundregister und Musterrollen anlegen und die Dörfer der Großlehen und Kleinlehen sowie der Privatbesitzungen des Großherrn und überhaupt die ganze bebaute Bodenfläche sowie die vierzig Fähnlein Fußvolk und Reiterei der Landestruppe aufnehmen. Die Löhnung für die Landestruppe — ohne die Janitscharen, Waffenschmiede und Artilleristen — belief sich auf insgesamt dreihundertundvierzig Beutel, die teils aus den Steuereinkünften der Provinz Temeschwar selbst und teils durch Überweisung aus dem Finanzetat von Vidin aufgebracht wurden.

Damals sandte nun die Landesregierung einen Antrag ein, in dem für mich um eine Dolmetscherstelle mit einem Gehalt von 60 Akçe angesucht wurde. Daraufhin kam von der Hohen Pforte eine Bestallungsurkunde für das Amt eines Kanzleidolmetschers von Temeschwar, und der Pascha setzte mich in diese Stelle ein.

Kurze Zeit später sollte die Festlegung der neuen Grenze im Gebiet von Temeschwar stattfinden, und zu

diesem Zweck kam der Dolmetscher der Hohen Pforte, der schon bei der Grenzziehung im bosnischen Bereich tätig gewesen war, nach Temeschwar; hier starb er dann aber an der Pest, und so wurde nun ich vom Pascha zur Grenzkommission abkommandiert, wo ich acht Monate lang ziemlich anstrengenden Dienst versah.

In dieser Zeit kehrten auch die Botschafter, die die beiden Staaten entsandt hatten, wieder zurück und wurden an der Grenze ausgewechselt. Als der Gesandte der Hohen Pforte, İbrahim Pascha, in Belgrad eintraf, wurde ihm dort das Amt des Statthalters von Temeschwar übertragen; also kam der Pascha nun mit Dienerschaft und Gefolge nach Temeschwar gezogen und übernahm hier die Befehlsgewalt.

Der Pascha war mir sehr gewogen, und ich wollte gerne während seiner Amtsperiode heiraten. Ich hatte eine Verwandte von mir, eine Tante, an Mutterstelle in mein Haus genommen, und İbrahim Alaybeği, der Reiteroberst von Temeschwar, gab mir seine Schwestertochter zur Frau. So verheiratete ich mich denn, und İbrahim Pascha, der zu mir immer besonders huldreich war, verlieh mir, ohne daß es mich auch nur ein Akçe an Auslagen kostete, das eben freigewordene stattliche Kleinlehen Uzdin, das zum Bezirk Pančevo gehörte. Er versprach mir ferner, daß er mir ein schönes Großlehen geben wolle, sobald ein solches frei würde. Von ihm habe ich viele Beweise seines Wohlwollens und seiner Großherzigkeit erfahren.

Später wurde er indessen vom Padischah mit der Statthalterschaft von Rumelien betraut, und an seine Stelle kam Koca Hüseyin Pascha, der ehedem Oberst der großherrlichen Gartenwache gewesen war und nun Statthalter von Temeschwar mit drei Roßschweifen wurde.

Ich war insgesamt siebzehn Jahre lang bei elf Paschas — die meisten von ihnen mit drei Roßschweifen — im Dolmetscherdienst tätig, erledigte mit Allahs Gunst — gepriesen sei Er, der Allerhabene! — unzählige Korrespondenzen und Amtsobliegenheiten und andere Arbeiten, wurde oft und oft nach allen möglichen Gegenden zu den Generalen von Siebenbürgen, Arad, Szegedin und Peterwardein entsandt und nahm an hochwichtigen Verhandlungen teil, ohne mir bei alledem auch nur ein einziges Mal ein tadelndes Wort oder einen finsteren Blick meiner Herren zuzuziehen — im Gegenteil, von jedem einzelnen wurde ich mit immer neuen Beweisen von Gunst und Gnade bedacht.

Auch mit den Generalen stand ich stets in gutem Einvernehmen, erwarb mir ihr Wohlwollen und ihre Wertschätzung und erhielt von jedem viele Geschenke. Auf diese Weise wurden also Frieden und gute Nachbarschaft nach Gebühr gepflegt. Sie hegten mir gegenüber solches Zutrauen und solche Hochachtung, daß sie — wo doch in den wichtigeren Angelegenheiten gewöhnlich zuerst ein Brief an den Pascha und dann auch immer an mich gerichtet wurde — vielfach gleich unmittelbar an mich schrieben.

Solche Briefe übersetzte ich dann schriftlich oder las sie meinem Herrn, dem Pascha, auch gleich vom Blatt weg vor; der Pascha gab mir dann den entsprechenden Bescheid, in dessen Sinn ich die Antwort abfaßte — der Pascha genehmigte diese, und damit war die Angelegenheit erledigt.

Die Briefe, die an den Pascha selbst gerichtet waren, wies ich ihm vor, öffnete sie aber nachher selbst, las sie durch und fertigte davon eine Übersetzung an, die ich dann dem Pascha vorlas. Dieser wieder traf über die betreffende Angelegenheit seine Entscheidung und er-

teilte mir den Befehl, eine entsprechende Antwort abzufassen. Ich schrieb also den Text der eigentlichen Antwort auf ein Stück Papier und las ihn, mit Hinzufügung der passenden Anredeformeln und einleitenden Phrasen, dem Pascha vor. Mit seiner Billigung schrieb ich dann den Brief in deutscher Sprache nieder und setzte die Unterschrift des Paschas auf türkisch dazu. Darauf brachte ich das Schreiben dem Pascha, er siegelte es mit seinem großen Petschaft, und ich drückte schließlich außen auf den Umschlag mein eigenes Siegel und schickte dann den Brief ab.

—

In der Zeit, als dann der frühere Oberst der Gartenwache Kara-Aylan-zâde ʿAli Statthalter in Temeschwar und Elçi İbrahim Pascha Statthalter in Belgrad waren, erhob sich zwischen den beiden Reichen eine Meinungsverschiedenheit wegen gewisser Zwischenfälle in Kecskemét und aus anderen Ursachen, die mit Bosnien zusammenhingen. Darauf wurden von beiden Seiten Sonderbevollmächtigte eingesetzt, die nun an der Grenze, in Slankamen, volle sechzehn Monate hindurch verhandelten und stritten. Von der Hohen Pforte waren der Sekretär der großherrlichen Waffenschmiede, İbrahim Efendi, der Reiteroberst von Syrmien, ʿOsman Beğ, der Ağa der Gönüllü Mehmed Ağa und der Großlehensträger Ahmed entsandt worden, von den Kaiserlichen hingegen der Oberdolmetscher des Hofkriegsrates zu Wien, namens Lackowitz, der Ingenieurobrist von Peterwardein, Obristleutnant Türckh, und der Hauptmann Kastner. Diese stritten also hin und her und konnten unmöglich zu einem Ergebnis gelangen.

Als aber dann İbrahim Pascha in Belgrad starb, wurde

an seiner Stelle der bisherige Statthalter von Temeschwar, 'Ali Pascha, Oberbefehlshaber in Belgrad, und damit wurden ihm auch die obenerwähnten Verhandlungen übertragen. Bevor er nun aufbrach und sich nach Belgrad begab, erwirkte er noch für mich von der Hohen Pforte einen Befehl zu meiner Beurlaubung, da er mich nach Belgrad mitnehmen und bei diesen Verhandlungen verwenden wollte. Vorerst aber schickte er mich mit einem freundschaftlichen Schreiben zu General Nehem, dem General von Peterwardein.

Als ich in Peterwardein anlangte, kamen mir der dortige Dolmetscher, Mark-Antons Sohn Mamucca, und der Festungsintendant entgegen und geleiteten mich ehrerbietig und zuvorkommendst in mein Quartier. Der General sandte mir zum Willkomm Kaffee, Zuckerwaren und dergleichen und teilte mir zehn Soldaten unter einem Korporal als Ehrenwache zu; meinem Hauswirt hatte er bereits einschärfen lassen, seinem Gaste jeden Wunsch ohne Säumen zu erfüllen.

Ich hatte den General, von dem die ganze Zeit viele Briefe nach Temeschwar gekommen waren, seit meiner Flucht noch nicht wiedergesehen. Als ich mich nun am nächsten Tag zu ihm begab, um mit ihm zu sprechen, lächelte er mir schon von weitem zu und kam mir mit dem General Tige, der sich gerade in Peterwardein befand, sowie mit anderen hohen Offizieren und mit Lackowitz entgegen und begrüßte mich mit folgenden Worten: „Seid willkommen, herzlich willkommen! Mir kommt es vor, als wären es nur ein paar Monate oder Tage, daß wir uns zuletzt gesehen haben, und nicht volle neun Jahre! Ah, sieh mal an, Ihr tragt jetzt einen Bart — steht Euch prächtig! Richtig stattlich seid Ihr nun geworden! Ich bin entzückt über Euer Kommen und freue mich auch außerordentlich, daß der Statt-

halter von Temeschwar, ʿAli Pascha, nun unser Nachbar wird. Ich bin sehr froh, daß er Euch zu mir gesandt hat."

Mit diesen herzlichen Worten ergriff er meine Hand und ließ sie die ganze Zeit nicht los, während wir so freundschaftlich miteinander plauderten. Ich richtete ihm die herzlichsten Grüße des Paschas aus und überreichte ihm den Brief, den ich von diesem mitbekommen hatte. Als ihn der General gelesen hatte, zeigte er sich sehr zufrieden und sagte: „Das ist eine hocherfreuliche Nachricht. Seine Exzellenz der Pascha schreibt mir da, daß Ihr, mein Freund, bei den Verhandlungen als Dolmetscher tätig sein werdet. Nun bin ich gewiß, daß endlich ein Übereinkommen gefunden werden wird."

Der General erwies mir große Ehren und ließ mir zwei oder drei Tage lang herzlichste Bewirtung an seiner Tafel zuteil werden. Dann überreichte er mir einen Brief für den Pascha sowie Geschenke für mich und entließ mich wieder.

Ich kehrte nach Temeschwar zurück, überbrachte dem Pascha den Brief und erstattete ihm meinen Bericht, über den er sich hochbefriedigt zeigte. Er reiste dann also nach Belgrad ab, und obwohl ich nicht dorthin wollte, schickte der Pascha von dort einen Kammerdiener zu Hasan Pascha, dem neuen Statthalter von Temeschwar, mit einem Brief, in dem er ihn um meine Abstellung nach Belgrad bat. Daraufhin erhielt ich vom Pascha den Befehl, in den nächsten Tagen zu ʿAli Pascha nach Belgrad abzureisen. Wohl oder übel mußte ich mich nun also nach Belgrad verfügen.

Dort fanden dann verschiedene Beratungen über die Schwierigkeiten mit jenen Verhandlungen statt — aber wenn ich das alles zu Papier bringen wollte, würde noch ein ganzes Geschichtsbuch daraus werden.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000211

Schließlich legten dann die Beauftragten, nachdem sie sich achtzehn Monate lang weidlich herumgeplagt hatten, im Divan zu Belgrad eine Denkschrift vor, daß nach allem, was sie beobachtet hätten, der Streit nicht zu schlichten sei und der General von Peterwardein auch gar nicht den Wunsch habe, die Angelegenheit zu einem Abschluß zu bringen; und somit wüßten sie also nicht mehr weiter.

Daraufhin beauftragte der Pascha mich allein mit dem ganzen Fall. Nun reiste ich siebenmal zum General von Peterwardein und wieder zurück, und in einem Monat war alles geregelt. Durch Allahs Gunst wurde der Fall Kecskemét mit siebzig Beuteln Piaster bereinigt, und auch das französische Schiff, das in Durazzo entführt worden war, erhielten wir zurückgestellt. Anschließend reiste ich nach Bosnien, und auch dort konnte dann alles in Ordnung gebracht werden. Von beiden Seiten wurden mir zahlreiche Beweise von Wohlwollen und Wertschätzung zuteil, und ich kehrte hochangesehen und hochgeehrt nach Temeschwar zurück. — Lackowitz war indessen bei den Verhandlungen in Bosnien zu Gradiška krank geworden und ganz unerwartet gestorben.

—

In Temeschwar hatte ich von meiner ersten Frau drei Töchter bekommen und später noch fünf Söhne. Eine von den Töchtern ist am Leben geblieben, und ich habe sie erst vor kurzem in Stambul verheiratet. Von meinen Söhnen ist nur noch Ismaʿil am Leben, die übrigen sind alle gestorben.

In jenen siebzehn Jahren in Temeschwar hatte ich mir einen ziemlich großen Besitz erworben. Ich hatte mein Amtsgehalt und dazu zwei Lehen, und dann hatte mir

der später bei Peterwardein gefallene ʿAli Pascha noch eigens das Großlehen Jarkovac verliehen und meinen Sohn Ismaʿil als Verwalter dorthin entsandt.

So war ich also reich geworden und wähnte nun, ich würde fortan bis ans Ende meiner Tage keine Not mehr leiden müssen, sondern mich endlich anschicken können, von meinem Vermögen herrlich und in Freuden zu leben. Aber das irdische Glück kennt keine Beständigkeit und bleibt niemandem treu. Ach, wie nichtig sind wir doch alle! So viele Herrscher, deren Namen in den Büchern der Geschichte verzeichnet sind, hatten vermeint, die Welt gehöre ihnen — und doch ist sonst keine Spur und keine Kunde von ihnen bestehen geblieben!

Durch die Ehrwürdige Tradition ist es erwiesen, daß gerade dem wahren Gläubigen eines von drei Übeln niemals fehlt: Das erste ist die Bresthaftigkeit, also die Krankheit des Leibes und seine Gebrechen, das zweite ist die Armut an äußerem Besitz, und das dritte die Verächtlichkeit, nämlich die niedrige Stellung in dieser Welt. — Nun, wenn dem wahren Gläubigen mindestens eines von diesen drei Übeln anhaftet, dann sei der Allerhabene Allah gepriesen, denn mir eignen gleich alle drei!

Bei der Belagerung von Temeschwar verlor ich meinen ganzen Besitz. Damals weinte ich mir die Augen krank, aber bei der Belagerung von Belgrad traf mich dann das Schicksal noch schwerer. Als dort das Zeughaus in die Luft flog, gingen mein Weib und neun oder zehn meiner Verwandten mit ihrem ganzen Besitz in einem einzigen Augenblick zugrunde.

Später heiratete ich wieder und hatte dann in sieben Jahren drei Söhne. Einer von ihnen ist gestorben, die beiden anderen leben noch.

Mich hat das Schicksal nach dem Willen des allerhabenen und allmächtigen Herrgotts schließlich hierher nach Stambul verschlagen, und hier friste ich nun ein kärgliches Dasein. Aber ich gedenke der Ehrwürdigen Tradition, die da sagt: „Dem wahren Gläubigen ist die irdische Welt ein Höllenpfuhl, dem Giauren aber ein Paradies."

So trachte ich denn, mich zu bescheiden, und habe mir vorgenommen, den Rest meines Erdenlebens nach Möglichkeit in demütiger Geduld und im Frieden der Seele hinzubringen.

Allah der Allerhabene ist der Schöpfer und Ernährer, der Beschützer und der Helfer aller Geschöpfe.

Also nehme ich meine Zuflucht bei Allah, dem Allerhabenen, dem Allgepriesenen, dem Alleinzigen!

Ihm will ich nach bestem Vermögen im Gebete dienen, Ihm danken und Ihn preisen und zu Ihm flehen, daß Er in Seiner Güte und Gnade der ganzen Gemeinde Muhammeds und uns allen Verzeihung und Vergebung gewähren möge.

Amen, o Herr der Welten!

Geschrieben hat dieses der geringe und fehlerreiche
Dolmetscher ʿOsman Ağa aus Temeschwar
im Tophane-Viertel zu Stambul
am vierundzwanzigsten Tage
des Monates Şaʿbân
im Jahre
1136

Anmerkungen zum Text

(Die Identifizierung der im Text vorkommenden Personen und Örtlichkeiten sowie die Erklärung der Fachausdrücke und Titel findet sich in den entsprechenden Registern.)

Zu Seite 18:

Im Jahre 1077 n. d. H. = zwischen 4. 7. 1666 und 23. 6. 1667 n. Chr.

Die Ağa-Stelle übernehmen: Im Osmanischen Reich konnten damals die niedrigeren Militärämter beim Tode ihrer bisherigen Inhaber auf deren Söhne übergehen, also wie hier geradezu testamentarisch vererbt werden.

Zu Seite 19:

Belagerung von Wien unter Kara Mustafa Pascha im Sommer 1683. Vgl. Osmanische Geschichtsschreiber, Bd. I: *Kara Mustafa vor Wien* (2. Aufl., 1960).

Die Erste Schwadron war eine Einheit der Festungskavallerie, die sich aus Einheimischen rekrutierte und als *Landestruppe* (s. d. im Register) von der Provinzialregierung angeworben und besoldet wurde.

Zu Seite 20:

Der Monat Ṣa'bân des Jahres 1098 der Hidschra begann am 12. 6. 1687. Hier muß sich unser Autor jedoch um ein Jahr geirrt haben, und es sollte richtig der gleiche Monat des folgenden Jahres (1099) angegeben sein, der am 1. 6. 1688 — also genau eine Woche vor der später beschriebenen Eroberung von Lipova — begann.

Die Janitscharen, Waffenschmiede und Artilleristen gehörten, im Gegensatz zu der von der jeweiligen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000215

Provinzialregierung besoldeten *Landestruppe*, zu der vom Sultan selbst unterhaltenen *Reichsarmee* und bezogen daher ihren Sold unmittelbar von der Hohen Pforte.

Zu Seite 33:

28. Ṣa'bân (des Jahres 1099 d. H.) = 28. 6. 1688 n. Chr. — Die fast tagebuchartig genauen Datierungen, die der Autor zu Beginn seiner Erzählung gibt, werden übrigens in der Folge nicht beibehalten.

Zu Seite 34:

2. Ramazân (1099 d. H.) = 1. 7. 1688 n. Chr.

Zu Seite 38:

„Ich Bezeuge: Es Gibt Keinen Gott..." ist das (stets arabisch zu sprechende) Glaubensbekenntnis des Islams, mit dessen Hersagen unmittelbar vor dem Tode der Muslim sich das Verdienst des „Abscheidens im Stande des Wahren Glaubens" sichert.

Zu Seite 48:

„Pane! Pane!" (südslawisch) = „Herr! Herr!"

Zu Seite 54:

Ban von Kroatien war damals Graf Niklas Erdödy.

Zu Seite 70:

Das Selâm ist der (arabische) muslimische Gruß *Selam(ün) 'aleyküm* (= „Friede mit Euch!"), der auch einem Ungläubigen gegenüber, wenn er von diesem entboten wird, nicht unerwidert bleiben darf.

Zu Seite 71:

Hadschi beider Heiligen Stätten: Ehrentitel für Muslims, die die Pilgerfahrt sowohl nach Mekka wie nach Medina durchgeführt haben.

Zu Seite 84:

Das Ufer des Flusses, nämlich der *Lonja*.

Zu Seite 91:

Der Korporal, den der General vorführen ließ, ist eben der Schmied, der ja nach dem oben (S. 81 oben) Gesagten in der Festungstruppe von Ivanić die Stelle eines Korporals innehatte.

Zu Seite 97:

„Tako tako, moje sinko!" = „Gut so, mein Junge!"

Zu Seite 107:

Sigmund von Stubenberg, Landeshauptmann von Görz: Ein Irrtum des Autors, da der Genannte damals Landschaftskommissär im Distrikt Fürstenfeld war, während die Görzer Landeshauptmannschaft von seinem Bruder Franz bekleidet wurde (1685—1695).

Der Berg von Schottwien = der *Semmering*.

Zu Seite 108:

Die Kämpfe um Belgrad: Offenbar die Belagerung und Eroberung dieser Festung durch die Kaiserlichen im Jahre 1688.

Zu Seite 109:

„Ratz" oder *Raize* war die hauptsächlich von Ungarn und Deutschen gebrauchte Bezeichnung der Serben griechischen Glaubens, besonders in Slawonien und Niederungarn.

Zu Seite 111:

Dänische Pferde, das sind wohl *Ponys*.

Zu Seite 114:

Nach Mailand reiste Graf Schallenberg im Oktober und November 1696 nach dem Turiner Privatfriedensschluß (29. 8. 1696) zwischen Savoyen und Frankreich.

Die hohen Berge = die *Alpen* (Brennerpaß).

Zu Seite 116:

Die neue Wache: Vermutlich die zwischen 1657 und 1663 aufgestellte „Neue Wiener Stadtguardia".

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000217

Zu Seite 118:

Die neuen und die alten Soldaten: Offenbar Angehörige der neuen und der alten Stadtguardia (s. o.).

Zu Seite 123:

Die Karmeliterkirche liegt an der Taborstraße im heutigen zweiten Bezirk von Wien.

An der Brücke, nämlich in der Nähe der alten Schlagbrücke beim Roten Turm (ungefähr an der Stelle der heutigen Schwedenbrücke) in der Leopoldstadt, befanden sich damals die Quartiere der meisten in Wien akkreditierten Botschafter.

Zu Seite 126:

Vor dem Landhaus (der niederösterreichischen Stände in der Herrengasse) befand sich unser Autor bereits in Sicherheit, denn in dessen Bereich war jeder Landfriedensbruch bei strengster Strafe verboten.

Zu Seite 134:

„Bruder, vergib mir...": Mit solchen Worten soll dem Brauche nach jeder Muslim, der seinen Tod herannahen fühlt, mit allen eben Anwesenden „seinen Frieden machen".

Zu Seite 137:

Dieses Jahr des Falles von Ofen ist offenbar das Jahr 1097 der Hidschra (= 28. 11. 1685—16. 11. 1686), in das sowohl die Eroberung Ofens (2. 9. 1686) wie auch die vorhergegangene Einnahme Arads durch die Kaiserlichen (9. 12. 1685) fiel.

Garderegimenter innerhalb des Janitscharenkorps waren das 14., 49., 66. und 67. Janitscharenregiment.

Zu Seite 139:

Zwölf Meilen = 60 km; diese Entfernungsangabe ist jedoch um zwei türkische Meilen (= 10 km) zu hoch gegriffen.

Zu Seite 142:

Das tausendundsiebenhundertste Jahr der christlichen

Zeitrechnung (also vom 1. 1. 1699 bis zum 31. 12. 1699) sah den Abschluß des Friedensvertrages von Karlowitz (26. 1. 1699).

Zu Seite 146:

Für dieses Jahr, also für 1699 n. Chr.

Sechs Meilen = 30 km; in Wahrheit beträgt aber die Entfernung zwischen Wien und Baden nur rund 26 km.

Zu Seite 150:

Fest der Roten Eier = Osterfest.

Zu Seite 151:

Die große Kirche von Ofen ist wohl die Mathiaskirche.

Zu Seite 153:

Der Kardinal = Kollonitsch.

Zu Seite 160:

Fränkische Seuche = Syphilis.

Zu Seite 169:

Das Renegatenweib ist das Weib des oben (S. 160 Mitte) genannten *Dokuzlu*, der ja in Peterwardein wohnte.

Zu Seite 177 f.:

Daß *Charlotte Ursula Gräfin von Schallenberg*, die übrigens bald nach 'Osmans Flucht aus Wien — noch 1699 — starb, ihrem ehemaligen Schützling in seiner verzweifelten Lage als rettender Schutzengel im Traum erschien, zeugt für eine tiefere seelische Bindung unseres jungen Türken an seine gütige Herrin; mit der Persönlichkeit der Gräfin beschäftigte sich eingehender *Emil Kubisch, Beziehungen der gräflichen Familie von Limburg-Styrum in Gemen zum Kaiserhofe in Wien* (Westfälische Zeitschrift, Jg. 1959, S. 97 ff., besonders S. 124 ff.).

Zu Seite 187:

Die Grenzziehung im Gebiet von Syrmien erfolgte auf Grund des Friedensvertrages von Karlowitz. Mit dem hier er-

wähnten Dorf dürfte *Maradik* (18 km SSO Petrovaradin auf der Landstraße nach Zemun) gemeint sein.

Zu Seite 195:

Der Freitag als heiliger Tag des Islams ist für den Muslim von glückverheißender Bedeutung.

Zu Seite 199:

„*Verehrter Freund!*" war als Anrede im diplomatischen Verkehr der Osmanen mit ausländischen Würdenträgern allgemein üblich und drückt hier nicht etwa eine anmaßende Vertraulichkeit aus, sondern eine ehrerbietige Erinnerung an das zwischen den beiden Mächten bestehende Friedensverhältnis.

Zu Seite 203:

In der Ersten Schwadron der Temeschwarer Festungskavallerie hatte ja unser Autor zur Zeit seiner Gefangennahme die Stelle des *Odabaşı* innegehabt (vgl. S. 19 unten).

Zu Seite 204:

Bezüglich der Besoldung der Janitscharen, Waffenschmiede und Artilleristen vgl. Anm. zu S. 20.

Dreihundertundvierzig Beutel = 500 Piaster.

Zu Seite 205:

Über seine Tätigkeit in der Grenzkommission für das Temeschwarer Banat ab 1700 berichtet unser Autor in seinem „Buch der Diplomatik" (vgl. Einleitung, S. 14 Mitte), dessen bisher bekanntes einziges Exemplar in der Handschriftensammlung der ehemaligen Orientalischen Akademie zu Wien (Nr. CXXV) erhalten ist.

Die Rückauswechslung der Botschafter fand gegen Ende 1700 in Slankamen statt.

Zu Seite 207 ff.:

Die hier erwähnten Zwischenfälle in Kecskemét und andere Streitpunkte bilden das Thema eines weiteren Werkes aus der Feder 'Osmans (vgl. Einleitung, S. 14 mit Anm.).

Zu Seite 209:

Ein ganzes Geschichtsbuch hat unser Autor dann tatsächlich über diesen Gegenstand geschrieben (vgl. die vorhergehende Anm.).

Zu Seite 210:

In Durazzo war ein französisches Schiff von der Fiumenser Galliota gekapert und entführt worden, was eine Verletzung der türkischen Hoheitsgewässer bedeutete.

Zu Seite 211:

...als Verwalter dorthin entsandt: Dies etwa mag der Sinn der unverständlich gebliebenen und möglicherweise verderbten Stelle *göndermiş eylediler* („zum *göndermis* [?] gemacht") der Originalhandschrift sein.

Das Zeughaus von Belgrad explodierte infolge eines Bombenvolltreffers der kaiserlichen Belagerungsartillerie am 14. 8. 1717; dabei sollen an 3000 Menschen unter den Trümmern verschüttet worden sein.

Zu Seite 212:

24. Ṣa'bân 1136 d. H. = 18. 5. 1724 n. Chr.

Personennamen

Adam: Sattlermeister des Grafen Stubenberg 96

Ahmed: Kriegsgefangener Muslim aus Miholjac 75

Ahmed: Großlehensträger 207

Ahmed, Hadschi: Kriegsgefangener Lehensreiter 93 f.

Ahmed Ağa ibn Mahmud: Vater des Autors 17

Ahmed Beşe, Uzun („der Lange"): Janitschar in Belgrad 192, 195 ff.

Ahmed Pascha, Sarı („der Blonde"): Statthalter von Temeschwar bis 1701, als Wesir und Großwesirstellvertreter 1716 von meuternden Janitscharen erschlagen 202

'Ali: Kriegsgefangener Muslim aus Temeschwar 120 f., 126

'Ali Ağa: Schatzmeister in Arad 137

'Ali Pascha (von Belgrad): Wesir, ab September 1698 Oberbefehlshaber in Belgrad, dortselbst 1700 von der meuternden Garnison erschlagen 192, 197, 201

'Ali Pascha, Damad („der Eidam"): Großwesir, fiel bei Peterwardein 1716 211

'Ali Pascha, Kara-Aylan-zâde („Sohn des K. A."): Statthalter von Temeschwar ab Juli 1706, Oberbefehlshaber in Belgrad ab Dezember 1708 207 f.

'Atiye Kadın: Schwester des Autors 18

Bektaş Ağa: Älterer Bruder des Autors 18, 202

Breunerin, Gräfin: Maria Barbara Elisabeth von Breuner, Gemahlin des kaiserlichen Hofkammervizepräsidenten (und späteren Hofkammerpräsidenten) Siegfried Christoph Graf von Breuner 110

Ca'fer Pascha, Koca („der Alte"): Statthalter von Temeschwar 1688 20 f.

Caraffa, Antonio: Kaiserlicher Feldmarschall 23, 26, 29, 35, 153

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000222

Çonka Beğ: Türkischer Befehlshaber von Novigrad, als hervorragender Verteidiger Ofens 1686 von den Kaiserlichen bei der Erstürmung der Festung samt seiner Familie gefangengenommen und in Wiener Neustadt ehrenvoll interniert, trat zum Christentum über und wurde auf den Namen *Zungenberg* getauft und in den Freiherrenstand erhoben, später kaiserlicher Husarenoberst 139

Dokuzlu (etwa „der Bankert"): Armenier in Peterwardein 160

Dünewald, General Joachim Heinrich: Kaiserlicher Kavalleriegeneral 143

Eyrsperg, Seyfried von: Sohn des Mathias Eyrl von Eyrsperg, damaligen Bürgermeisters von Wiener Neustadt, und Verwalter im Hause Schallenberg 137 f.

Falckenhayn, Friedrich Graf von: Reichshofrat und Obrist-Kriegskommissär, starb 1691; sein Palais in der *Zeughausgasse* (= heute Renngasse Nr. 8) in Wien 109, 113

Fatma: Renegatin aus Belgrad, Weib des *Dokuzlu* 160

Fenkh, Leutnant Georg: 1699 Kapitänleutnant im Regiment Nehem 171

Fischer, Leutnant: (Auditor-)Leutnant im Regiment Prinz Luis 31, 69

Hahnbeiß: Wachszieher und Hofzuckerbäcker in Wien 114

Hasan: Kriegsgefangener Muslim aus Pakrac 74

Hasan Pascha: Statthalter von Temeschwar ab Dezember 1708 209

Heißler, General Graf von Heitersheim, Donatus Johann: Kaiserlicher General 19, 119, 137

Helm: Kaiserlicher Kriegskommissär und Ortskommandant in Baja 1699 155

Hofkirchen, General Laurenz Graf von: Kaiserlicher General und Feldzeugmeister 128

Horn, Graf Fredrik Wilhelm: Vom Mai 1690 bis Juli 1694 schwedischer Gesandter in Wien 119, 121

Hoyos, Graf: Sein Wiener Palais in der Teinfaltstraße (Nr. 2 = Schottengasse Nr. 1) 131

Hüseyin der Fuhrmann: Muslim aus Ofen 158 f., 164

Hüseyin Pascha, Koca („der Alte"): Statthalter von Temeschwar 1702 205
Hüseyin Pascha, Topal („der Lahme"): Statthalter von Bosnien 1688—1690 93, 96

İbrahim Alaybeği: Reiteroberst von Temeschwar 205
İbrahim Efendi: Sekretär der großherrlichen Waffenschmiede 207
İbrahim, Muhzıroglu („der Büttelsohn"): Kriegsgefangener Muslim und Kamerad des Autors 33
İbrahim Pascha, Elçi („der Botschafter"): 1700 türkischer Botschafter in Wien, danach Statthalter von Temeschwar, Ende 1702 Statthalter von Rumelien, starb 1708 als Statthalter von Belgrad. (Sein Grabstein vom Eroberer Belgrads, Feldmarschall Gideon Laudon, 1789 nach Wien geschafft und beim *Laudonsgrab* in Hadersdorf aufgestellt) 205, 207
İsma'il: Sohn des Autors 210 f.

Jörger, Graf Quintin von: Statthalter von Niederösterreich; sein Wiener Palais in der Teinfaltstraße (Nr. 3) unweit des Schottentores 133 f.
Joseph, König: Der spätere Kaiser Joseph I. 111

Kastner, Hauptmann: Hauptmann im Regiment Nehem 207
Kirchner, Johann Georg: Sekretär des Generals Nehem 167
Kollonitsch, Kardinal Graf Leopold: Bischof von Wiener Neustadt, Kardinal, Erzbischof von Gran, Primas von Ungarn 122 f., 125, 138, 142, 144, 147
Kupferschmied: Marketender der kaiserlichen Armee 107, 157

Lackowitz, Johann Adam: Sekretär der orientalischen Sprachen am Kaiserhof, starb im Sommer 1709 207 f., 210
Lamberg, Gräfin Anna Isabella von: Zweite Frau des Grafen Otto von Stubenberg 101
Leopold (I.), Kaiser: Römisch-Deutscher Kaiser 1658—1705 111, 124
Liechtenstein, General Fürst Philipp Erasmus von: Kaiserlicher Generalwachtmeister 1699 175
Lothringen, Karl Herzog von: Kaiserlicher Feldmarschall 137

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000224

Luis, Prinz: Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden, der *Türkenlouis* 30 f., 49, 53, 55, 60, 69

Mahmud: Kriegsgefangener Muslim 75
Mahmud: Junger Muslim aus Lipova 78
Mamucca (della Torre), Mark-Antons Sohn Leopold: Kaiserlicher Hofdolmetscher, früher Dolmetscher der Hohen Pforte 208
Mansfeld, Fürst Heinrich Franz von: Kaiserlicher Hofkriegsrat 1701—1703 114
Margot: Kammerzofe der Gräfin Lamberg 105
Mehmed Ağa: Hauptmann der Temeschwarer *Gönüllü* 207
Mehmed der Sipahi: Fluchtgefährte des Autors 143, 148, 153, 155, 162, 180, 189 ff., 202
Mercy, Graf Claudius Florimund: Nach der Eroberung Temeschwars (1716) kaiserlicher Oberbefehlshaber im Temeschwarer Banat 137 f.
Mustafa: Kriegsgefangener Muslim aus Valpovo 75
Mustafa Çelebi: *Mü'ezzin* aus Fünfkirchen 75, 95 f.

Nehem, Obristleutnant (später: General) Dietrich Heinrich (Baron de): Ab 1691 kaiserlicher Ortskommandant in Peterwardein 35, 157, 163 f., 167, 169, 171, 199, 208

'Osman (Ağa): Der Autor 48, 52, 73, 75, 80, 104, 135, 147, 212
'Osman Beğ: Reiteroberst von Syrmien 207

Papasoğlu („der Popensohn"): Muslim aus Ofen 158 f., 164
Pataritsch: Armenier in Baja 155
Petra: Serbe in Peterwardein 178, 180 f.
Pfeffershoven, General Johann Ferdinand Freiherr von: Kaiserlicher Generalfeldwachtmeister und Stadtkommandant in Ofen ab 1699 151, 154
Piri Ağa: Oberst der Temeschwarer Festungskavallerie 19
Polheim: Wiener Grafengeschlecht mit Palais in der Herrengasse Nr. 15, rechts neben dem *Landhaus* 118

„Ratz": Lakai im Hause Schallenberg 109, 132, 134 f.

Salm, Fürst Karl Theodor Otto von: Kaiserlicher Feldmarschall und Oberhofmeister des Römischen Königs 111
Sava: Serbischer Heiduckenhauptmann in Peterwardein 160
Sava (Desetnik): Korporal der Peterwardeiner Heiducken 161, 173 f., 176, 178, 200 f.
Schallenberg, Christoph Tiedmayr Graf von (de): Kaiserlicher Kammerherr und Hofkriegsrat, heiratete am 14. 5. 1692 Charlotta Ursula von Limburg-Styrum, starb am 8. 2. 1708 als Geheimer Rat 108, 145
Schallenberg, Leopold (= Christoph?) Ehrenreich Graf von: Bruder des Vorigen, kaiserlicher Hauptmann 108
Starhemberg, General Ernst Rüdiger Graf von: Der berühmte Verteidiger Wiens 1683, ab 1692 Präsident des Hofkriegsrates, bekleidete von 1680 an auch das Amt des Wiener Stadtguardia-Obristen weiter 114, 134
Strattmann, Graf Theodor Heinrich: Kaiserlicher Hofkanzler ab 1683 71
Stubenberg, Jörg (= Georg) Graf von: Landeshauptmann der Steiermark von 1672 bis zu seinem Tode (1703) 100, 107
Stubenberg, General Otto Graf von (de): 1683 Oberhauptmann (ab 1687 Generalwachtmeister) in Ivanić, starb am 30. 2. 1691 zu Graz 71, 84, 92
Stubenberg, Sigmund Graf von: Landschaftskommissär im Distrikt Fürstenfeld (vgl. Anm. zu S. 107) 107
Styrum, General Hermann Otto Graf zu Limburg-: Kaiserlicher Generalfeldmarschall und Kämmerer; seine Schwester Charlotta Ursula heiratete 1692 Chr. T. Schallenberg 111, 167
Süleyman (Ağa): Jüngerer Bruder des Autors 18, 202

Tige, General: Kaiserlicher General, weilte 1708/09 in Peterwardein 208
Türckh, Obristleutnant Caspar: Ingenieurobrist in Peterwardein 207

Vasıfhan Kadın: Schwester des Autors 18

Wallis, General: Kaiserlicher Generalfeldwachtmeister 20

Zülfikar Kethüda: *Kethüda* (siehe Register *Fachausdrücke und Titel*) des Vaters des Autors 18.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000226

Ortsnamen

(Die Buchstaben und Ziffern hinter den Namen bezeichnen die entsprechenden Planfelder der Übersichtskarte am Ende des Bandes)

Agram: (= Zagreb): C 1 54
Arad: C 6 19 ff., 33, 137, 206
Augsburg am Lech 114

Baba Hüseyin, Feld von: Pußta bei Temeschwar 21
Bács (heute jugosl. *Bač*): D 4 157
Baden (bei Wien): A 1 107, 146
Baja: C 4 150, 152, 155 f., 158
Ballhaus (neben der Wiener Hofburg) 114
Banovci: D 5 187 ff., 194, 200
Batschka (ungar. *Bácska*, heute jugosl. *Bačka*): C/D 4/5 35, 46
Belgrad: D 5 17, 52 f., 108, 137, 152, 156 f., 160 ff., 165, 168 f., 173, 176 f., 179, 187 f., 191, 193—197, 200—203, 205, 207—211
Borča (Donauhafen gegenüber Belgrad): D 5 195
Bosnien: D 1/4 53 f., 59, 65, 69, 72, 74, 81, 93—96, 205, 207, 210
Bossut (Fluß): D 3/4 187
Božjakovina: C 1 54
Brescia in Norditalien 114
Brod an der Save: D 3 53, 59 f., 65, 68

Csanád (heute rumän. *Cenadul Mare*): C 5 20, 33 f.

Donau (Strom): A 2/4, B/C 4, D 4/6 36 f., 46 f., 50, 127, 149, 156 ff., 161, 168 f., 174, 176 f., 179, 181 f., 194 f.
Durazzo (heute alban. *Durres*) an der Adriaküste 210

Erdut (früher ungar. *Erdöd*): D 4 35, 37, 46, 49, 52
Esseg (ungar. *Eszék*, heute jugosl. *Osijek*): D 3 35, 37, 48, 52 f.

Fönlak (heute rumän. *Felnac*): C 6 33
Fünfkirchen (ungar. *Pécs*): C 3 75, 95
Futog: D 4 157 ff., 161 ff., 172

Garjevica (= *Šuma G.*), Waldgebirge: C/D 2 54, 63
Görz (Provinz) 107
Gradiška: D 2 210
Gran (ungar. *Esztergom*): A 4 143, 149
Graz: B 1 98—103, 107
„Grüner Baum": Gasthaus in Wien 115
Gyula: B 6 119

„Hühnerloch": Gasthaus in Wien (heute Teinfaltstraße Nr. 8) 131

Inselviertel: Der von der Bega umflossene Südostteil der Altstadt von Temeschwar 18
Ivanić (heute *Ivanićgrad*): C 1 54, 70 f., 76, 80 f., 85, 92, 99

Jarkovac: D 5 211
Jasenovac: D 2 70, 75 f., 79

Kapfenberg: A 1 89, 100, 102 f.
Karlovac: C 1 86
Karlowitz (heute jugosl. *Srijemski Karlovci*): D 5 142, 173 f., 177—182, 184, 186 f.
Karmeliterkirche in Wien 123
Kaschau (ungar. *Kassa*, heute tschechoslov. *Košice*) 19
Kecskemét: B 4 207, 210
Komorn (ungar. *Komárom*, heute tschechoslov. *Komárno*): A 3 128
Kostajnica: D 1 55 f.
Kroatien: C/D 1/2 53 f., 62 f., 70
Kulpa (Kupa): C/D 1 54

Landhaus der niederösterreichischen Stände in Wien 117
Laxenburg bei Wien: A 2 111
Leopoldistadt: Vorstadt (heute 2. Bezirk, *Leopoldstadt*) von Wien 122 f., 149
Linz an der Donau 108, 114

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000228

Lipova (ungar. *Lippa*): C 6 21 ff., 26, 29 f., 32, 55, 78, 152
Lothringen (Herzogtum) 137 f.

Mailand in Norditalien 114 f.
Maros (so ungar.; rumän. *Mureș*), Fluß: C 5/6 20—24, 32 f.
Metz in Lothringen 138
Miholjac (heute *Dolnij M.*): C 3 75
Mohács: C 4 128
Mürz (Fluß): A 1 100

Neuer Markt in Wien 121
Neues Tor der alten Festung Wien in der Gegend der heutigen Neutorgasse 115
Neustadt (= *Wiener N.*): A 1 107, 139
Neutor: siehe *Neues Tor* 117
Novigrad (ungar. *Nógrád*): A 4 139

Ofen (ungar. *Buda*): A 4 38, 120, 137, 139, 144, 146 f., 149 f., 152 f., 155, 158, 162

Österreich: A 1 107

Pakrac: D 2 54, 74
Pančevo: D 5 205
Peterwardein (jugosl. *Petrovaradin*): D 5 142, 146 f., 152 ff., 156—164, 166, 175 ff., 183, 188, 190 ff., 195 ff., 199 ff., 206 ff., 210 ff.
Podbor Doljani (vermutlich so für das *Bodborya* des Textes): D 2 63
Požega: D 3 54, 62, 64, 68 f.
Preßburg (ungar. *Pozson*, heute tschechoslov. *Bratislava*): A 2 128, 149

Raab (ungar. *Győr*): A 3 128
Radna: C 6 23
Raizenstadt, Stadtteil von *Ofen*, zwischen Schloßberg und Blocksberg 154
Regensburg an der Donau 114, 127
Rotenturmtor der alten Festung Wien, am Donauarm gegenüber der Leopoldstadt 149

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000229

Rumelien: Griechisch-bulgarische Provinz des Osmanischen Reiches 19, 143, 202, 205
Sachsen (Kurfürstentum) 108, 144
Save (Fluß): C/D 1—D 2/5 53—56, 66, 70, 75 f., 81, 84 f., 89, 162
Schlossergasse in Wien nahe dem Stephansdom, jedoch vom Autor offenbar irrig angesetzt 117
Schottentor der alten Festung Wien 131
Schottwien am Semmering: A 1 107
Senta (früher ungar. *Zenta*): C 5 202
Serbien 89
Siebenbürgen 21, 23, 31, 206
Sirač: D 2 54, 64
Sisak: D 1 54, 56, 70, 76
Slankamen: D 5 18, 177, 179, 187, 207
Solymos: C 6 22 f.
Sombor: C 4 36, 41 ff., 157
Stambul (türk. *İstanbul*) 212
Steiermark: A/B 1 98
Steirerland (= *Steiermark*) 103
Strauchgasse (1) in Wien, zwischen Freyung und Herrengasse 117, 126
Strumitza (heute jugosl. *Strumica*), Verwaltungsbezirk des Osmanischen Reiches in Makedonien 143
Stubentor der alten Festung Wien, am Südende der Wollzeile 109
Syrmien (jugosl. *Srijem*): D 4/5 156, 159, 162, 183 ff., 187 f., 195, 207
Szarvas: B 5 19 f., 137
Szatmár 19
Szegedin (ungar. *Szeged*): C 5 20, 32—35, 52, 206
Szolnok: B 5 19, 137
Tänzerberg (rumän. *Cisaca Tanțușu*) gegenüber von *Lipova* an der *Maros* 22
Temeschwar (ungar. *Temesvár*, heute rumän. *Timișoara*): C 6 17—22, 27, 30, 34, 37, 52, 73, 75, 108, 119, 137, 202, 204 f., 207—212

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000230

Teplitz (tschechoslov. *Teplice-Sanov*) in Mähren 146
Theiß (ungar. *Tisza*), Fluß: B/D 5 20, 35
Tiefer Graben, Straßenzug in Wien zwischen Freyung und Salzgries 117
Tirol 114
Titel: D 5 195
Tokaj in Ungarn 119
Tophane („Kanonenhaus", nach den seinerzeit dort befindlichen Geschützgießereien), Stadtviertel von *Stambul*, jenseits des Goldenen Horns 212

Una (Fluß): D 1/2 55, 70
Ungarn 127
Uzdin: D 5 205

Valpovo: C 3 75
Varaždin: C 1 82, 99 f.
Venedig 59
Vidin an der Donau, Zentrum eines Verwaltungsbezirkes des osmanischen *Rumelien* 204
Visegrád: A 4 149

Westfalen 167
Wien: A 2 19, 75, 80, 85, 100, 103 f., 107 f., 112 f., 115, 118 ff., 125 f., 142 f., 146 f., 151 ff., 155, 160, 165—169, 175 f., 178, 192, 200, 207
„Wolf den Gänsen predigt, Da der": Alter Name der heutigen *Regierungsgasse* in Wien, nach einem am Eckhaus zur Wallnerstraße befindlichen Hausschild 126
Wollzeile in Wien, Straße vom Stephansdom zum Stubentor 108

Yanova (ungar. *Jenö*, heute rumän. *Ineu*): C 6 22 f., 30, 55

Zagreb (= Agram): C 1 54
Zemun: D 5 159, 187
Zeughausgasse in Wien, die heutige *Renngasse* 109
Zrin-Ebene: D 1/2 55
Zvornik in Bosnien 65, 69.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000231

Ağa (= Herr, Befehlshaber, Hauptmann): Türk. Titel für Offiziere der unteren Rangklassen, in bestimmten festen Verbindungen auch für Oberste und Generale (s. *Ağa* der Janitscharen); wird dem Eigennamen nachgesetzt (z. B. '*Osman Ağa*) 17 ff., 21 f., 26, 137, 202 f., 207, 212

Ağa der Janitscharen: Befehlshaber der in einer Provinz stehenden Janitscharen und Landestruppen (s. d.) 202

Akçe (= Weißling): Ursprünglich Silbermünze und osmanische Währungseinheit, damals bereits zum Wert einer Kupfermünze abgesunken, der dritte Teil eines *Para* (s. d.) und 120. Teil eines *Piasters* (s. d.) 21, 204 f.

Alaybeği (=Kohortenoberst): s. Reiteroberst 143, 205

Artilleristen (*topçular*) des Großherrn: Artilleriekorps der sultanischen Reichsarmee 20, 204

Auditorleutnant 31

Bayerfürst: Volkstümliche, auch bei den Osmanen allgemein gebrauchte Bezeichnung des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern 52, 137

Beğ (=Herr, Oberst, Fürst): Türk. Titel für Reiteroberste (s. d.), dem Eigennamen nachgestellt (wie *Ağa*); als Abkürzung für *Sancakbeği* (=Bannerherr): Kommandeur und Gouverneur eines *Sancak* (=Banners), der nächstniedrigen Verwaltungseinheit nach der Provinz im Osmanischen Reich 22, 26, 29, 207

Beşe (=Älterer Bruder): Titel für Personen niederen Ranges, besonders für Janitscharen des Mannschaftsstandes 192, 195 ff.

Beutel (*kese*): Osmanische Zahlungseinheit = 500 *Piaster* (s. d.) 204, 210

Çelebi (=Junker): Türk. Titel für Angehörige der niedrigeren

muslimischen Geistlichkeit, dem Eigennamen nachgestellt (wie *Ağa*) 75, 95 f.

Desetnik (serb. = Zehnerschaftsführer): Gefreiter, Korporal 161, 173, 200 f.

Divan (pers. = Versammlung): Ratsversammlung eines Wesirs 210

Drachme (*dirhem*): Gewichtseinheit von 3,2 Gramm 58, 67

Efendi (= Herr, Gebieter): Türk. Titel für höhere Geistliche, Gelehrte und nichtmilitärische Staatsbeamte, dem Eigennamen nachgestellt (wie *Ağa*) 207

Gartenwache, Oberst der (großherrlichen) (*bostancıbaşı*): Kommandeur einer mit der Bewachung der Gärten und Paläste des Sultans betrauten Elitetruppe und Art Leibwache des Großherrn 205, 207

Giaur (*gâvur*, vom arab. *kâfir* = Ketzer, Ungläubiger): Von den Türken allgemein gebrauchte verächtliche Bezeichnung der Christen 38 f., 49, 51, 70, 73, 161 f., 169, 174 f., 178, 180 ff., 185, 196

Gomli (oder *Gomlija*): Südslav. Form des türk. *Gönüllü* (s. d.), in Serbien und Kroatien Name einer milizartigen Wachtruppe 57

Gönüllü (= Beherzte, Freiwillige): Leibtruppe der türkischen Paschas 207

Hadschi (*hacı*, vom arab. *hâcci* oder *el-hâcc*): Ehrentitel des muslimischen Mekkapilgers, dem Eigennamen vorangesetzt (z. B. *Hadschi Ahmed*) 71, 93 f., 137, 160

Harami (arab. = Räuber): Verächtliche türk. Bezeichnung für die ungarischen und serbischen Grenzmilizen 57

Heiduck (v. türk. *haydud* = Räuber): In Ungarn gebräuchliche Bezeichnung für milizartige Söldnertruppen zu Fuß, später bei den Balkanslaven für die gegen die Türken kämpfenden Partisanenbanden; im christlichen Bereich auch Bezeichnung für herrschaftliche Läufer und Lakaien 20, 23, 25, 31, 36 f., 40 f., 108 f., 111, 131 ff., 160 f., 188—196, 198, 200 ff.

Hussar (ungar. *húszár* = Zwanziger, türk. *katana* = serbokroat.

katana = Reiter): Angehöriger einer irregulären leichten Kavallerie in Ungarn und Serbien 20 f., 23 f., 31, 162, 194 f.

Imam (arab. = Vorbeter): Geistlicher Vorstand einer muslimischen Gemeinde 78

Janitscharen (*yeniçeriler*): Infanteristische Kerntruppe des vom Großherrn unterhaltenen osmanischen Reichsheeres 20, 137, 192, 202, 204

Kadı (arab. *kâdi* = der Entscheider): Muslimischer Richter 29

Kadın (= Frau): Türk. Titel (dem Eigennamen nachgestellt) für Frauen oder Mädchen des Mittelstandes 18

Kervansaray (v. pers. *kârbânsarây* = Karawanenburg): Befestigte und bewachte Herberge für Kauffahrer und andere Reisende 25

Kethüda (pers. = Herr des Gesindes): Verwalter, Verweser, Hausmeier, Hofmeister, Geschäftsträger; im osmanischen Heer Chefadjutant und Stellvertreter eines Amtsträgers, vom Großwesir bis hinab zum *Ağa* 17 f.

Landestruppe (*yerli kulu*): Von den Statthaltern und Festungskommandanten in den Provinzen des Osmanischen Reiches und vor allem in dessen Grenzgebieten zur Ergänzung des vom Sultanshof unterhaltenen Reichsheeres (der sogenannten Pfortentruppen = *Kapı kulu*) aus der eingeborenen Bevölkerung (*yerli*) aufgestellte Miliz 17, 204

Lehensreiter (*sipahi*, pers.): Mit Grundbesitz belehnte Reitertruppe, die im Kriegsfall unter ihrem Reiteroberst (s. d.) zum Heeresdienst einrückte 143

Minâre (arab. = Leuchtturm): Turm der Moschee 25

Mü'ezzin (arab.): Gebetsrufer, niedriger Moscheebeamter, der fünfmal täglich vom *Minâre* (s. d.) aus die Muslims zum Gebet aufruft 75

Odabaşı (= Stubenchef): Im osmanischen Heer der dritthöchste Offizier einer Einheit, nach dem *Ağa* (s. d.) und dessen *Kethüda* (s. d.), also etwa Vizeleutnant oder Oberwachtmeister 19, 203

Okka: Das türk. Pfund = 1.283 kg 21, 64, 72, 77, 83, 98, 109, 129, 199

Palanke: Kleines Palisadenfort, Blockhaus, befestigtes Dorf 54, 64, 137

Para (v. pers. *pâre* = Stück): Der 40. Teil eines Piasters (s. d.) 199

Pascha (*paşa*): Titel für hohe Militärwürden, Wesire und Statthalter des Osmanischen Reiches 20 f., 93, 96, 192 f., 197 ff., 201—211

Paşalı: Mann eines Paschas, Paschadiener, Paschaknecht 204

Piaster (*guruş, kuruş*): Osmanische Silbermünze, damals etwa einem österreichischen Silbertaler gleichwertig 92, 156, 193, 196, 199, 210

Piyade (pers. = Fußgänger): Kleiner Kahn mit nur einem Ruderpaar 181

Ra 'âyâ (arab. = die Herde): Die tributpflichtigen Untertanen des Osmanischen Reiches 20, 31, 34

Ramazân: Der neunte Monat (Fastenmonat) des arabisch-islamischen Mondjahres 34

Reiteroberst (*alaybeği*): Kommandeur des Korps der Lehensreiter (s. d.) einer Provinz 205, 207

Sandschak (*sancak* = Banner): Regierungsbezirk einer osmanischen Provinz, unter einem *Sancakbeği* (s. *Beğ*) 143

Selâm (arab. = Heil, Frieden): Siehe Anmerkung zu S. 70 70

Sipahi (pers. = berittener Krieger): Lehensreiter (s. d.) 143, 148, 153, 155, 191, 202

Şa'bân: Der achte Monat des arabisch-islamischen Mondjahres 33, 212

Tuğra: Namenszug des Regenten, auf dem in seinem Namen angefertigten Schreiben oberhalb des Textes eingesetzt. (Der Schutzumschlag der Serie „Osmanische Geschichtsschreiber" zeigt die *Tuğra* des Sultans Selim III., 1789—1807) 199

Waffenschmiede (*cebeciler*) des Großherrn: Arsenaltruppe der von der Hohen Pforte unterhaltenen osmanischen Reichsarmee (Pfortentruppe) 20, 204, 207.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000235

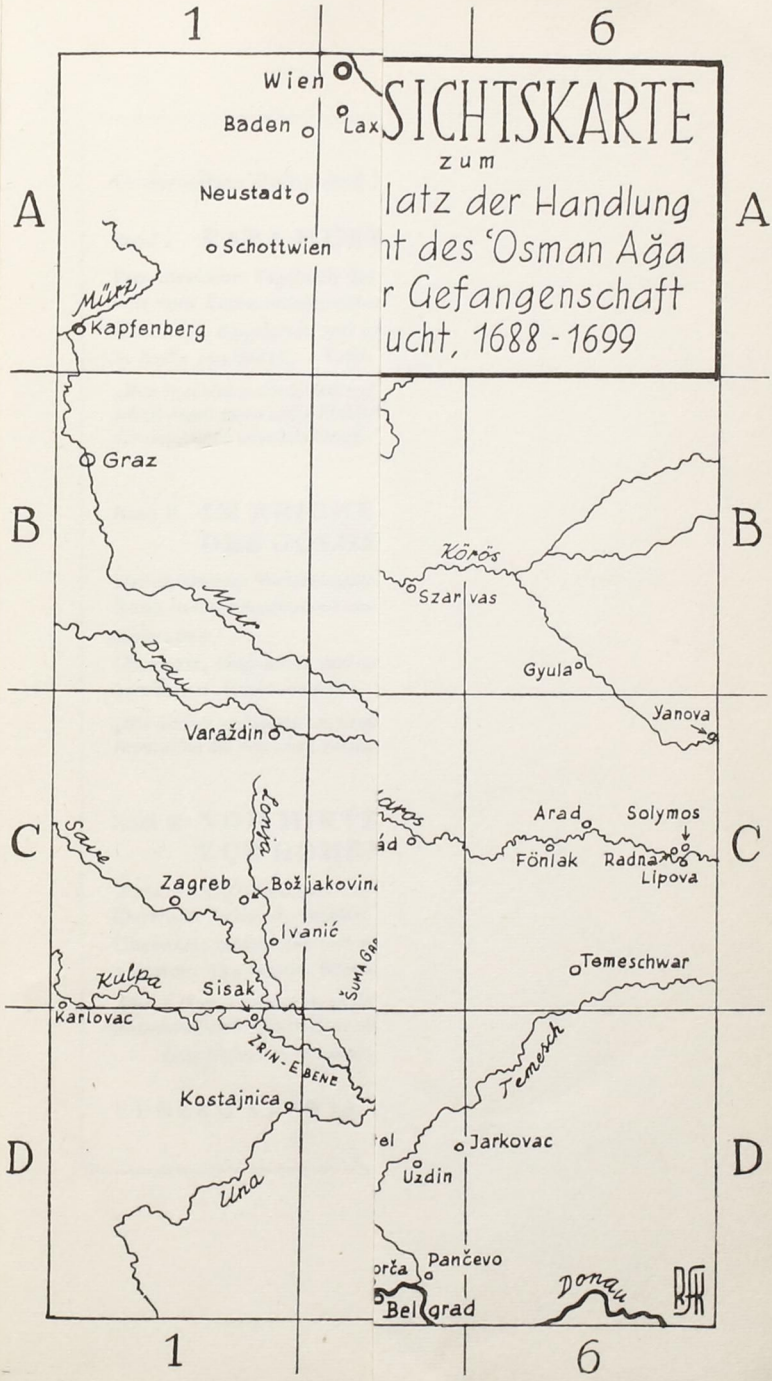
A

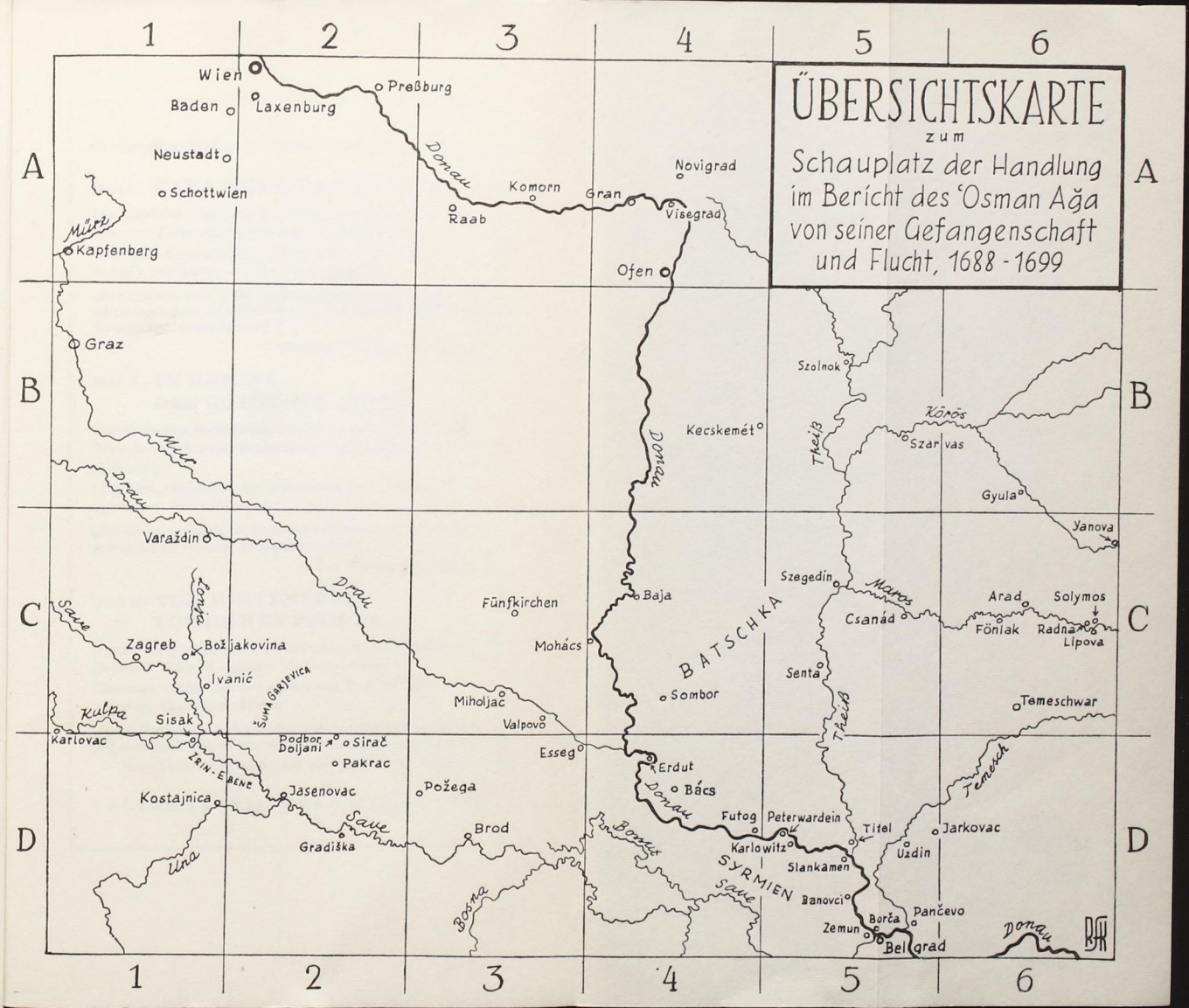
B

C

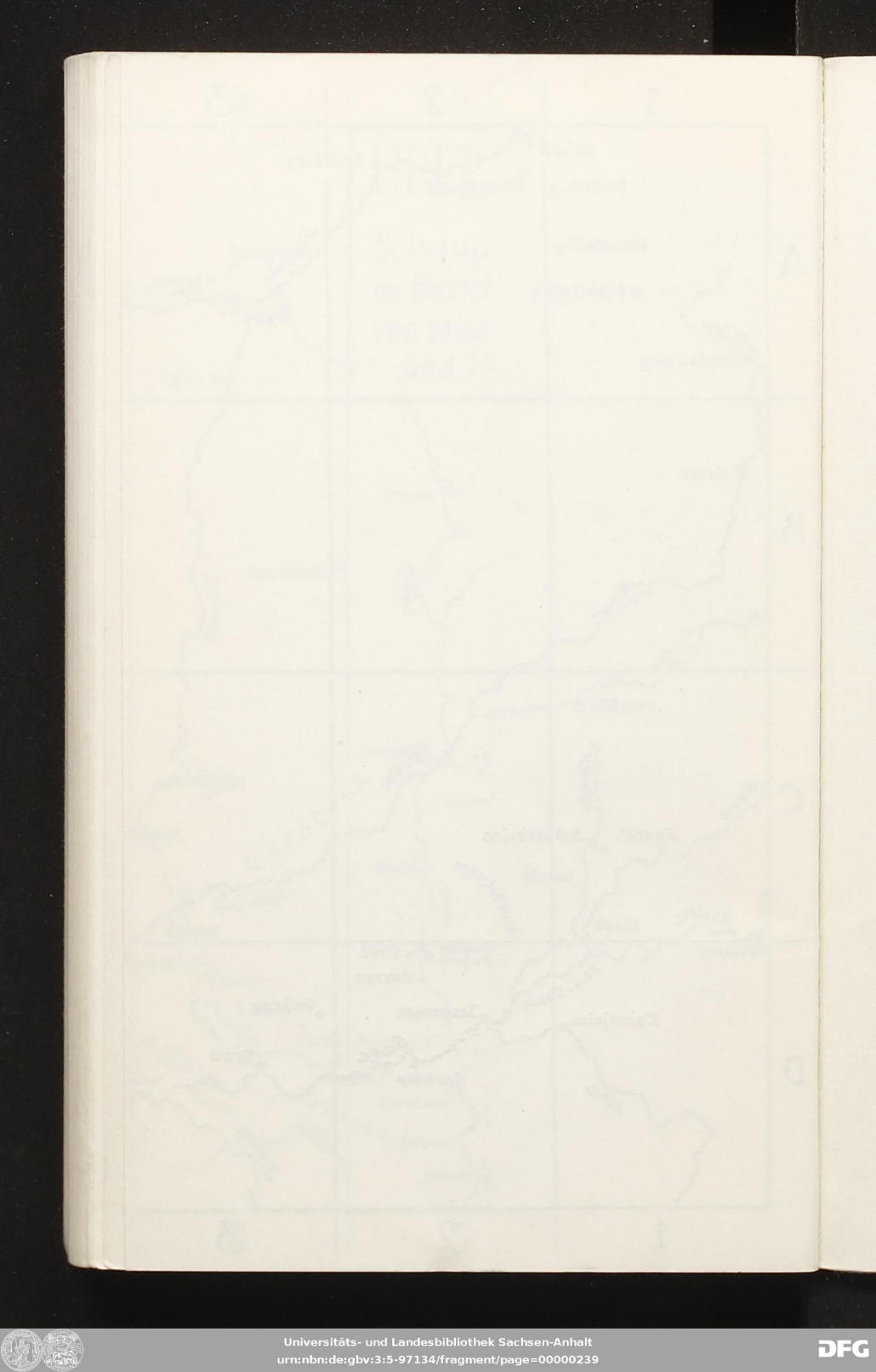
D

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000236


1
6
A
B
C
D
Wien
Baden
Lax
Neustadt
Schottwien
Mürz
Kapfenberg
Graz
Mur
Drau
Varaždin
Körös
Szarvas
Gyula
Yanova
Arad
Solymos
Fönlak
Radna
Lipova
Temeschwar
Temesch
Sava
Zagreb
Božjakovina
Ivanić
Kulpa
Sisak
Karlovac
ŠUMA GR
IRIN-EBENE
Kostajnica
Una
Jarkovac
Uzdin
Pančevo
Donau
Belgrad
SICHTSKARTE
zum
latz der Handlung
nt des 'Osman Ağa
r Gefangenschaft
ucht, 1688 - 1699



Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000238



In derselben Reihe sind bisher erschienen:

Band I **KARA MUSTAFA VOR WIEN**

Das türkische Tagebuch der Belagerung Wiens 1683, verfaßt vom Zeremonienmeister der Hohen Pforte.
Übersetzt, eingeleitet und erklärt von R. F. Kreutel.
2. Aufl. 194 Seiten. 1 Tafel. Franz. brosch.

„Man liest sich rasch in dem trefflich übersetzten Tagebuch fest und erhält damit einen tiefen Einblick in die türkische Welt und die Art der damaligen Glaubenskämpfe."

Literatur-Anzeiger, Darmstadt

Band II **IM REICHE DES GOLDENEN APFELS**

Des türkischen Weltenbummlers Evliyâ Çelebi denkwürdige Reise in das Giaurenland und in die Stadt und Festung Wien anno 1665.
Übersetzt, eingeleitet und erklärt von R. F. Kreutel.
291 Seiten. Franz. brosch.

„Mit solchen verlegerischen Großtaten wird viel für die ramponierte Reputation des deutschen Verlagwesens getan."

Der Tagesspiegel, Berlin

Band III **VOM HIRTENZELT ZUR HOHEN PFORTE**

„Denkwürdigkeiten und Zeitläufte des Hauses ʿOsman" von Derwisch Achmed, genannt ʿAşık-Paşa-Sohn.
Übersetzt, eingeleitet und erklärt von R. F. Kreutel.
3 Karten. 334 Seiten. Brosch.

„Damit liegt erstmalig ein wichtiges und charakteristisches Zeugnis frühosmanischer Chronikliteratur in deutscher Übersetzung vor."

Geschichte in Wissenschaft und Unterricht, Stuttgart

VERLAG STYRIA GRAZ WIEN KÖLN

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000240

Fü 1720

ULB Halle
000 061 727
3/1

Hier bleibt er nun sieben Jahre unter allerlei aufregenden und sogar lebensgefährlichen Abenteuern. Er begleitet aber auch seinen Herrn auf dessen Reisen nach Bayern, Italien und Ungarn. Schließlich gibt ihm der Frieden von Passarowitz (1699), demzufolge die habsburgisch-osmanische Grenze für die Rückwanderer geöffnet wird, die Möglichkeit zur Flucht, die ihm — man möchte fast sagen: milieugetreu — in der Verkleidung eines kaiserlichen Offiziers unter geradezu dramatischen Wendungen gelingt. Nun wird er Dolmetscher im diplomatischen Dienst der Pforte und betritt das habsburgische Gebiet bald wieder als angesehener Mann. Das spätere Vordringen der Kaiserlichen verschlägt ihn nach Vidin und schließlich nach Istanbul, wo er weiterhin als Dolmetscher arbeitet.

Die Selbstdarstellung seines abenteuerlichen Lebens ist nicht nur spannend, sondern ungemein anschaulich und macht uns sowohl mit der Denkweise eines kriegsgefangenen Türken als auch mit den Lebensverhältnissen in den habsburgischen Städten und Grenzgebieten bekannt. Die Schilderung dieser Lebensverhältnisse ist wieder deshalb besonders aufschlußreich, weil sie von einem Fremden stammen, der aus dem militärischen Mittelstand kam, aber doch so gebildet war, für seine türkischen Landsleute eine „Deutsche Geschichte“ zu verfassen. Mit Recht könnte „Der Gefangene der Giauren“ mit dem deutschen „Simplizius Simplizissimus“ verglichen werden.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000242

Parallel zu dieser Reihe
sind erschienen:

Byzantinische Geschichtsschreiber
Hrsgeg. v. Endre v. Ivánka

Band I: Die letzten Tage von Konstantinopel. 101 Seiten.
Band II: Europa im XV. Jahrhundert, von Byzantinern gesehen. 191 Seiten.
Band III: Die Normannen in Thessalonike. 163 Seiten.
Band IV: Byzantinische Diplomaten und östliche Barbaren. 223 Seiten.
Band V: Vademecum der byzantinischen Aristokraten. 164 Seiten.
Band VI: Bilderstreit und Arabersturm in Byzanz. 244 Seiten.
Band VII: Die Krone der Komnenen. 314 Seiten.
Band VIII: Abenteurer auf dem Kaiserthron. 291 Seiten.
Band IX: Die Kreuzfahrer erobern Konstantinopel. 320 Seiten.
Band X: Nikephoros Phokas, „der bleiche Tod der Sarazenen", und Johannes Tzimiskes. 193 Seiten.

Slavische Geschichtsschreiber
Hrsgeg. v. Günther Stökl

Band I: Zwischen Rom und Byzanz. 197 Seiten.
Band II: Serbisches Mittelalter, Bd. 1, Altserbische Herrscherbiographien. 176 Seiten.

Die Reihen werden fortgesetzt.
Erhältlich durch jede Buchhandlung.

VERLAG STYRIA · GRAZ · WIEN · KÖLN

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000243

1720

GEFANGENE
R GIAUREN

chen Schicksale des Dolmetschers
n Ağa aus Temeschwar,
n ihm selbst erzählt

, eingeleitet und erklärt von

IARD F. KREUTEL
und
OTTO SPIES

RIA · GRAZ · WIEN · KÖLN

Farbkarte #13
B.I.G.
Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black
Inches Centimetres

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97134/fragment/page=00000244